Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.



Heimatszauber

und andere Novellen

von

Ernst Wechsler.

(Mit dem Bildnis des Verfassers.)

Leipzig 1893,
Verlag von Wilhelm Friedrich.

Herrn Major a. D.

G. A. W. Schueler

in aufrichtiger Hochachtung.

Inhalt.

Heimatszauber.

Vor einigen Jahren war's. Ich fühlte mich bereits erhaben über all die süßen und wilden Jugendthorheiten und Jünglingsschwärmereien, ich pochte auf meine Erfahrungen und wußte, von welcher Seite man das Leben anzufassen habe, um etwas zu erreichen und in der Welt zur Geltung zu kommen. Ich hatte mein dreißigstes Jahr noch nicht ganz überschritten und war kerngesund: ein langes Leben lag vor mir und ich hatte über die Ausfüllung desselben die festesten Dispositionen getroffen. In rastloser, strenger Arbeit suchte ich das Ziel und Glück meiner Zukunft; Abirrungen von diesem Wege durfte und wollte ich mir auf keinen Fall gestatten. Es war meine Ueberzeugung, daß es nichts Besseres gäbe, als auf dieser kalten und vernünftigen Welt ein kalter, vernünftiger

Mensch zu werden. Liebe und Freundschaft hielt ich für Jugendideale, die man mit dem Eintritt der Charakterreife ironisch lächelnd abstreift. Ein Gegner der Ehe wurde ich nicht, im Gegenteil, ich gedachte mir eine „tüchtige, junge Dame zu wählen, und sie zur Herrin meiner Wirtschaft zu machen". Aber Eile hatte ich damit nicht und so lebte ich dahin und war in meiner Weise glücklich.

Viele werden mich nach diesen Worten für einen kühlen, rücksichtslosen Streber halten, dem nichts über die eigene Wohlfahrt ging. Ich war alles andere eher als dieses. Die eisige Weltanschauung, die stumme Menschenverachtung, die ich mir damals ins Herz ätzte, war der Niederschlag jener bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen, wie sie keinem jungen Mann erspart bleiben, der frühzeitig den Kampf ums Dasein aufzunehmen gezwungen ist. Aus dem ehemaligen weichherzigen Träumer wurde ein innerlich verbitterter Verstandesmensch, der sich an der Menschheit dadurch zu rächen suchte, indem er sich von ihr zweifelnd und grollend zurückzog. Und daß ich gerade in dieser kritischen Periode folgende Geschichte erlebte, beweist mir, daß die geheimnisvollen, erhabenen Gewalten, welche den Lauf der Sonne leiten und das dämmernde Sein des Wurms beschützen, oft auch mit bewußter, milder Ironie das Schicksal eines Menschenkindes gestalten.

Das ruhige, regelmäßige Nacheinander meiner Tage wurde plötzlich durch eine Thatsache unterbrochen, die, an und für sich höchst geringfügig, mich dennoch zum Nachdenken veranlaßte. Ich erfreute mich bisher eines gesunden, traumlosen Schlafes, und nun passierte es mir, daß mir jede Nacht träumte, bald angenehm, bald schreckhaft, aber der Schauplatz meiner Träume blieb stets meine Heimatsstadt. Meine Heimatsstadt! Jahre vergingen, ohne daß ich auch nur flüchtig des Ortes gedachte. Und jetzt steigt diese Stadt in nächtlichen Stunden am Horizont meiner schlummernden Seele empor, wie eine nahe Luftspiegelung, in brennenden, lodernden Farben, in naturgetreuen und doch phantastischen Umrissen; Personen aus meiner Jugendzeit, deren ich mich kaum mehr besinnen könnte, wenn ich ihnen auf der Straße begegnete, treten auf, ich erlebe die Vorfälle lang vergangener Jahre noch einmal, in buntester Verschmelzung, in abenteuerlichster Umrahmung . . . Und während ich jeden Tag einen Teil des mir vom Schicksal bestimmten Weges zurücklege, verliert sich nachts meine Seele in Gegenden, die weit, weit hinter mir liegen, und so lebte ich ein Doppelleben, aus Traum und Wirklichkeit gemischt, das mich allmählich aus dem Gleichgewicht meiner Ruhe brachte.

Als ein Mann der Aufklärung sagte ich mir,

daß selbst das Ungreifbarste und Haltloseste auf Erden, ein Traum, nicht so ohne weiteres entstehen könnte, und daß man jedenfalls an jene Dinge vorher gedacht oder sich mit ihnen beschäftigt haben müsse, ehe man davon nachts träumte. Hier stand ich vor einem Rätsel, denn ich wußte ganz genau, daß mein Denken und Trachten während der letzten Zeit auch nicht einen Augenblick meine Heimatsstadt berührt hat. Waren mir also diese Träume unerklärlich, so erschienen sie mir, der ich mich stets streng beobachtet hatte, physiologisch interessant: Jedesmal war mir, als sei ich in meiner Vaterstadt zu Besuch. Trunken vor Glück durchstreifte ich die Straßen und Plätze, alle Stätten meiner Jugend, die grünen, blühenden Pfade des Stadtparks; alle Menschen, mit denen ich jemals in Berührung gekommen, suchten mich auf oder ich traf sie zufällig, das gab ein jubelndes Begrüßen und Erkennen; wie im Rausche vergingen mir die Tage, alles hatte ich wiedergesehen und nichts versäumt, und da stand ich vor dem Bahnhof und wollte abreisen. Und da, in der letzten Minute, fuhr ich erschreckt zusammen: „Um Gottes Willen, wie konntest du es vergessen! Deinen Bruder hast du nicht aufgesucht, seine Frau nicht gesehen, seine Kinder nicht geküßt; ohne ihnen auch nur ein Lebewohl zuzurufen, willst du jetzt wegfahren?“ Verzweifelt stand ich da, eine

namenlose Sehnsucht ergriff mich nach meinem Bruder, da pfeift die Lokomotive — und ich wache auf. Waren meine Träume auch noch so verschieden, mit dieser Pointe endigten sie immer, jedesmal nahm die selige Freude ein Ende, weil ich die Familie meines Bruders nicht aufgesucht hatte. — Schmunzelnd sagte ich mir: „Es kann ja gar nicht anders sein! Dein Bruder hat sich während deiner Abwesenheit verheiratet, du kennst weder seine Frau noch seine Kinder. Im Traume besuchtest du all die, die du kennst, und dein Gehirn ist nur allzu willig, die Jugendeindrücke traumhaft leuchtend aufleben zu lassen, die Association der Bilder führt dich auch zu deinem Bruder, du weißt, er ist verheiratet, von seiner Familie aber hat dein Gehirn in seinen Zellen keinen Eindruck aufgenommen, es kann dir also auch kein Traumbild bieten; die Lücke, die hier entsteht, erweckt dir ein Unbehagen, das sich sofort in der Scene vor dem Bahnhof äußert, und darüber wachst du auf." Mit dieser Erklärung war ich allerdings zufrieden, aber warum träumte ich überhaupt von meiner Heimat, und beinahe allnächtlich? Jetzt, wo ich den Ort seit zehn Jahren nicht gesehen und auch absichtlich gemieden habe? Oder sollte sich vielleicht in diesen Träumen etwas ankündigen, was ich bisher nur dem Namen nach kannte, nämlich Heimweh?

Heimweh!

Ich lachte bitter bei diesen Worten auf. Es ist wahr, in dieser Stadt habe ich das Licht der Welt erblickt, aber auch die Wucht eines unermeßlichen Unglücks erdulden müssen. Nein, nicht Liebe, nicht Sehnsucht verdient die Stadt, sondern meinen unauslöschlichen Haß. Hier war es, wo ich im zarten Knabenalter rasch nacheinander Vater und Mutter verlor, in meiner Heimat lernte ich zuerst die Kleinlichkeit, den Geiz, die Härte, den Eigennutz der Menschen kennen, meine Heimat ließ mich die Einsamkeit, die Verzweiflung, die Not eines auf sich selbst gestellten, verlassenen Herzens bis zur Neige kosten, und ich sollte jetzt Sehnsucht nach ihr empfinden? Die Heimat, bei deren Namen ich kalt und gleichgiltig bleibe, nach ihr sollte ich nachts in seligen Träumen inbrünstig die Hände ausstrecken? Und doch geschah's. Und doch küßte ich allnächtlich im Traum schluchzend vor Wonne den Boden meiner Heimat, und doch jubelte ich den Menschen zu, die mir meine Jugend vergällten, und doch haftete mein Aug' im Traum voll Entzücken an den malerisch geschwungenen Straßenlinien jener Stadt, die ich am Tage, wäre ich ein allgewaltiger Imperator, ruhigen Blutes dem Boden gleich machen lassen würde, lebte nicht dort mein Bruder, das einzige Wesen auf Gottes weiter Welt, das meinem Herzen nahe steht.

O, unergründlicher, geheimnisvoller Zwiespalt der menschlichen Seele, daß wir ein Ding lieben und hassen können, daß wir unbewußt ein Ding im Weben und Raunen der Nacht in überströmender Zärtlichkeit umschlingen, um es im dröhnenden Tumult des Tages verächtlich von uns zu stoßen!

Was mich am meisten der Stadt entfremdete, war ein kleines Liebesabenteuer, eine rechte Jugendeselei, über die jedermann lachte, niemand aber konnte ahnen, wie tief Amors Stachel in meinem Herzen saß und lang über die Zeit hinaus, die derlei harmlose Gefühlsüberwallungen zu dauern pflegen. Als sechzehnjähriger Gymnasiast verliebte ich mich in ein Mädchen, das um vier Jahre älter als ich war. Ich habe mit ihr nie ein Wort gesprochen, aber drei volle Jahre hindurch währte der berauschende Zauber, der die verführerische Anmut dieses Mädchens auf mich ausübte. Ich traf sie gewöhnlich um die vierte Nachmittagsstunde vor dem Portal der städtischen Volksschule, sie holte ihr kleines Schwesterlein ab. Ach, was hätte ich dafür gegeben, ihr nur einen Augenblick ungestört ins Auge blicken zu können! Meine jugendliche Schüchternheit verhinderte mich stets, an ihrer Seite stehen zu bleiben; wie in rasender Eile stürzte ich an ihr vorüber, und das Momentbild, das meine zitternde Seele von ihrer Gestalt in sich aufnahm, wurde

mir zu einer ewigen Quelle bittersüßer Seligkeit. Drei Jahre hindurch währte diese geheime, abgöttische Verehrung, die ich meiner Schönen zollte, und Ritter Toggenburg hätte an mir Freude und Trost gefunden. Aber was ich in den tiefsten Tiefen meines Innern verborgen wähnte, kam an den Tag. Wer mich verraten, weiß ich nicht, ich glaube, ich war mein eigener Verräter. Und in meiner Verzückung merkte ich nicht, wie hinter mir stets Kollegen folgten, sich an der jäh wechselnden Blässe und Röte meines Angesichts grausam weideten, und wohl auch allerlei Bemerkungen machten, die ich nicht hörte, aber das Mädchen. Anfangs belustigte sie meine stumme Verehrung, dann wurde sie ihr lästig, bis mir eines schönen Tages der Direktor unseres Gymnasiums in dürren, strengen Worten erklärte, der Vater jener Dame — jetzt erst hörte ich, wie sie hieß — hätte Klage über mich geführt, und ich möge daher derlei „Dummheiten" sein lassen Gewiß, es war eine Dummheit, aber was habe ich denn eigentlich gethan? Was habe ich mir eigentlich zu Schulden kommen lassen, daß ich plötzlich der ausgelachteste junge Mensch des kleinen Ortes wurde? In meinem Herzen brannte ein grimmer Schmerz über das schreiende Unrecht, das man mir zufügte — und wie tief, wie nachhaltig derlei Jugendeindrücke wirken, wird jeder aus seinem eigenen Leben wissen.

Allerdings, jetzt nach zehn Jahren, lache ich selbst darüber, jetzt geht mir auch das Verständnis für jene rührende Komik auf, die meiner platonischen Liebe zu einem um vier Jahre älteren Mädchen innewohnte, und doch, bis heute habe ich nicht mehr wieder das für ein Mädchen empfunden, was damals mit elementarer Gewalt durch mein feurig aufwallendes Blut schoß. Noch höre ich das Lachen, welches meine „Liebe“ anstimmte, als ich ihr wenige Tage nach der empfangenen Rüge zufällig begegnete... Und von all diesen Dingen wissen meine Träume nichts. In Träumen gehe ich mit ihr Hand in Hand durch die Straßen, oder wir stehen vor dem Portale der Schule und plaudern fröhlich mit einander, sie himmlisch schön und ich voll Glück und Ruhe.

„Mein Gott,“ sprach ich zu mir, „was haben denn diese hübschen aber kindischen Träume zu bedeuten? Ich glaube ja nicht an eine geheimnisvolle Kraft der Träume, und doch, was sollen diese bunten Gaukelbilder der Nacht, diese Irrlichter der Phantasie? Welche unbekannten Mächte treiben denn in meinem Gehirn ihr Unwesen und lassen mir Erinnerungen in einem holden Lichte erscheinen, die ich aber in Wirklichkeit als trübe und herbe erkannte? Welche unbekannten Mächte spalten eigentlich mein Seelenleben in zwei Teile, sodaß der eine nahezu eifersüchtig auf den andern wird? Ich will ja gar

nichts Gutes von meiner Heimatsstadt träumen — und es geschieht doch?

Die trauten, süßen Bilder, die ich des Tags von mir scheuchte, kehrten des Nachts immer wieder, und dieser Zwiespalt in mir drohte mich schließlich in einen aufregend nervösen Zustand zu versetzen, der mich in meinen Arbeiten hindern mußte. Da ich wußte, daß es für solcherlei Affekte keinen diplomirten Arzt gibt, beschloß ich, mich auf eigene Faust zu heilen. Ich verfuhr ganz systematisch, indem ich gleich die Wurzel des Uebels zu fassen suchte. Und so löste ich mir eines schönen Tages ein Billet nach A., dem Ort meiner Träume. „Wenn du die graue, nüchterne Wirklichkeit siehst, verschwinden die Visionen von selbst: in A. wirst du nicht mehr von A. träumen.“ Mit einer gewissen Schadenfreude sah ich dem Genesungsprozeß entgegen, mit dem ich auch einen Schabernak jenen mystischen Gewalten spielen wollte, die mir mein Gehirn mit ihren Traumbildern umnebelten.

Nicht ohne innere Bewegung traf ich in A. ein. Ehe ich meinen Bruder aufsuchte, der von meiner Ankunft keine Ahnung hatte, drängte es mich, einen Spaziergang durch den kleinen Ort zu machen. Er hatte sich während der letzten Jahre beinahe gar nicht verändert. Hie und da stand jetzt statt des früheren einstöckigen Häuschens ein moderner Bau,

eine neue Kirche bemerkte ich, und wo früher auf einigen öden Baugründen schillerndes Unkraut wucherte, erhoben sich Fabriken, mächtige Rauchsäulen entschwebten den Schloten und woben um ihre Umgebung einen mählich zerfließenden und immer wieder sich erneuernden, auf und nieder flatternden Schleier. Ich hoffte, daß mich angesichts der bekannten Straßen und Plätze, die ich in verklärtem Lichte meiner Träume gesehen, ein bitteres Gefühl überkommen werde, aber ich täuschte mich. Nichts störte mich in meiner Seelenruhe, gleichgiltig betrachtete ich alles um mich, die Jugendzeit lag eben hinter mir, ich war ein anderer geworden; wo früher ein innerlich haltloser, sentimentaler Jüngling-Knabe geweilt, wanderte jetzt ein Mann, der sich keine große, aber eine sichere Stellung im Leben eroberte. Lächelnd wandte ich meine Schritte nach dem runden, von hochästigen, schattenreichen Linden umsäumten Platze, in dessen Mitte die Volksschule stand, vor deren Portale ich die einzelnen Phasen meines „Romans" erlebte und erlitt. Ich konnte einen lauten Ausruf des Bedauerns nicht unterdrücken, als ich sah, daß das Gebäude verschwunden und statt seiner vor mir ein in elegantestem, modernem Stil gehaltenes Schulpalais in die Höhe ragte: „Also nicht einmal das Haus ist mehr vorhanden, und du träumst noch immer von der albernen Geschichte?" schalt ich mich spöttelnd,

und als ich den Weg nach meines Bruders Wohnung einschlug, hielt ich mich bereits nach den ersten Stunden meines Aufenthalts in A. vollkommen geheilt und gedachte mich gefahrlos aus meiner „Behandlung entlassen zu können". So übermächtig wirkt die Unmittelbarkeit des realen Lebens, daß vor ihr die zarten Gespinnste einer erregten Einbildungskraft wie glitzernde, gewichtslose Sommerfäden davonflattern.

Meinem Bruder verschwieg ich den Anlaß, der mich hieher geführt, aber ich pries ihn dankbar als eine gütige Vorsehung des Himmels, denn meine Freude, die Familie meines Bruders kennen zu lernen, war eine grenzenlose. Ich begrüßte in meiner jungen Schwägerin ein liebes, fleißiges Hausmütterchen, deren Ueberzeugung, daß ihre beiden Kinder die größten Wunder der Welt wären, ich vollkommen teilte. Eine volle Woche verging mir im Nu. Der Zauber eines gefesteten Familienlebens umfing mich landfahrigen Junggesellen mit so süßen Banden, daß mir wohl wie noch nie in meinem Leben wurde. Und so beschloß ich, noch vierzehn Tage hier zu bleiben. Wer mir vor wenigen Monaten gesagt hätte, es werde mir in A. so gut gefallen, ich hätte ihn ungläubig angestarrt. Ich verkehrte allerdings mit niemand außerhalb des Kreises, der sich um die Familie meines Bruders schloß.

Eines Tages schlenderte ich durch die Straßen, als ich plötzlich an meinem Fuße um die Kniescheibe etwas krabbeln fühlte. Ich blickte nieder, ein kleines Kerlchen verfängt sich mit seinen Fingern in meinen Hosenfalten und ruft:

„Du, fremder Onkel, Dich hätt' ich beinahe umgerannt, hab' ich dir weh gethan?"

„Nein, mein junger Herr," sagte ich lachend und fuhr dem Kind durchs dichte, blonde Haar, „danken wir's dem lieben Gott, daß kein Unglück geschehen ist."

„Weißt Du," ruft das dünne Stimmchen, „das hätte aber auch sehr leicht geschehen können. Ich bin so stark," und dabei reckte der allerliebste Junge den Arm aus, in der Manier eines Erwachsenen, der seine Armmuskeln spannen will.

„Karl, Du bist doch ein rechter Prahlhans," höre ich jetzt eine sanfte, etwas verschleiert klingende Stimme. Ueberrascht sehe ich auf, eine junge Dame, an der rechten Hand ein kleines Mädchen führend, steht vor mir. Ein Blick auf ihr Antlitz, ihre Gestalt — und erbleichend weiche ich zurück.

Mein Gott, ist denn in A. die Zeit stille gestanden? Oder träume ich am helllichten Tage? Vor mir steht, erstaunt ihr Auge auf mich Betroffenen richtend, jenes junge Mädchen, um keinen Zug verändert, im vollsten Schmuck jungfräulicher Schönheit, dem ich vor mehr als dreizehn Jahren

die Huldigung meines Herzens darbrachte und vor dem einen so langen Augenblick stehen zu dürfen wie jetzt, ich mit Freuden damals meine Seele dem Teufel verschrieben hätte. Ja, das waren die zierlichen Stirnlöckchen, das schelmisch blitzende Auge, die bleichen Wangen, dieselben feinen, schmachtenden Züge um Nase und Mund, das war auch derselbe undefinirbare Reiz, der um ihre ganze Gestalt webte, und der mein Inneres blitzartig durchleuchtete, so oft ich des Mädchens ansichtig wurde; ja, das war sie, und nun schenkte es mir ein Zufall, ihr tief ins Auge sehen zu können, was ich vor vielen Jahren sehnsüchtig, aber vergeblich erstrebte.

Von Purpur übergossen, in größter Verlegenheit stand die junge Dame vor mir, sie wußte offenbar nicht, sollte sie an dem seltsamen Menschen, der sie unverwandt anstarrte, wortlos vorübergehen, oder warten, bis es ihm gefiel, ihr ob seines Benehmens Aufklärung zu geben. Ehe sie aber eine Entscheidung treffen konnte, hatte ich mein Erstaunen bemeistert; ich zog respektvoll den Hut ab, verbeugte mich tief und sprach: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen den Weg versperrte und Sie in einer Weise fixirte, die Sie beinahe verletzen mußte. Und doch würden Sie es begreiflich finden, wenn Sie wüßten, was mir bei Ihrem Anblick, der mir so plötzlich gewährt wurde, durch den Kopf schoß.“

Bei diesen Worten wurde das Mädchen noch verlegener, und sie schickte sich, unmerklich die Achsel zuckend, zu gehen an.

„Nein," rief ich in überwallender Bewegung. „Sie sollen mich nicht verlassen, ehe Sie mir nicht ein Rätsel gelöst haben. Sind Sie Fräulein Käthe Heddorf, die Tochter des Bauinspektors, oder nicht? Ich bitte Sie inständigst, beantworten Sie mir diese Frage!"

Das Antlitz des Mädchens verfinsterte sich und ich hätte sicher eine derbe Abweisung zu hören bekommen, wenn nicht der Knabe, der sich noch immer an meinem Beinkleid festhielt, mit seinem Händchen auf das Mädchen zeigte und fröhlich ausrief: „Ja, ja, Fräulein Heddorf!"

„Also sind Sie wirklich Käthe Heddorf," schrie ich jubelnd, „Himmel, Sie haben sich seit dreizehn Jahren gar nicht geändert —"

Ehe ich aber meinen Satz beenden konnte, brach das Fräulein in ein lustiges Lachen aus und sagte errötend: „Vor dreizehn Jahren war ich kaum sieben Jahre alt und fing erst die Schule zu besuchen an. Sie sehen also, mein Herr, etwas verändert habe ich mich doch."

„Und Käthe Heddorf?"

„Frau Käthe von Algers ist meine ältere Schwester und die Mutter dieser Kinder."

„Ja, das stimmt," sprach gravitätisch der Junge, „und das ist Tante Sophie, die mit uns immer spazieren geht und gestern zu Mama gesagt hat, sie will keinen Mann heiraten, der Cigarren raucht und wie ein Schornstein qualmt. Rauchst du, fremder Onkel?"

„Aber, Kleiner," sagte ich lachend, und sah absichtlich nicht zu dem wieder in Verlegenheit geratenen Fräulein hinüber, „das hat Deine Tante nicht zu Dir, sondern zu Deiner Mama gesagt, und das hättest Du daher nicht ausplaudern dürfen. — Wenn Du das noch einmal thust, nimmt Dich Deine Tante nicht wieder mit. Nicht wahr, Tante Sophie."

„Ganz gewiß," bekräftigte diese.

„Und nun, mein gnädiges Fräulein, gestatten Sie mir gütigst, Sie nur wenige Minuten begleiten zu dürfen. Mich drängt es, Ihnen ein kleines Geständnis zu machen, das Ihnen auch mein sonderbares Benehmen erklären wird." Wortlos schritt ich neben ihr eine kurze Weile hin, die beiden Kinder sahen mit großen Augen auf mich, Gott sei Dank, sie konnten noch nicht begreifen, was ich jetzt zu der jungen Dame sprach:

„Ich weiß, mein gnädiges Fräulein, daß Sie mich binnen kurzem von Herzen auslachen werden. Thun Sie es nur ungeniert, ich werde Ihnen sogar dabei helfen. Vor dreizehn Jahren verliebte ich mich, ein unreifes Bürschchen, in Ihre Schwester. Dort

drüben auf dem Platz, wo die alte Volksschule stand, traf ich immer das Ideal meiner Seele —“

„Das weiß ich alles,“ unterbrach mich langsam das Mädchen und sah mich spöttisch an, „dort drüben lernte ich lesen und schreiben; ich kann mich Ihrer sogar noch erinnern, denn so oft meine Schwester und ich Sie auf dem Platze sahen, heulte hinter Ihnen eine ganze Schaar Jungens, und das war so komisch! Meine Schwester durfte mich dann auch gar nicht mehr abholen, der Vater verbot es.“

„Ich dachte, daß diese lächerliche Geschichte nur in meinem Herzensleben eine große Rolle gespielt hat. Wie so kommt es, daß Sie sich noch daran erinnern können?“

„Von Ihnen wurde sehr viel gesprochen, und noch vor wenigen Wochen waren Sie einmal Gegenstand einer lustigen Unterhaltung zwischen meinem Schwager und meiner Schwester.“

Ein gewisses Gefühl der Bitterkeit quoll in mir auf. Bei diesen Leuten war ich also bis zum heutigen Tage jener komische Jüngling geblieben, während ich die ganze Angelegenheit längst vergessen und sie nur in meinen Träumen lebend glaubte. Ach, und wie schön war das neben mir wandelnde Fräulein, in dessen Augen ich, der ausgereifte Mann, noch bis heute der verschüchterte, liebestolle Knabe von ehedem sein mußte!

„Ja, ja," seufzte ich, „das ist die irdische Gerechtigkeit! Was konnte ich dafür, daß die Schönheit Ihrer Schwester mich armen Jungen verwirrte, und sollte ich damals wirklich zu solcher Heiterkeit Anlaß gegeben haben, daß sie selbst nach dreizehn Jahren fortwirkt? Hören Sie, gnädiges Fräulein, wenn jeder Knabenstreich so hart geahndet wird, daß man noch nach vielen Jahren darunter leiden muß, dann wäre es um uns Männer schlimm bestellt. Ich sagte wohl vorhin, daß Sie über mein Geständnis lachen werden, aber ich konnte nicht ahnen, daß Ihr Spott weniger meiner Jugendeselei als mir selber gelten wird."

Sie antwortete lebhaft: „Mein Herr, Sie sind sehr im Irrtum, wir haben nie Ihrer im Spott gedacht, dazu hätte meine Schwester am allerwenigsten Anlaß. Denn Sie haben ja ihr Glück begründet."

Ueberrascht blieb ich stehen. „Ich hätte das Glück Ihrer Schwester begründet? Ja, wie ist denn das möglich? Das müssen Sie mir nun ganz genau erzählen!"

„Nein, mein Herr, das werde ich nicht thun, ich habe keine Berechtigung, die Herzensangelegenheiten meiner Schwester auszuplaudern, und überdies — ich — kenne Sie ja — eigentlich gar nicht!"

Diese stockenden Worte erhöhten mein Erstaunen.

„Wie, gnädiges Fräulein, Sie wollen mich nicht kennen, mich, von dem laut Ihren Worten bei Ihnen

so oft die Rede war und der im Leben Ihrer Frau Schwester eine erfreuliche Rolle gespielt haben soll? Ist das nicht sehr seltsam?"

„Allerdings, aber es ist so. Wenn wir von Ihnen sprachen, hießen Sie — entschuldigen Sie meine Aufrichtigkeit — nur der „verliebte Student". Wir wußten wohl, daß der selige Kammerrat Peschen Ihr Vormund gewesen, vielleicht wußten wir auch Ihren Namen, aber er geriet in Vergessenheit. Und in diesem Moment habe ich wirklich keine Ahnung, wie der Herr heißt, dem ich soeben Dinge erzähle, die ich lieber hätte verschweigen sollen."

Statt einer Antwort langte ich mein Etui hervor und überreichte ihr stumm meine Karte. Sie nahm das Blatt und warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Werden Sie jetzt zu mir Vertrauen fassen, gnädiges Fräulein, und mir mitteilen, was ich denn ohne mein Wissen zum Glück Ihrer Schwester beigetragen habe?"

In diesem Augenblick riß sich der Knabe aus den Händen des Fräuleins ungestüm los, stürmte die Villenstraße, die wir langsam hinabgeschritten waren, vorwärts, riß eine nahe Gartenthüre auf und verschwand hinter ihr. Zugleich hörten wir ihn laut rufen: „Mama, Mama, da kommt Tante Sophie mit einem verliebten Studenten, der gesagt hat, daß er vor dreizehn Jahren unser Papa hat sein wollen;

jetzt zankt er mit Tante Sophie, weil wir ihn alle ausgelacht haben; sieh 'mal, da kommen sie."

„Nun hat Sie der schreckliche, vorlaute Junge bei meiner Schwester in einer Weise angemeldet, daß Sie bleiben müssen, um uns beide anständig aus der Affaire zu ziehen," sagte Fräulein Sophie und sah mich mit einem allerliebsten, feinen Lächeln an. Und da standen wir bereits vor dem Garten, aus dem uns eine stattliche Dame entgegentrat, Frau von Algers, das Ziel meiner Träume vor dreizehn Jahren.

Es war eine komische und zugleich fatale Situation. Ich fand weder das passende Wort, noch den entsprechenden Gesichtsausdruck, der meine Verlegenheit verbergen sollte. Ich verbeugte mich tief und verwünschte eine Sekunde lang den Zufall, der mich hiehergeführt. Fräulein Sophie war geschickter. In scherzender Ungezwungenheit erzählte sie mein Zusammentreffen mit ihr, wer ich sei und was ich gerne noch wissen möchte. Unterdessen hatte ich Gelegenheit, Frau von Algers näher zu betrachten; sie war noch immer eine schöne Frau, blühend von Gesundheit und voll üppiger Formen, aber der süße, magdliche Zauber, der mich einst so berückt und noch immer in meinen Träumen aufleuchtete, er war dahin, und jetzt spürte ich, daß Frau von Algers nie mehr als Käthe Heddorf meine Seele verwirren werde.

Als Fräulein Sophie mit ihrem Bericht zu Ende war, reichte mir Frau von Algers die Hand und lud mich ein, „auf ein Täßchen Kaffee“ hierzubleiben. „Wissen Sie, Herr Doktor, dabei plaudert sich's leichter, namentlich“ — meinte sie schalkhaft, „mit einem alten Bekannten, den man zum erstenmal in seinem Leben spricht.“

Sie schickte die Kinder fort, auch Fräulein Sophie entfernte sich, um den Kaffee zu bereiten. Wir beide aber nahmen auf den zierlichen Rokokostühlen Platz. Frau von Algers maß mich mit einem langen Blicke, voll guter Laune und gewinnender Herzlichkeit. „Was hätten Sie, lieber Herr Doktor, vor dreizehn Jahren darum gegeben, mit mir so ganz allein in einem Garten sitzen zu können? Und jetzt bin ich eine alte Frau und Sie noch immer ein junger Mann. Nein, nein, sagen Sie nichts dagegen, ich übertreibe weder bei mir noch bei Ihnen. Sie ahnten wohl kaum, wie oft ich Sie mir im Geiste herbeigewünscht habe, um Ihnen so recht aus vollstem Herzen zu danken für die unendlich wertvolle Lektion, die Sie mir überspanntem Mädchen mit Ihrer thörichten Leidenschaft erteilt haben.“

„Ihr Fräulein Schwester machte mich schon neugierig, Sie aber, gnädige Frau, steigern meine Ungeduld aufs höchste. Bitte, spannen Sie mich nicht

länger auf die Folter und erzählen Sie mir, wieso ich Ihnen genützt habe."

„Ach, wie gerne erzähl' ich's Ihnen. Schon um Ihnen eine Genugthuung zu geben für die Demütigungen, die Sie meinetwegen erlitten. Und doch, was war das Leid Ihres jungen Herzens gegen die große Gefahr, der ich glücklich durch Sie entgangen! Denken Sie sich, Herr Doktor, während Sie als Knabe sich in ein Mädchen verliebten, das um vier Jahre älter als Sie war, faßte dasselbe Mädchen eine heftige Liebe zu einem um fünfzig Jahre älteren Manne! Ist das nicht zu drollig?"

„Einem siebenzigjährigen Greise schenkten Sie Ihr Herz?" fragte ich betroffen.

„Ja, was man so nennt: sein Herz verschenken. Trotz meiner zwanzig Jahre war ich grün und überspannt wie ein Backfisch; vielleicht hat mir mein Vater eine zu strenge Erziehung angedeihen lassen und mich vor jeder Berührung mit der Wirklichkeit allzu behutsam verschont, sodaß ich damals vielleicht noch kindischer dachte und fühlte, als mein sechzehnjähriger Herr Verehrer. Signor Antonio Strozzi, ein ehemaliger Gesangslehrer, war's, der mir dermaßen imponirte, daß mein Herz in Flammen aufloderte. Er wohnte eine Treppe über uns, ich hatte daher oft Gelegenheit, ihn in unserer Straße oder auf der Treppe zu sehen. Daß er seinen Bart tief-

schwarz färbte und eine mächtige Perücke trug, habe ich nachher erfahren. Glauben Sie mir, daß ich eigentlich seine Perücke liebte. Ich hielt damals langwallendes, dichtes Haar für das Abzeichen eines höheren Geistes, eines Genies, und ein Genie galt für mich etwas, das man nicht anders als lieben, innig lieben mußte. Und ich war dermaßen in Herrn Strozzis Perücke verschossen, daß ich weder Ohr noch Herz für die aufrichtige Verehrung hatte, die mir Rittmeister von Algers entgegenbrachte. Zur selben Zeit, da Sie für Ihre junge Liebe zu mir so bitter büßen mußten, hielt Herr von Algers bei meinem Vater um mich an. Ich setzte seiner Werbung einen so schroffen Widerstand entgegen, daß mein Vater Verdacht schöpfte, mein Herz könnte schon jemand anderem gehören. Aber ich hütete mich, mein süßes Geheimnis der väterlichen Strenge preiszugeben. Auf die Vorwürfe meines Vaters, eine so glänzende Partie ausgeschlagen zu haben, hatte ich ein trotziges Schweigen, das ihn noch mehr erzürnte. Alle Qualen, die ich damals erlitt, vertraute ich rückhaltslos meinem Tagebuche an, hier feierte mein Held die schönsten Triumphe, die ich in schwärmerischem Entzücken seinem stattlichen, interessanten Äußern darbrachte. Auf welche Weise mein Vater dazu kam, von dem Inhalt jener Blätter Kenntnis zu nehmen, ist mir bis zur heutigen Stunde ein

Rätsel geblieben. Genug, eines Tages ließ er mich auf sein Zimmer rufen und dort harrte meiner die grausamste Demütigung, die mir jemals zu teil wurde. Herr Strozzi, Sie und ich waren das Hauptthema seiner Strafpredigt, die auf mein schuldbeladenes Haupt herniederfuhr. Die Hand auf mein Tagebuch stützend, setzte mir mein Vater auseinander, daß ich noch in viel höherem Maße verdiente, von der ganzen Stadt ausgelacht zu werden als Sie. Er sagte, Sie hätten sich in ein älteres Mädchen verliebt, und das sei nur die belächelnswerte Thorheit eines Knaben, ich aber habe die Hand eines geachteten Mannes ausgeschlagen, weil ich, ein reifes, erwachsenes Mädchen, in backfischartiger Verblendung einen Greis verehrte, der nicht ein echtes Haar auf seinem Kopfe trüge, seinen Bart färbte, ein falsches Gebiß im Munde habe, einen Mann von greisenhafter Gebrechlichkeit, an dem ich nur für seinen italienischen Namen und seine Perücke schwärmte. Erbleichend hörte ich die Toilettengeheimnisse meines Helden an und im Nu überschaute ich klar und scharf das Thörichte meines Thuns und Empfindens. Und in dem Momente, wo ich meinem Vater schluchzend um den Hals fallen wollte, erklärte dieser, daß er zur Strafe für mich und zur Genugthuung für Herrn von Algers ihm mein Tagebuch zur Lektüre übergeben werde. Vergeblich war all mein

Weinen und Flehen; hatte mein Vater einen Entschluß gefaßt, mußte er durchgesetzt werden. Vernichtet eilte ich in mein Kämmerlein und warf mich bitterlich schluchzend aufs Sofa. Im Geiste sah ich mich bereits von jenem Hohn und Spott getroffen, dessen Gegenstand Sie gewesen. Herr Strozzi existierte nicht mehr für mich, seitdem ich wußte, wie es um seine Haare und Zähne stand. Aber neben Sie gestellt zu werden, den ich selber ausgelacht habe, meine Neigung mit der Ihrigen verglichen zu sehen, dies verletzte meine Eigenliebe derart, daß ich die nächsten Tage nicht überleben zu können glaubte. Und daß der Inhalt meines Tagebuches offenkundig werde, davon war ich überzeugt. Kam er ja in die Hände eines Mannes, den meine Sprödigkeit aufs heftigste verletzen mußte, und hat nicht mein Vater selbst gesagt, ihm zur Genugthuung werde er die Blätter preisgeben? Und bestand diese Genugthuung nicht darin, daß Herr von Algers jedermann triumphierend sagen werde, das Mädchen, das ihm einen Korb erteilt, sei noch thörichter als der gemaßregelte Knabe? Und zu dem Schmerz über die bevorstehende Kränkung kam die Reue, daß ich mich so weit vergessen konnte, an Lächerlichkeit einen Knaben — entschuldigen Sie, Herr Doktor — zu übertreffen. Im Spiegel Ihrer Liebe sah ich die meinige, scharf und klar in ihrer ganzen Albernheit.

Ich schluchzte ohne Unterlaß und merkte nicht, daß jemand ins Zimmer getreten war. Da fühlte ich mich von zwei Händen umschlungen, und eine zärtliche Stimme flüsterte: „Ich weiß alles, Ihr Vater hat mir den Grund Ihrer Weigerung mitgeteilt.“ Und in süßen, sanften Worten sprach er zu mir, drückte mein Haupt an sich, küßte mich, ich ließ es willenlos geschehen. „Kein Mensch weiß etwas von Ihrem Herzensirrtum, und die beiden einzigen, die Sie verraten könnten, sind Ihr Vater — und Ihr Bräutigam.“ Er sagte dies alles so nett und doch so bestimmt, daß mir leicht und froh ums Herz wurde. Und lassen Sie es mich weiter gestehen, daß ich Herrn von Algers mehr aus Dankbarkeit als aus Liebe die Hand reichte. Nicht einen einzigen Augenblick habe ich diese Dankbarkeit bereut. Die Angst vor Ihrem Schicksal, von der ganzen Stadt ausgelacht zu werden, führte mich in sein Haus als Herrin, und so ward ich eine von der ganzen Stadt beneidete junge Frau. Ich lernte meinen Gemahl näher kennen und lieben, so lieben, wie es ein weibliches Wesen vermag. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen unzähligemale im Geiste gedankt habe, weil Sie eigentlich, ohne es zu wissen und zu wollen, den Grund zu meinem Glücke legten, und ich wünsche Ihnen, Herr Doktor, daß Ihre zukünftige Frau Ihnen das vergelten wird, was Sie mir erwiesen haben.“

„So, liebe Schwester,“ rief Fräulein Sophie, „mit Deinen Geständnissen bist Du zu Ende, und nun laß den Herrn Doktor ungestört ein Täßchen Kaffee trinken.“ Das Tischchen war bereits längst von ihren zarten, flinken Händen gedeckt worden, in den Tassen schimmerte der braune Trank. Ich hatte, offen gestanden, den Vorbereitungen Fräulein Sophiens mehr Beachtung geschenkt als der Erzählung Frau Käthens. Das war ja alles recht hübsch und amüsant, aber was geht mich eigentlich mehr jene Jugendthorheit an und die Heiratsgeschichte der Dame, der ich ja von Herzen alles Glück wünsche, die mir aber fremd und gleichgiltig ist. Frau von Algers ist nicht mehr jenes süße Mädchen, das mir noch vor wenigen Wochen den Schlummer der Nächte raubte. Und doch befand ich mich in einem wundersamen Zustand, der mich so unsäglich wonnig umfing wie jene Träume. Und doch, was ist Wirklichkeit, was ist Täuschung? Hier sitze ich, neben mir in seiner holdesten Schönheit ein Mädchen, dessen Bild mich jahrelang verfolgte, mag das Mädchen Käthe oder Sophie heißen, es ist dieselbe, und ich erlebe jetzt wachend eine jener beglückenden, ruhevollen Traumscenen. Es war mir, als sei ich in lang verflossene Zeiten zurückversetzt, als sei ich noch jener feurig begehrende Jüngling, als habe das Mädchen meiner Sehnsucht mich erhört und jetzt weile ich

neben ihr, sehe ihr tief, durstig, trunken, schwelgend ins Auge, ganz so, wie ichs geträumt . . .

Ich verblieb im Garten der Frau von Algers höchstens eine Stunde, aber als ein ganz anderer ging ich fort. Diese kurze Spanne Zeit hat in mir alle kühlen, verständigen Grundsätze, mit denen ich mein Herz ausfüllte, vernichtet und das feste Gebäude meiner Weltanschauung über den Haufen geworfen. Ein wildes, süßes, ungebändigtes Gefühl durchströmte mein Inneres, ganz so, wie vor dreizehn Jahren, und des Nachts schloß ich kein Auge. Meine Heilmethode hatte ein glänzendes Fiasko erlitten. „Was soll deine Erregung?“ herrschte ich mich an. „Deine Heimat bewährt sich eben in ihrer alten Feindseligkeit gegen dich. Sie sucht dich mit dämonischen Banden zu halten und dich wieder in jene Lächerlichkeiten zu stürzen, die du bereits hinter dir hast! Willst du dich in den Augen jener Leute wieder als der Fant erweisen, der du in Wahrheit vor dreizehn Jahren gewesen bist? Wenn du in Fräulein Käthe vernarrt warst, was geht dich jetzt ihre Schwester an? Sie sieht ihr so ähnlich! Das soll bei Schwestern gerade keine Seltenheit sein. Und deshalb wälzest du dich auf dem Lager ruhelos hin und her? Deshalb sollst du alle deine Erfahrungen und Grundsätze aufgeben? Begnüge dich mit der einfachen Thatsache, daß Sophie jetzt dasselbe hübsche Lärvchen hat wie einst-

mals Käthe, und sei kein Thor und verlasse deine Heimat mit heilem Herzen.“ Über diesen Gedanken schlief ich ein. Aber in wirren Träumen umgaukelte mich Sophiens Bild, sehnsuchtsvoll rief ich ihren Namen, in rasendem Schmerz sie zu verlieren, eilte ich der spöttisch lachenden und davon eilenden Sophie nach — bis ich erwachte.

Mein fester Entschluß fortzureisen, ward zu Wasser, als ich die beiden Damen wieder besuchte. Herr von Algers war auf einige Wochen verreist, und ich wurde ersucht, an seiner Stelle ihren männlichen Schutz auf einem kleinen Ausfluge zu bilden. Ich sagte zu, und nun erlag ich vollkommen dem Zauber, den meine Heimat auf mich ausübte. Die Stadt besitzt eine wunderschöne Umgebung und stundenlang streifte ich als Student in den Wäldern umher. Und jetzt besuchte ich alle diese Stätten trautester Erinnerung mit jenem Mädchen, daß mich ganz vergessen ließ, daß zwischen dem melancholisch-feurigen Jüngling und dem ernsten, gereiften Mann dreizehn schwere Jahre lagen.

Wie ist es möglich, daß ein zwischen den Büschen hervorflatternder Zopf, eine neckische Mädchenstimme, eine während des Gehens unter dem Stoßsaum blitzschnell zum Vorschein gekommene kleine, zierliche Schuhspitze bald in zitternde, sprachlose Wehmut, bald in überquellende, laute Fröhlichkeit versetzen kann?

Aber meine Freundschaft, ja meine Liebe zu der schönen, jungen Dame erzeugte in mir eine zwiespältige Stimmung. Ich gab mir die größte Mühe, mich weder Fräulein Sophie noch ihrer Schwester auch nur durch das leiseste Zeichen zu verraten, wie es um mich bestellt war, denn es war mir klar, daß ich dadurch nur ein Gegenstand vollster Heiterkeit bei ihnen werden müßte. Ich, der ich vor dreizehn Jahren die ältere liebte, sollte mich nun der jüngeren zukehren, mußte da nicht dieser Neigung mindestens etwas von jenem komischen Beigeschmack anhaften, mit dem meine erste so reichlich gesegnet war? Und so war ich Fräulein Sophie gegenüber ein steifer, trockener Geselle, während sich im geheimen mein Herz in Sehnsucht nach ihr verzehrte.

Ich fing bereits an, abergläubisch zu werden und meine Reise nach der Heimat von einem anderen Standpunkte aus zu betrachten als bisher. Glaubte ich früher, nur deshalb die Stadt besucht zu haben, um meine seltsam aufgeregten Nerven zu beruhigen, den Zauber einer verirrten Phantasie im Trubel der kalten, nüchternen Wirklichkeit zu vernichten, so war ich jetzt überzeugt, daß nur eine höhere Macht, deren Namen und Bereich ich nicht kannte, mich zu dieser Reise veranlaßte, aber eine mir mißgünstige Macht, die mir das schönste Glück sichtbar vor Augen stellte und doch

zwischen mir und ihm eine unüberbrückbare Grenze aufrichtete.

Während ich mich abquälte, mich weder zu verraten, noch lächerlich zu machen, und doch nicht imstande war, all diesen Wirrnissen durch eine schnelle Abreise ein Ende zu bereiten, hatte Frau Käthe mich längst durchschaut und mit dem echten Spürsinn des Weibes geahnt, was mich eigentlich veranlaßte, ihrer Schwester gegenüber eine so reservierte Haltung zu bewahren. Zwei Wochen lang weidete sie sich an meinem seelischen Ungemach, bis sie beschloß, mir zu Hilfe zu kommen.

An einem regnerischen Nachmittag — Sophie war auf Besuch bei einer Freundin — sprach sie zu mir und sah mich mit spöttischem Blick an: „Wissen Sie, Herr Doktor, daß Sie sich eigentlich gar nicht verändert haben?“

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau?“

„Ich bin überzeugt, wenn Sie heute ein Mädchen liebten, Sie wären derselbe liebeschmachtende, verschüchterte Jüngling, wie zu jenen Zeiten, wo Sie mir mit den Schulbüchern unter dem Arm nachliefen.“

„Sehr schmeichelhaft für mich, aber wenn Sie sich nun doch täuschten?“

„Wollen Sie eine Frau, die seit mehr als einem Jahrzehnt verheiratet ist, die Männer kennen lehren? Sie sind und bleiben ein zaghafter Mensch,

und glauben Sie mir, diese Eigenschaft schadet bei manchen Mädchen."

„Gesetzt den Fall, gnädige Frau, ich würde richtig um die Hand eines Mädchens, in dessen Augen die Zaghaftigkeit beim Mann ein Fehler ist; aber was soll der Mann thun, wenn sich seiner Erklärung wichtige Hindernisse entgegenstellten, die selbst dem Kühnsten Hindernisse bleiben?"

„Und Sie als Mann fragen mich da um Rat? Sagt Ihnen nicht deutlich Ihr Herz, was Sie zu thun haben? Einfach vor das Mädchen treten, schlankwegs sagen, daß man sie liebt und daß man Held genug ist, alles was sich dagegen stellt, zu besiegen."

„Das klingt ja sehr schön. Aber wenn nun das Mädchen sagt: ‚Mein Herr, was geht's mich an, daß Sie mich lieben' und ihm mit einer kalten, höhnischen Verbeugung den Rücken dreht?"

„Ja, mein Herr Doktor, dann haben Sie eben einen Korb erhalten, aber ein solcher hat auf die juridische Unbescholtenheit eines Mannes keinen Einfluß. Und wenn Sie es nicht wagen auf die Gefahr eines Korbes hin Ihr Lebensglück zu erobern, dann verdienen Sie auch keine Frau."

„Sind Sie denn so sicher, daß ich thatsächlich auf Freiersfüßen gehe, ich sprach ja nur im allgemeinen von diesen Dingen. Aber bleiben wir noch weiter bei meiner Person als Exempel für Ihre An=

sichten. Sagen Sie mir ferner, strenge Frau Gewissensrätin, ist es nicht für einen Mann tief verletzend, wenn ihn das Mädchen, dem er sich erklärt, auslacht, verhöhnt und verspottet, zumal sie auch wirklich einen ganz kleinen, allerdings schon verblaßten und vergilbten Anlaß dazu hat?"

„O, mein Herr Doktor, Sie liebten schon in Ihrem sechzehnten Jahre und wie schlecht kennen Sie trotzdem das weibliche Geschlecht! Ein Mädchen kann Sie abweisen, noch so schroff, noch so entschieden, aber lächerlich ist ihr der Mann nimmer, der sie zu seiner Herrin machen will. Das Mädchen, welches sich von jemand geliebt weiß, wird auf alle Fälle auf diese Eroberung in ihrem Herzen stolz sein, ob sie es zeigt oder nicht."

„Also ich werde nicht ausgelacht?"

„Nein, Sie können höchstens einen Korb bekommen, und den nehmen Sie dann mit Grazie in Empfang,, tragen ihn mit Würde, vergessen ihn nach einer Weile, bis —"

„Bis?"

„Bis Sie wieder lieben und unter Umständen einen neuen bekommen, Herr Sicherheitskommissarius. Ich kann Ihnen doch unmöglich für alle Zweifel und Erwägungen, die Sie in Ihrer Seele herumwälzen, einen bestimmten Rat geben. Glauben Sie, eine Liebeserklärung gestaltet sich immer nach all-

gemeinen Erfahrungen und Grundsätzen? Wenn Sie aber ganz sicher gehen wollen, dann lassen Sie sich Karten schlagen. Coeur-Dame ist sie, und Sie sind — Pique-Bube?"

„Ich danke sehr, gnädige Frau!"

„Ja, ich kann Ihnen nicht helfen. Ein Mann ist nie so sehr dem Pechvogeltum nahe, als wenn er sich bei einer Frau, unschlüssig, schwankend, ratlos, Kraft und Stärke zu solch entscheidendem Schritt holen muß."

„Ich teile zwar nicht Ihre Meinung, — aber recht haben Sie doch."

Ich sah, daß ich bei Frau Käthen in meiner Lage um keinen Schritt vorwärts kommen werde, und so beschloß ich das zu thun, was meine Ratgeberin eigentlich von mir wünschte, nämlich mein Glück bei Sophien selber zu versuchen.

Aber war das, was ich vor hatte, nicht ein unnützes und aussichtsloses Beginnen? Wenige Wochen sind verflossen, seitdem ich ihre Bekanntschaft gemacht; diese kurze Frist genügte allerdings, mich in den Bann des schönen Mädchens zu schlagen und meine Jugendträume in wundersamster Weise neu aufleben zu lassen, genügte sie aber auch, mir in den Augen Sophiens jene fatale Umrahmung zu nehmen, in der ich ihr bis jetzt erschienen?

In ziemlich trüber Stimmung betrat ich am nächsten Tage das Haus der Frau von Algers.

Sophiens Stimme tönte mir aus dem Garten entgegen, und dorthin lenkte ich die Schritte. Sophie hatte gerade die Kinder fortgeschickt, — die Lehrerin war erschienen — als ich sie begrüßte. In unbefangener Freundlichkeit empfing sie mich, sie hatte also keine Kenntnis von meiner Unterredung mit ihrer Schwester.

„Wissen Sie, was ich vorhatte, ehe Sie kamen?"

„Nein, gnädiges Fräulein."

„Ich will mich jetzt einmal nach Herzenslust schaukeln. Bisher haben's die Kinder gethan, und jetzt will ich's."

Sprach's, stieg auf das Brett der zwischen zwei Baumstämmen angebrachten Schaukel und rief: „So, Herr Doktor, jetzt setzen Sie 'mal die Sache in Bewegung, aber nicht zu stark, sonst werde ich schwindlig. Gut, ich danke."

Und langsam, dann immer in größeren Bogen flog die schlanke Gestalt auf und nieder.

Ich war mit ihr allein, wer weiß, wann dieser günstige Augenblick wieder kommen wird. Ich mußte also beginnen. „Fräulein Sophie, können Sie bei dieser Beschäftigung hören, was man zu Ihnen spricht?"

„Na — türlich!" Die erste Silbe klang direkt an mein Ohr, die beiden letzten wurden hoch über meinem Kopfe gesprochen.

„Ich hätte Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen."

„Dauert's lange?“ Mit diesen Worten schoß sie an mir vorüber. Die Stricke knirschten an den Hölzern, an denen sie befestigt waren.

„Nein, nur fünf Minuten. Aber Sie müssen mir ruhig zuhören.“

„Gut. Fünf Minuten, aber nicht länger. Betrachten Sie mich als Pendel, mein Herr, dessen Auf- und Niederschwung ihnen sagt, daß die Zeit nicht stille steht. Teilen Sie Ihre Gedanken so ein, daß Sie nach Ablauf der Frist fertig werden, denn ich muß dann Kaffee machen, und bitte, geben Sie dem Pendel noch einen kräftigen Stoß, jetzt habe ich keinen Schwindelanfall mehr zu befürchten.“

Ich erfüllte ihren Wunsch. Nun stand ich vor dem Baum, durch dessen Zweige sie hurtig auf und niederhuschte. Ihr Haar flog im Winde, ihre Wangen röteten sich, ihre Augen blitzten. Mit Entzücken sah ich die schöne Gestalt, bald neben mir, bald über mir, hin und zurück in raschem Wechsel, und dazu zwitscherten die Vögel, von der Straße herüber klang ab und zu das Geklingel der Pferdeeisenbahn wie traumverloren ein herber Laut des Lebens in eine süße Idylle.

„Nun, Herr Doktor, Sie überlegen noch immer? Die fünf Minuten sind bald um.“

Was sollte ich dem lieben Mädchen sagen? Ich war nicht im stande, auch nur einen geordneten Satz

zu sprechen. Ja, wenn sie ruhig neben mir säße, aber so, wo sie an mir vorüberschießt, wie ein Vögelchen, daß sich nicht einfangen läßt . . .

In dem Momente, wo sie hoch empor flog, gleichsam als wollte sie zu den Wolken, in den Himmel, um für immer meinen trunken an ihr haftenden Augen zu entschwinden, tönte ein markerschütternder Schrei aus ihrem Munde, ihre Gestalt bebte und schwankte, sie griff mit den Händen wie verzweifelt in die leere Luft, und schon sank sie herab — ein Seil war gerissen, — und stürzte, wie von einer gütigen Macht gelenkt, direkt in meine ausgespreiteten Arme. Das Gewicht ihres Körpers hätte mich, von dieser Höhe herab, unfehlbar zu Boden gerissen, wenn mich nicht eine übermenschliche Kraft gestählt hätte. Nun hatte ich das Mädchen in meinen Armen und wortlos, in auflodernder Sehnsucht, bedeckte ich ihr Gesicht, Lippen, Wangen, Stirne, die geschlossenen Augen, mit schweren, unzähligen Küssen.

„Sophie!“ stammelte ich, „in Dir habe ich meine verhaßte Heimat lieben gelernt, Du hast das Gute und Echte, das in mir schlummerte, erweckt, in tausend süßen Träumen bist Du mir erschienen und hast mich gerufen, ich halte Dich und lasse Dich nie mehr von mir, liebe Sophie, meine liebe Sophie!“

Und wieder preßte ich meine Lippen auf ihren Mund, und als ich spürte, daß ihre Hand die meine leise drückte und sie meine Küsse erwiderte, da rieselte durch meinen Körper ein unnennbares Entzücken und nun wußte ich, daß ich das Glück den Halt und Stolz meines Lebens gefunden und, errungen hatte.

„Das haben Sie sehr geschickt und rasch gemacht," lachte nach einer Viertelstunde unter Thränen Frau von Algers, als ich ihr meine Braut vorstellte, — sie wußte damals noch nicht, welcher Gefahr Sophie entgangen war.

In zwei Tagen fand im Beisein des telegraphisch zurückgerufenen Herrn von Algers, meines Bruders und meiner Schwägerin die feierliche Verlobung statt.

Neckend fragte ich Sophie, ob sie ohne den Sturz von der Schaukel mich ebenfalls so rasch erhört hätte. Viel ernster, als ich vermutete, antwortete sie mir: „Das weiß ich nicht. Denn siehst Du, wir kennen uns ja nur kurze Zeit. Deine Erklärung wäre mir mindestens zu früh gekommen und ich hätte mir ausbedungen, ehe ich Dir ein entscheidendes Wort sagte, noch einige Zeit mit Dir in unbefangener Weise zu verkehren. Daß Du in guten Verhältnissen lebst, wußte ich ja, aber dies genügte mir noch nicht, an Deiner Seite jenes Glück zu erhoffen, wie

ich es von der Ehe verlange. Aber als ich aus der Höhe herabstürzte, mich bereits verloren glaubte und in Deine Arme sank, da standst Du ruhig und fest wie ein Fels da, und ich spürte, nur die Liebe gab Dir die Kraft, mich zu halten, ohne umzusinken, und nun wußte ich, in den Armen dieses Mannes haben die Dämonen des Unheils keine Gewalt über mich. In diesem Augenblick, wo Du den Tod oder schweres Siechtum von mir ruhig und sicher abwandtest, da liebte ich Dich, ein inniges Vertrauen zu Dir zog in mein Herz, und laut jubelte es in mir: ‚Das ist Dein Herr und Gebieter, er ist es, der jetzt um Deine Liebe wirbt!‘“

Da zog ich das Mädchen zärtlich an meine Brust und küßte sie auf die Stirne. „Und wirst Du nicht mehr daran denken, wie komisch ich Dir einst erschienen.“

Mit leuchtenden Augen schaute sie zu mir auf: „Ach, Geliebter, was wiegen alle thörichten Streiche eines Knaben gegen die starke Liebesthat eines Mannes?“

In wortloser Seligkeit standen wir da und schauten in den glutenden Abendhimmel . . .

Hab Dank, tausendfachen Dank, du geheimnisvolle, gütige Gewalt, die du von Welt zu Welt wanderst und das Schicksal der Menschen bestimmst! In meine Heimat bin ich gewandert, um

aus ihrem Boden neuen Haß zu saugen und den Zauber zu töten, der meine Sinne umfing, du aber hast es gefügt, daß mich die verhaßte Heimat wie eine treue Mutter empfing und mir das größte Glück auf Erden entgegenführte, ein liebes, gutes Weib!

Der Vertrag von Verdun.

Eine Schul-, Ball- und Liebes-Geschichte.

Auf dem Katheder stand Oberlehrer Dr. Müller, der seine Schülerinnen in die Geheimnisse der deutschen Sprache, Litteratur und Geschichte einweihte, und rief hochrot vor Zorn: „Donner und Doria, Fräulein Frieda Eberlein, was ist denn los mit Ihnen? Sie sind ja seit einigen Tagen wie ausgetauscht! In der Deutsch-Stunde fragte ich Sie heute, was eine Parabel und Hyperbel ist, und Sie antworten, so weit sind Sie noch nicht in der Geometrie! Und jetzt zeigen Sie mir, daß Sie von dem, was ich nun schon seit einer halben Stunde vorgetragen, auch nicht ein Sterbenswörtchen behalten haben. Ja, wohin soll denn das eigentlich führen? Bitte, stehen Sie auf, wenn man mit Ihnen spricht!"

Frieda Eberlein erhob sich langsam von der Bank, und mit würdevollem Schritt näherte sich Dr. Müller

der Sünderin. „Es thut mir in der innersten Seele weh, zu sehen, daß eine meiner Schülerinnen so gar kein Interesse an einem solchen weltgeschichtlichen Ereignis nimmt, wie es der Vertrag von Verdun gewesen. Und Sie wollen einst ins Leben treten, in der Gesellschaft verkehren, so ohne alle tiefere Kenntnis wichtiger historischer Begebenheiten? Aber ich bitte, Fräulein Eberlein, wie stellen Sie sich eigentlich die Welt vor? Natürlich, das kommt davon, wenn die jungen Damen" — er betonte das letzte Wort sehr nachdrücklich und anzüglich — „wenn die jungen Damen, statt sich mit ernsthaften Dingen abzugeben, tanzen und Schlittschuh laufen und wieder tanzen und nochmals Schlittschuh laufen! Und ich sage Ihnen", dabei hob er drohend den Finger, „wenn Sie mir nicht übermorgen, heute ist Sonnabend, also bis zum Montag haben Sie Zeit genug, sämtliche Punkte des Vertrages von Verdun aufzählen können oder dabei auf der Landkarte nicht Bescheid wissen, dann werde ich, Oberlehrer Dr. Karl Müller, an Ihnen ein furchtbares Exempel statuieren!"

Sprach's und wendete ihr den Rücken. Lautlose, entsetzte Stille herrschte in der Klasse, so hatte Dr. Müller noch nie mit einer seiner Schülerinnen gesprochen. Bleich, mit zuckenden Lippen, ließ sich Frieda Eberlein auf ihren Platz nieder, ihr war das Weinen nahe. In diesem Augenblicke verwandelte sich der Respekt vor ihrem Lehrer in ohnmächtigen Haß. Aber seine Drohung hatte

ihr einen höllischen Schrecken eingejagt, und sie bemühte sich, seinen tiefsinnigen historischen Erörterungen zu folgen.

Ihre Aufmerksamkeit dauerte nicht lange. Wieder trat jenes entzückende Bild vor ihr Auge, und in hellstem seligen Glanze leuchtete der Blick des jungen Mädchens auf. Was war jenes Bild? Eine wogende, weiße, duftige, schimmernde Wolke, und diese Wolke lag zu Hause über die Lehne des Sessels geschlagen, und in diese Wolke sollte sie heute Abend schlüpfen. Ihr erstes Ballkleid! Oben auf dem Katheder stand Dr. Müller und nahm mit der Würde und Sicherheit, als wäre er damals selber dabei gewesen, auf der Landkarte die Teilung des fränkischen Reiches vor, und unten saß ein junges, blühendes Menschenkind, dem über den Schutt und Moder der Weltgeschichte hinweg ein zartes, weißes Wunder winkte, ein Wunder von Maschen und Falten und Spitzen, durchleuchtet und durchduftet von blauem Vergißmeinnicht und rotglühenden Rosenknöspchen . . .

Fräulein Frieda war eigentlich kein Fräulein, sondern ein Backfisch. Mit Pralinées, Feigen und Konfekt konnte Jedermann ihr Herz erobern. Dabei glaubte sie an Geisterspuk; diese metaphysische Seite ihres Wesens hinderte sie gar nicht, sich mit ihrem kleinen Bruder Theodor in handgreifliche Balgereien einzulassen. Sie hatte eine außerordentliche, nur etwas ungezogene Geschicklichkeit, ihre Hausgenossen

nachzuahmen. Sie lachte unbändig, wenn Jemand stolperte oder fiel, und konnte herzbrechend weinen, wenn aus der Unglückschronik der Zeitung etwas vorgelesen wurde. Sie besaß eine für ihre jungen Jahre merkwürdig scharf ausgesprochene Abneigung gegen alles Politische, den Leitartikel des Blattes überschlug sie mit einer den Verfasser geradezu niederschmetternden Verachtung. Verbreitete sich Abends ihr Vater über die gefährliche politische Lage in Europa, dann war es für sie ein spezielles Vergnügen, ihren kleinen Bruder mit einer Flaumfeder zu kitzeln, dadurch gerieth der arme Bursche in eine üble Situation, denn der Vater verstand keinen Spaß, wenn man seine politischen Vorlesungen störte. Frieda hatte mit ihrem gestrengen Herrn Papa ob ihres eckigen Wesens so manchen Strauß zu bestehen, aber wie ein gütiger Engel wachte die Mutter darüber, daß ihrem Liebling nicht allzu viel Leides geschehe, und ihrer Fürsprache ist es zuzuschreiben, daß Frieda zum ersten Mal auf einen Ball geführt werden sollte. Ein Ball! Wie da ihr ungestümes Herzchen klopfte und bebte. Es war eigentlich kein richtiger Ball, sondern in dieser Saison die letzte größere festliche Veranstaltung des angesehensten Vereins des Städtchens, der den interessanten Namen „Der Familienstifter" trug. Es wurde dabei viel deklamiert, gesungen, gegessen, getrunken, geplaudert, aber noch viel

mehr getanzt. Hier sollte Frieda zum ersten Mal zeigen, daß ihre Eltern nicht umsonst das teure Geld für die Tanzstunde ausgegeben haben, hier sollte der tolle Wildfang einmal lernen, ein ernstes, gesetztes Betragen an den Tag zu legen, wie es sich für höhere Töchter schickt, wenn sie der Gesellschaft erwachsener Leute bereits würdig erachtet werden.

Als Frieda nach Hause kam, hütete sie sich wohlweislich, von ihrer „heftigen Unterredung" mit Dr. Müller — mit dieser Bezeichnung trug sie die Sache in ihr Tagebuch ein — die Eltern in Kenntnis zu setzen. Sie konnte sich an den Herrlichkeiten des Ballkleides nicht satt sehen und schauerte förmlich den kommenden Ereignissen entgegen. Der schluchzend geäußerte Wunsch des kleinen Theodor, „daß er gerne auch auf den Kinderball möchte", brachte ihn für mindestens zwei Stunden um die Gunst seiner Schwester und trug ihm einen derben Puff ein. Theodor ergriff nun seinen Ball und zielte mit unheilverkündender Miene auf die Robe Frieda's; das zum Tode erschreckte Mädchen schlug ihm das elastische Wurfgeschoß aus den Händen, der Gemaßregelte erhob ein fürchterliches Geschrei, der Vater eilte herbei, überschaute mit kühnem Feldherrnblick die Situation und erklärte der Mutter, daß man besser thäte, Frieda heute Abend zu Hause bei ihren Schularbeiten zu lassen. Mit blutigen Lettern stand

vor Frieda's Augen plötzlich der Vertrag von Verdun geschrieben. In stillem Schmerz zog sie sich in einen Winkel des Zimmers zurück, ihr war so übel zu Mute, als hätte man ihr auf künstlichem Wege die Philosophie Schopenhauers beigebracht.

Und so kam der Abend heran. Frieda war mit ihren lieben Eltern im Saale erschienen. Ihre Gefühle, ihre Verwirrung zu schildern, das muß ich den großen Dichtern der Nation überlassen. So was kann man überhaupt nur in Versen. Ohne aber den großen Dichtern in's Handwerk zu pfuschen, kann ich Eines sicher behaupten, und ich fühle es sogar als meine Pflicht, es zu sagen: Frieda sah entzückend hübsch und niedlich aus, der Backfisch war wie durch Zaubers Gewalt in eine junge Dame verwandelt, und Niemand kann es mir übel nehmen, wenn ich ihr hiermit feierlichst den Titel „Fräulein" verleihe. Aus Bewunderung vor ihrem Ballkleide und ihrem allerliebsten Köpfchen werde ich im ganzen Verlaufe dieser Geschichte nur von Fräulein Frieda sprechen. Sollte ich es einmal vergessen, so will ich's in einer Berichtigung nachholen.

Herr Dr. Karl Müller, Oberlehrer, der Leser kennt ihn bereits, schritt gravitätisch im Saale auf und nieder. Eben sollte der Tanz beginnen. Dr. Karl Müller war einer der größten Gelehrten des Städt-

chens. Er wußte das und war doch nicht eingebildet. Er ging in seinem Berufe förmlich auf und tanzte dennoch gerne. Nur ein bischen stark kurzsichtig war er; hin und wieder verwechselte er seine Tänzerinnen, was ihm bei Jahreszahlen nie passierte. Aber seine Kurzsichtigkeit schadete ihm in den Augen der Damen gar nicht. Man bedenke, 29 Jahre alt und noch nicht verheiratet! Er schritt im Saale gravitätisch auf und ab, als ob er in der Klasse wäre, mit der Majestät eines Schulmonarchen. Und dabei war er schüchtern — interessant nannten das einige Mütter, interessant, gesetzt und wohlerzogen. Plötzlich bleibt Dr. Karl Müller stehen. „Wer ist denn dieses verdammt hübsche Mädchen dort? Die habe ich ja noch gar nicht im ‚Familienstifter' gesehen? Wahrscheinlich eine Fremde, deren man sich annehmen muß!" Mit dem eleganten Schwung eines befrackten, weltgewandten Historikers trat er auf Fräulein Frieda Eberlein zu, verbeugte sich tief, stellte sich vor, das Mädchen sah auf, erblaßte und errötete rasch nacheinander, die Musik begann in dem Momente — und Dr. Karl Müller tanzte, tanzte, ich sage tanzte die ganze Tour mit Fräulein Frieda durch. Voll Entzücken hielt er die junge Dame in seinen Armen, und als er sah, daß seine Partnerin leicht wie ein Pfeil mit ihm durch den Saal dahinflog, wollte er ihr besonders imponieren und tanzte

links. Es ging vortrefflich. Nur dreimal karambolierte Dr. Müller mit anderen Paaren. Jedesmal entschuldigte er sich bei seiner Tänzerin und diese hauchte stets in banger, ahnungsvoller Verlegenheit: „O bitte, das macht ja nichts!" Und nun war die Tour zu Ende, Dr. Müller promenierte mit ihr. Schauer der Scham und des Schmerzes fluteten durch ihre Brust. Gleich zu Anfang des Festes war er erschienen, hatte gelauert, ob sie käme, um sie dann in Beschlag zu nehmen und vor aller Welt zu blamieren. Montag sollte sie den Vertrag von Verdun auswendig wissen und in der Nacht auf den Sonntag tanzt sie hier! Nun wird er sie anschreien, so laut, wie heute morgens in der Klasse, — was sie denn eigentlich hier zu suchen habe, und Aller Augen werden sich auf sie wenden. Oder vielleicht examiniert er sie, um zu sehen, ob sie in den Nachmittagsstunden etwas vom Versäumten nachgeholt hätte. Und ach, sie ließ die Zeit unbenützt vorüberstreichen und balgte sich mit ihrem Brüderlein herum. Mein Gott, oder sollte sie ihn um Verzeihung anflehen, daß er ihr diese öffentliche Blamage schenke! Sie wagte nicht aufzuschauen, sie fühlte seinen strafenden Blick förmlich auf ihrem Haupte brennen. Soviel Geistesgegenwart besaß sie, um sich auf das Kommende einigermaßen vorzubereiten. Wenn sie doch nur einen Blick in ihr Lehrbuch der Geschichte geworfen hätte!

Wann war er denn eigentlich, der Vertrag von Verdun? Zwei Zahlen wußte sie: 4, 3, aber die andere? 143, 243 oder 343? Sämtliche Zahlen-Kombinationen schwirrten in ihrem Köpfchen herum. Daß er nach Christi Geburt stattgefunden hat, das war sicher. Aber das Andere? Was ward dort verabredet? Entsetzlich!

Endlich fand Dr. Müller, der bisher wortlos an ihrer Seite dahingeschritten, den Faden zur langersehnten Gesprächsanknüpfung. „Sie tanzen wohl viel?" Sie zuckte zusammen. Aha! Heute morgens warf er ihr, und wie ungerecht! Tanzen und Schlittschuhlaufen vor. Nun begann's. „Nein, Herr Doktor," hauchte sie. „Nicht?" fragte er teilnahmsvoll. "Sie vertragen wohl das Tanzen nicht?" Sie bebte, zitterte und schwieg. „Aber Schlittschuhlaufen, das thun Sie wohl gerne?" fragte er weiter, etwas Lockendes, Ermutigendes lag im Tonfall seiner Stimme. Sie hielt es für den satanischen Humor eines Inquisitionsrichters. „Auch das nicht — gar nichts, Herr Doktor," und schüttelte schmerzlich das Köpfchen. —

„Ein süßes, scheues Kind," dachte er, seine Seele atmete das Aroma ihrer Verwirrtheit voll Entzücken ein. „Aber mein Gott, eine junge Dame muß sich doch die Zeit vertreiben, zerstreuen, amüsieren. Sind

Sie denn allen solchen Dingen abhold? Oder wollen Sie gar in ein Kloster?" scherzte er und freute sich über den originellen Schluß seiner Frage. Als er darauf keine Antwort erhielt, wurde ihm etwas schwül. Er spürte, der herben Sprödigkeit dieser Mädchenknospe auf die Dauer nicht gewachsen zu sein und sann nach, wie er diesem Übelstand abhelfen könnte. Da schoß es ihm durch den Kopf: „Am Ende hat sie Durst." Und mit einer galanten Wendung lenkte er nach rechts, zum Buffet hin, und sagte: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Glas Limonade besorge. Es ist sehr heiß und die Limonade kühlt." Diese tiefsinnige Äußerung war zwar für einen gelehrten Historiker etwas trivial, aber in den Ohren Frieda's — halt, Fräulein Frieda's, klang sie wie liebliche Schalmeienmusik himmlischer Heerschaaren. „Wenn er mir Limonade bringt, dann meint er's heute nicht schlecht," und mit einem so dankbaren und aufleuchtenden Blick nahm sie das Glas aus seiner Hand, daß ihm das Strahlenspiel ihres Auges wohlig durch's Herz schoß.

„Wo hab' ich denn dieses Gesicht schon gesehen," sagte er sich, und er ließ im Geiste alle Gemäldegallerien, die er besuchte, vorübergleiten, aber vergeblich, sie war kein Original eines der von ihm besichtigten Bilder, und auf eine der Damen, mit denen

er je verkehrte, paßte sie auch nicht, und doch kam ihm das Fräulein so bekannt vor. Eben wollte er ihr einige sehr interessante Bemerkungen über merkwürdige Ideen-Assoziationen machen, da wurde ihm sein holdes vis-à-vis von einem anderen Tänzer entführt. Er machte auch manches Tänzchen mit dieser oder jener Dame, aber seltsam, er fand kein Vergnügen daran. Immer suchten seine Augen die vorüberschwebende Gestalt seines Mägdleins, an dessen jugendlich-schwellenden, graziös-lieblichen Formen sie beseligt haften blieben.

So oft sie ihn sah, leuchtete es in ihren Augen fragend und schmerzlich auf, eine stumme, innige Bitte, eine demütige Angst war in ihnen zu lesen und Dr. Müller mußte dies Alles notgedrungenerweise als die tiefe Wirkung seiner Persönlichkeit auf das Mädchen auslegen. Natürlich blieb er dabei nicht gleichgültig, natürlich loderte sein neunundzwanzigjähriges Herz in Flammen auf, mächtig drängte es ihn zu der schmucken Kleinen hin, die förmlich von einem Tänzer in die Arme eines anderen flog. Sie war umlagert von jungen Verehrern und dem Herrn Dr. Müller war es einfach unmöglich, wenn er nicht auffallend oder zudringlich werden wollte, so wie vorher ein Viertelstündchen ihr Gesellschafter zu werden. Ach, wie gern wollte er der Kleinen sagen, daß auch sie ihm gut gefiele, beinahe so gut

— wie er ihr. Und Stunde auf Stunde verfloß. Nur einmal gelang es ihm, den buntschillernden Falter für eine kurze Tour einzufangen und dann war er wieder davongeflattert. Er hatte aber Glück: unmittelbar vor der Kaffeepause war er wieder der Bevorzugte, und nun war die rauschende Musik verstummt, er hatte sie für sich erobert, für eine ganze Stunde, und kein Gott war stark genug, ihn von ihrer Seite zu vertreiben. Er wollte sich ihren Eltern vorstellen und die Pause in deren Gesellschaft verbringen. Mit süßer, einschmeichelnder Stimme bat er seine Dame um Erlaubnis dazu.

Da vertrat ihm Herr Eberlein, den er vom Kasino aus kannte, den Weg und sagte gutmütig: „Ach, da sind Sie ja, Herr Doktor. Nicht wahr, Sie nehmen bei uns Platz?“ Der hat dem Herrn Doktor gerade gefehlt! Ehe er noch eine höflich abweisende Antwort geben konnte, fragte Herr Eberlein ganz jovial-zutraulich: „Na, wie waren Sie denn heute mit meiner Tochter zufrieden?“

Und jetzt hielt Herr Müller den Moment gekommen, wo er vor seiner schönen Dame seine wichtige Persönlichkeit in’s rechte Licht rücken konnte, und er sprach mit fester Stimme: „Leider kann ich Ihnen keine günstige Auskunft geben. Ihre Tochter macht nicht die geringsten Fortschritte. Ich mußte

ihr heute eine scharfe Rüge vor sämtlichen Mitschülerinnen erteilen, weil sie aber auch gar keine Ahnung vom Vertrage von Verdun hatte. Ich bitte Sie dringend, mit Ihrer Tochter einmal ein ernstes Wort zu sprechen!"

Sprachlos vor Verblüffung hörte der Vater den Doktor an und sagte dann zu dem wie betäubt dastehenden Mädchen: „Na, siehst du, mein Kind, was der Herr Doktor von dir sagt? Ich hätte dich lieber zu Hause lassen sollen, das wäre wahrhaftig das Gescheidteste gewesen!"

Der Herr Doktor Müller prallte schreckensbleich drei Schritte zurück. Dann holte er tiefaufatmend sein Taschentuch hervor und putzte krankhaft seinen Kneifer. Das war ja ein Teufelsspuk! Jedenfalls war er in Grund und Boden blamiert. Zitternd, mit thränenden Augen stand das Mädchen da und wußte nicht, in wessen Arm sie nun den ihren legen sollte. Das längst geahnte schreckliche Strafgericht war da! Herr Doktor Müller war aber, was man sagt, ein flotter Kerl. In so übler Situation durfte er weder sich noch seine Schülerin lange lassen.

„Wissen Sie was, Fräulein Eberlein, sagen mußte ich das Ihrem Papa, das erfordert meine Pflicht. Ich bin aber zufrieden, wenn Sie mir statt am Montag erst am Mittwoch einen Vortrag über den Ver-

trag von Verdun halten können und schlage vor, daß wir heute uns vertragen. Nicht wahr?“ Das Mädchen lächelte, holdselig errötend, der Doktor bot ihr galant den Arm und nun ging's „zum Kaffee.“

Herr Doktor Müller war nicht nur ein bedeutender Historiker, sondern auch eine menschlich fühlende Seele und nebenbei ein klein wenig Egoist. Durch verdoppelte Liebenswürdigkeit suchte er das Mädchen zu trösten und sie zugleich über seine eigene Lächerlichkeit, daß er sie so lange nicht erkannte, hinweg zu täuschen. Dabei taute die verschüchterte Kleine vollends auf und entfaltete ihr natürliches, ungebundenes, neckisches Wesen, so daß der Vater ihr mehrmals einen drohenden Blick über den Tisch sandte, die Mutter glückselig lächelte und der Herr Doktor seinen Kopf verlor. Er behauptete keck und kühn, daß die Welt auch ohne Haupt- und Staats-Aktionen noch nicht in die Sonne gestürzt wäre, und daß der Vertrag von Verdun gerechtermaßen zu den unbeliebtesten Toilettemitteln eines hübschen Mägdleins gehöre. Was der Herr Doktor damit eigentlich meinte, weiß ich nicht. Fräulein Frieda lachte herzlich darüber, aber ich wette, sie weiß es auch nicht. Und der Nachtwächter, der dem heimkehrenden Doktor unglücklicher Weise in die Hände lief, wußte es erst recht nicht und drohte, den Herrn

Doktor zu arretieren, wenn er ihn nicht ruhig seines Weges weiter ziehen lassen wollte.

* *
*

Hier ist die Geschichte zu Ende, zwar nicht die Weltgeschichte, aber diese. Du weinst, liebe Leserin? Du bist unbefriedigt, daß die Geschichte nicht mit einer Heirat schließt? Aber ich bitte dich, liebe Leserin, erstens bin ich ein prinzipieller Feind der Ehe. Pardon, nun habe ich mich verplappert. So etwas darf man einer Dame, namentlich wenn sie Leserin, und dazu meine ist, nicht so glatt und rund in's Gesicht sagen. Bedenke aber, meine gescheidte, liebe, vortreffliche Leserin, das Mädchen ist erst sechzehn Jahre alt. Ich kann sie doch nicht so früh heiraten lassen, und wenn ich auch wollte, Papa Eberlein würde es absolut nicht erlauben. Also geduldige dich noch etwas, sagen wir noch drei Jahre. Daß Doktor Müller sich bis über die Ohren in Fräulein Frieda verliebt hat, das weißt du. Daß er sie nach drei Jahren nicht minder lieben wird, daß weiß ich. Ich als Autor muß das wissen, außerdem behaupte ich es schon aus dem uns starken Geschlechte angeborenen Korpsgeist. Ob Fräulein Frieda ihn noch lieben wird, ob sie ihn überhaupt je geliebt hat? Mein Gott, vielleicht hat sie ihm den Vertrag von Verdun vergessen, namentlich da sie ihn nie gelernt

hat. Wir wollen das Beste hoffen. Übrigens, warum soll Fräulein Frieda den Doktor Müller nicht heiraten? Auf alle Fälle werden wir den Verlauf dieser Angelegenheit genau verfolgen und dir, teure Leserin, nach drei Jahren mitteilen, ob diese Geschichte mit einer Heirat geschlossen hat oder nicht.

Seine Braut.

Ein Charakterbild aus dem modernen Berlin.

„Ich darf mir also bald Ihre Entscheidung holen — heute noch?“

„Ja, Herr Breiden, heute noch . . .“

Dieser kurze Dialog — der verheißungsvolle Ausklang einer im nahen Tiergarten geführten langen und ernsten Unterredung — fand vor dem Portal eines eleganten in der Bülowstraße gelegenen Hauses statt.

Ein merksames Zucken innerlicher Erregung flog über das Antlitz des stolzgewachsenen Mannes und mit einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung verabschiedete er sich von der jungen Dame, die in ungeduldiger Hast an der Portiers-Glocke zog und nach einem flüchtigen, fast unfreundlichen Gruße, mit dem sie ihren Begleiter entließ, hinter dem aufspringenden Thore verschwand.

„Da bin ich wieder, Mama" — sie betonte das Wort auf der ersten Silbe. „Doktor Prößner weiß noch immer nicht, wann wir im Klaren sein werden. Er war heute in sehr verdrießlicher Stimmung. Ich glaube, es steht schlimm mit uns." Sie sagte dies mit müder, gleichgiltiger Stimme und ließ sich langsam auf den Sessel nieder, ohne ihre Straßentoilette abzulegen. Unter der breiten Krämpe ihres Rembrandhutes kräuselte sich eine Fülle bläulich schimmernden, schwarzen Haares; ihre blassen, schmalen Lippen waren fest geschlossen; in den scharfen und doch edlen Zügen ihres Gesichtes prägte sich eine ungewöhnliche Intelligenz aus. In ihren stahlgrauen Augen lag kalte Leidenschaft dicht neben brennendem Verstand. Diese beiden Augensterne durchleuchteten ihr ganzes Antlitz. Noch immer hielt sie in der Hand den spitzenumsäumten, grünseidenen Schirm, dessen Griff eine zusammengeringelte, die Giftzunge drohend vorgestreckte Schlange bildete. Mit der Spitze des Schirmes zeichnete das Fräulein Runen nnd Hieroglyphen auf den Teppich, deren geheimnisvolle Bedeutung selbst ein besorgtes Mutterherz nicht vollends zu enträtseln vermochte.

Es war ein hochelegant eingerichtetes Gemach, in dem sich die beiden Damen befanden; aber etwas Unwohnliches, man kann sagen Hastiges, nur für den Moment Berechnetes herrschte in dem Arrangement.

Eine das feine Gefühl verletzende Stillosigkeit machte sich um so empfindlicher bemerkbar, als jedes einzelne Möbelstück seinen hohen Preis gewissermaßen auf der Stirne trug. Ueberbleibsel aus einem Damenboudoir, einem Empfangssalon, aus Schlaf-, Speise- und Herren-Zimmern erfüllten in dichter Anzahl den Raum, und die mannigfaltigen schimmernden Nippes-Gegenstände erhöhten noch den unruhigen Eindruck des Ganzen. Und doch paßte die wie aus einem Schiffbruch gerettete Einrichtung zu der Seelenstimmung der zwei Damen.

Nachdem Mutter und Tochter ihr einfaches Mittagmahl beendet hatten, begab sich die alte Dame ins nebenanstoßende Zimmer, um ihr gewohntes Schläfchen zu halten. Ihr war zu Mute, als müßte es diesmal länger dauern als sonst: zu der Müdigkeit gesellte sich ein physisches Unbehagen . . . sie sehnte sich förmlich nach dem Schlafe, der ihr eine traumlose Vergessenheit bringen sollte. Noch einen bekümmerten Blick warf sie auf ihre Tochter und mit einem tiefen Seufzer schloß sie leise hinter sich die Thüre. Else aber lehnte sich über den Tisch, vergrub ihr Gesicht in ihre Hände, daß die alte Frau nebenan ja nicht von dem Schluchzen erwachen könne, welches sie jetzt mit elementarer Gewalt befiel. Aber nicht lange verharrte sie in dieser Lage. Mühsam ihr Weinen bezwingend erhob sie sich, trat an den Buffetschrank,

öffnete die Thüre und entnahm einem Fache Schreibzeug und Papier. Wieder setzte sie sich an den Tisch, neben dem roten Löschblatt lag ihr weißes, verknülltes Taschentuch, mit dem sie sich die thränenverschleierten Augen getrocknet hatte, tauchte die Feder, ohne hinzusehen — ihre Blicke ruhten bereits auf dem Briefbogen — in die Tinte und begann zu schreiben:

Mein geliebter Theodor!

Nicht mich, sondern das Schicksal klage an, wenn ich auf Deinen letzten zärtlichen, besorgten und doch so hoffnungsreichen Brief Dir eine Antwort geben muß, die Dich, innig Geliebter, zu Tode betrüben wird. Ehe ich aber dies letzte, fürchterliche und unabwendbare Wort spreche, will ich Dir auseinandersetzen, warum ich nicht anders kann. Als Du vor zwei Jahren zum erstenmal in unser Haus kamst, da ahnten wir beide nicht, wie schnell sich unsere Herzen finden sollten. Was mich, die einzige Tochter eines Millionärs, so mächtig zu Dir, dem armen Privatdozenten hinzog, das habe ich Dir in glücklichen Stunden unter heißen, schweren Küssen so oft gesagt! Dir allein sollte mein Herz gehören, aber nicht meine Liebe allein, sondern auch mein Reichtum. Ich wollte Dich emporziehen aus dem Drangsal kleiner Verhältnisse, die Sorgen des Tages, in denen ich Dich wußte, sollten von Dir abfallen wie mürber Zunder, mein Geld sollte Dir den Weg zum Ruhme

ebnen, Deine geistigen Waffenthaten sollten Dir die Bewunderung der Welt abringen, in Deinem Glanze wollte ich mich sonnen! Und als ich fühlte, daß auch Du mich liebst, da zerriß ich selbst die Schranke, die Du so scheu zwischen Dir und mir, der reichen Erbin aufstelltest — mein Auge sagte es Dir klar und offen, was mein Mund nicht sprechen durfte, ehe Du nicht von selbst die Hand nach dem Glücke ausstrecktest, das Dir längst entgegengeblüht. Und der Augenblick kam — in Deinen Armen vernahm ich, zitternd, betäubt vor Seligkeit, das Geständnis Deiner Liebe! Knapp vor der Zeit, wo unsere Verlobung öffentlich bekannt gemacht werden sollte, ereignete sich das Entsetzliche: der plötzliche Zusammenbruch unseres Hauses, der Selbstmord meines Vaters! O Du Heißgeliebter! In jenen namenlos elenden Stunden da lernte ich Deinen Wert, Deine Liebe kennen und schätzen! In Deinen Armen hieltest Du mich fest, auf alle Deine Ideale wolltest Du verzichten, nur mir gewidmet sollte Dein Leben sein! Mit rührender Hast bewarbst Du Dich um Stellen und nun bist Du seit kurzem Gymnasiallehrer in H. geworden, in jenem kleinen, öden Orte. „Aber was thut das?“ schreibst Du, „wird darum unser Glück minder sein? Wirst Du nicht an meiner Seite leben, als Genossin meiner stillen Leiden und Freuden? Komm, Else, meine Else, laß Euren

Anwalt allein retten, was zu retten ist, und flüchte Dich zu mir, meine Liebe wird alle Gefahren der Welt von Dir abwenden, und schließlich giebt es noch viel Schlimmeres auf Erden, als die Frau eines Gymnasiallehrers zu werden, eines Mannes, der sein Weibchen zeitlebens auf Händen tragen wird. Ich erwarte Deine Antwort mit Sehnsucht! Schreibe mir, Herzenslieb, wann endlich der Tag unserer Vereinigung da sein soll!"

Höre mich, Geliebter, und verurteile mich nicht! Ich wollte Dich einst emporheben zu den Sonnenhöhen des Ruhmes, jetzt aber würde ich Dich hinabziehen in die Tiefen des Alltags, wie ein Bleigewicht würde ich an Deinen Sohlen haften und den Flug Deines Geistes, die Entwicklung Deiner reichen Fähigkeiten lähmen! Und sieh, Theodor, ich bin in der Atmosphäre des Reichtums aufgewachsen, ich kenne nicht den Wert des Geldes und wer weiß, ob ich mich in kleine Verhältnisse zu schicken im Stande bin. Müßte nicht unter solchen Umständen Deine Liebe zu mir in Verdrießlichkeit, Gleichgiltigkeit umschlagen? Müßte da nicht eine Stunde kommen, wo Du es bereutest, ein armes, anspruchsvolles Mädchen genommen zu haben? Blicke in mein Herz, Theodor, und verdamme mich nicht. Ich liebe Dich, meine Liebe sollte ein Himmelsgeschenk sein, das Dir das ganze Glück der Erde erschließt, jetzt

aber ist meine Liebe nichts anderes als die Liebe eines armen Mädchens, das nichts zu bieten und nur zu fordern hat. Und deshalb, Theodor, geb' ich Dir Dein Wort zurück.

Vergiß mich, Theodor!

Ich habe auch eine alte Mutter, für die ich sorgen muß, deren Lebensabend zu verschönern meine Pflicht ist. Und darf ich Dir auch noch diese Sorge aufbürden? Nein, Du Geliebter! Eher die größte Herzensqual für mich, als daß Du darbst um meinetwillen!

Sei frei, Geliebter, und laß mich unter Dir zurück! Ich ertrüg' es nicht, an Deiner Seite den Kampf ums Dasein zu kämpfen. Behüt' Dich Gott!

Else.

Die Raschheit, mit der sie den Briefbogen zusammenlegte und ins Kouvert schob, stach seltsam ab von jener schmerzensaufgelösten Lässigkeit, in der sie die Vorbereitungen zu dem verhängnisvollen Schreiben getroffen.

Und nun lag er fix und fertig vor ihr, der Brief. Auf dem Untergrund der schwarzen Tischdecke hob sich die Weiße des Kouverts glänzend ab: die Adresse in ihren feinen, zierlichen Schriftzügen milderte etwas die stechende Helle des Papieres und grell, wie ein Fleck Blut schimmerte die rothe Freimarke. Die Schatten des Abends schwebten leise ins Zimmer

und Else's Augen starrten blicklos ins immer mehr anschwellende Dunkel.

Da schellte es. Else erhob sich, um zu öffnen. Sie wußte, wer jetzt kam. Sie schloß die Entrée-Thür auf, draußen stand — das Treppenhaus war noch nicht erleuchtet — eine riesige Schattenfigur. Herr Breiden war da und diese Stunde sollte ihm ihre Entscheidung bringen.

Fast zaghaft klang sein Gruß, leise trat er ein. Stumm legte Else ihre Hand in die ausgestreckte Hand des Mannes und zog sie nicht zurück. Das war kein flüchtiger Händegruß, das war ihr Jawort. Ihre Hand fest in der seinen haltend, den anderen Arm behutsam um ihre Taille legend, führte er sie ins Zimmer. Da lösten sich seine Hände von ihr los, um im nächsten Moment den schlanken Leib des Mädchens wie mit eisernen Klammern zu umschlingen. Groß und glänzend blickten ihre Augen ihn an und kaum merkbar erwiderte sie seinen stürmischen Kuß, den ersten, den er seiner Braut gab.

„Endlich hab' ich Dich errungen," flüsterte er und sein Gesicht vergrub sich in ihr weiches duftiges Haar, das knisternd, mit magischem Zauber die Wangen des Sprechenden umwogte. „Endlich bist Du mein. Soll ich das Schicksal segnen, das Dir grausam alles raubte, um Dich in meine schützenden Arme zu führen? Sieh, wofür hätte ich nicht den

Reichtum meines Vaters, wenn ich ihn nicht mit Dir teilen dürfte? Den Kreisen, in denen Du bisher lebtest, sollst Du, herrliche Blume, nicht verloren gehen — beneidet will ich von allen sein, bewundert werde Deine Schönheit, Dein Geist, Du meines Herzens Königin!"

Und er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und bedeckte ihr Antlitz mit heißen, ungestümen Küssen. „Wo ist Deine Mutter, Else?" fragte er.

„Sie schläft noch; sie ist nicht wohl, bitte, weck' sie nicht — und, Max, sag' es ihr noch nicht! Laß mir noch ein klein wenig Zeit — ich will's ihr selber sagen."

„Ja, mein Liebling," jubelte er, „aber eines mußt Du mir erlauben! Mein alter Vater soll es wissen. Schon lange habe ich ihm von meiner Liebe zu Dir geschrieben und er sehnt sich, daß der Sohn ihm eine Tochter zuführt! Heute noch soll's der alte Mann erfahren! Wenn ich das Telegramm jetzt absende, empfängt er es binnen zwei Stunden und wie wird ihm die Kunde den Abend verschönen! Nur für wenige Minuten nehme ich von Dir Abschied, mein Schatz, und dann komm ich zurück und dann laß mich sehen, wie beim Lampenlicht mein Bräutchen aussieht!"

Langsam gab sie ihn frei. Er griff nach Stock und Hut und dann beugte er sich nieder zum Abschiedskuß.

„Du könntest mir einen Gefallen thun," sagte sie und ein eigentümliches Beben lag in ihrer Stimme; „dort auf dem Tisch liegt ein Brief, nimm ihn mit und wirf ihn in den Briefkasten."

„Herzlich gern, mein Schatz, aber wo ist er denn?"

„Dort auf dem Tisch. Nein, weiter rechts — noch weiter — ja dort."

Eine Scheu hielt sie ab, das Schreiben selbst zu nehmen.

„Hier hab' ich ihn schon, Brief und Telegramm sollen sofort abgehen."

„Leb' wohl," sagte sie schluchzend.

„Leb' wohl, mein Lieb, gleich bin ich wieder bei Dir!"

Und den Brief in der Hand öffnete er die Thür und eilte hinunter.

Das Fräulein von Brugg.

Die Geschichte einer verfehlten Ritterlichkeit.

Was seit langer Zeit beider herzlichster Wunsch gewesen, sollte sich endlich erfüllen. Unerwartet und rasch, heute noch. Er lag noch im Bette, als ihm der Postbote das verhängnisvolle Briefchen überbrachte. Sofort sprang er auf, kleidete sich an, füllte seine Reisetasche — der nächste Zug, er wußte es genau, ging kurz nach zehn Uhr vormittag ab —, verließ seine Wohnung und steuerte dem Bahnhofe zu.

Sein Herz gehörte seit einigen Jahren einem lieben, guten Mädchen aus feinem Hause; mit offener Werbung vor ihre Eltern zu treten, durfte er nicht wagen, denn er hatte es noch nicht so weit gebracht, um einen eigenen Hausstand gründen zu können, und so mußte ihre Liebe geheim bleiben, ihre glühende, treue Liebe, die sie auf einsamen Stelldicheins uner=

mündlich beteuerten und befestigten. Da übersiedelten ihre Eltern nach München und die Verbindung der beiden war auf einen verstohlenen schriftlichen Ausgleich ihrer Gefühle beschränkt. Vor qualvoller Sehnsucht, einander wiederzusehen, flossen ihre Briefe über und ruhelos durchstreifte er oft stundenlang jene Straßen und Plätze in Berlin, wo er die Geliebte einst traf, die ihm aber jetzt verwaist und verödet erschienen. Nun erhielt er heute ihr Briefchen: ihr älterer Bruder wurde plötzlich von einer ansteckenden Krankheit befallen, die ängstlichen Eltern begnügten sich nicht allein mit der strengen Absonderung des Patienten, sie telegraphierten ihren Verwandten in Berlin das Eintreffen des Mädchens, dem sie während der Krankheit des Bruders Gastfreundschaft erweisen sollten. Die Hoffnung, Marie binnen kürzester Zeit in Berlin sehen zu können, würde allein ihn mit höchster Freude erfüllt haben. Folgende Stelle ihres Schreibens aber machte ihn zum „Glücklichsten aller Sterblichen“: Und nun folgendes, geliebter Max. Meine Reise geht nicht direkt nach Berlin. Ich mache im Auftrage meiner Eltern ein bis zwei Tage Station in L. bei einer Jugendfreundin meiner Mutter. Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich bereits in L. Benütze den nächsten Zug und komme hierher. Ich werde es auf alle Fälle einrichten, daß wir einige Stunden ungestört beisammen bleiben

können. Ich vermag es Dir nicht zu sagen, wie Dir mein Herz entgegenschlägt. Und weiß Gott, ob wir in Berlin so viel Gelegenheit haben werden, uns unauffällig zu treffen. Du weißt, bei meinen Verwandten in Berlin ist nicht alles so, wie ich es wünschte, und darum muß ich doppelt vorsichtig sein. Meine Tante hat übrigens so eine leise Ahnung, daß wir uns näher stehen, und sie wird jetzt, wo ich dort wohne, mir ihre rührende Anhänglichkeit beweisen, mich so selten als möglich allein ausgehen zu lassen. Also komm, Du innigst Geliebter, und laß uns kurze Stunden glücklich sein!

So saß nun Max im Coupé, den Brief in der Hand, und prägte sich Punkt für Punkt jenes aus Wahrheit und Dichtung gemischten, aus zierlichsten Notlügen und sorgfältig vorbereiteten Zufallsüberraschungen verwobenen, im Hirn eines verliebten Mädchens ausgeheckten Planes ein, der es ihm ermöglichen sollte, mit ihr, ohne die alte Dame stutzig zu machen, im fremden Ort ein unbelauschtes Wiedersehen zu feiern. Es fehlte nur mehr eine Stunde bis zum Eintreffen in L. In immer holderen Zügen schwebte ihm ihr Bild vor. Der rüttelnde und schüttelnde Waggon, der wilde Stoß-Rhythmus des dahinpolternden Zuges versetzte ihn in eine ungeduldig nervöse Stimmung, in einen zitternden Sinnenrausch. Und ach! Fährt er nicht einem seligen kurzen

Beisammensein mit ihr entgegen, das er dann wieder mit dem qualvollsten Abschied, mit dem bitteren Schmerz des Lostrennens von ihr erkaufen muß? Und doppelt schwer kam über ihn das Bewußtsein seiner haltlosen, äußeren Existenz, das ihm nur kurze, flüchtige, gestohlene Minuten mit der Geliebten gestattete, während sein Herz in Sehnsucht aufloderte, das Mädchen zu besitzen und sie ewig vor Gott und der Welt die Seine nennen zu können. Doch all' sein Grübeln und Hadern verflog, als der Zug langsam in die Bahnhofhalle einlief, und er auf dem Perron eine ihm wohlbekannte, teure Gestalt sah, deren Blicke eifrig die allmählich stille stehende Linie der Wagen auf und ab flogen, um hinter einem der Coupéfenster ihn zu entdecken.

In wenigen Sekunden begrüßte er sie und ergriff ihre Hand; mit lebhaftester Freude rief sie seinen Namen, und der Druck, der von ihrer kleinen, feinen Hand ausging, floß wellenartig und blitzschnell durch seinen ganzen Körper, er beugte das Haupt, um sie auf die Stirne zu küssen, sie wehrte mit einer unmerklichen, aber entschiedenen Bewegung ab und flüsterte: „Um Gotteswillen, nicht hier.“ Erst als sie wenige Minuten darauf in der geschlossenen Droschke saßen, lehnte sie ihr Haupt an seine Brust: „Wie wohl ist mir, daß ich wieder bei Dir bin ...“ Und sie ließ es ruhig geschehen, als sein Mund den

ihrigen mit leidenschaftlicher Gewalt schloß. Dann aber, als das Gefährte in die belebte Hauptstraße einbog, und die Gefahr nahe lag, daß entgegenkommende Personen in den Wagen sehen könnten, befreite sie sich von seiner Umarmung. „Du, denk' Dir, was für Glück wir haben. Frau Thesen ist gar nicht einmal hier, sie ist bei ihrer verheirateten Tochter in M. auf Besuch und kommt morgen Mittag zurück. Mit ihrer alten Magd haben wir leichtes Spiel, ich habe sie schon auf Deinen Besuch vorbereitet, Du speist heute bei mir, bleibst bis zum Abend, allein, ganz allein, die Alte stört uns nicht, gelt Geliebter, unser Schutzengel hat die Sache wieder gut gemacht?"

„Ja, Schatz, aber wenn morgen Frau Thesen zurückkommt und ihr die Magd sagt, ein Unbekannter sei gestern stundenlang bei Dir gewesen —?" Sie lachte: „Dafür laß mich sorgen, Lieb. Was wir alles zusammenlügen hätten müssen, wenn Frau Thesen hier gewesen, das wär' doch viel mehr als das bischen Erklären, wieso und weshalb Du, ein ehemaliger Lehrer oder Freund meines Bruders oder weiß der Himmel was, mir gestern die Zeit vertreiben mußtest. Morgen bist Du ja über alle Berge, das heißt wieder in Berlin, und ich und Frau Thesen werden schon miteinander fertig werden." Dabei ließ sie ein allerliebstes Freudejauchzen ertönen und ergriff

Maxens Hand. „Ja, Geliebter, Du glaubst nicht, wie ich mich auf heute Nachmittag freue.“

Die alte Magd hatte still den Tisch abgeräumt, in einer glänzenden, messingenen Kaffeemaschine summte und brodbelte es, Max hatte sich eine Zigarre angezündet und sprach zu Marien von seinen Bestrebungen, Hoffnungen und Aussichten. Marie saß mit ihm auf dem Sofa, sie hörte Max nur mit geteilter Aufmerksamkeit zu, ihre Augen hingen zärtlich an seiner Gestalt, ihre Ohren aber lauschten gespannt auf die Geräusche in der nahen Küche, aus denen sie schloß, ob die Magd so ferne war, daß sie durch ihr übliches leises Öffnen der Zimmerthüre nicht das Fräulein überraschen konnte, wenn sie sich zu Max hinneigte, um zu küssen und geküßt zu werden. So oft also die akustische Constellation der Dinge draußen eine günstige war, flogen die Küsse wie liebesvergiftete Pfeile hin und zurück, um plötzlich mit einem heftigen Zurückfahren beider zu endigen, wie die Thürklinke erklang. Einmal aber lag er an ihrer Brust, als die Thüre geöffnet wurde und die Magd mit einem Stoß von gereinigten Tellern eintrat, um sie auf das Buffet zu stellen. Die Beiden hatten die Bewegung der Thürklinke überhört und Max ward es einen Moment in seiner Verlegenheit dunkel vor den Augen. Marie aber behielt ruhig ihre vorgeneigte Stellung bei und sagte, wie um ein Gespräch

fortzusetzen: „So, wenn Sie glauben, daß der Stoff Ihrer Kravatte ein guter ist, dann täuschen Sie sich. So eine unpraktische Façon dürfen Sie überhaupt nicht tragen, sie kleidet Sie nicht gut. Soeben verschiebt sich wieder die Binde, sehen Sie, trotzdem ich sie Ihnen in diesem Augenblick zurecht rückte."

Die alte, kluge Magd schien dieses harmlose Gespräch doch nicht zu täuschen, ein flüchtiges Lächeln glitt über ihr kundiges Gesicht, und sie trat von da an nicht mehr ins Zimmer. Das konnten die Beiden allerdings nicht wissen und sie schenkten jedem Geräusch draußen verdoppelte Aufmerksamkeit, die Unterhaltung der Beiden flackerte unruhig auf und nieder. Bald wurde sie in absichtlich erhöhtem Tone über die gleichgültigsten Dinge der Welt geführt, ein lautes Lachen scholl auf, dann versank sie zu einem leisen, heißen Geflüster und zwischen diesen Nüancen flogen ihre Lippen aneinander zu unhörbaren Küssen, während ihre Hände sich fest umschlangen und ihre Herzen in trunkener Wonne zuckten.

Was hätte alles Max zu sagen gehabt! Stundenlang schritt er in Berlin durch die Straßen, in die eifrigsten Gespräche mit der abwesenden Marie versunken, sie sollte sein Gefühl, sein Herz, seinen Geist, seinen Verstand bewundern, und nun sie neben ihm saß, plauderten sie mit starr auf die Thüre gehefteten Augen wie zwei gleichgültige Leute. Und wenn ihre

Augen in einander sanken, spannten sich ängstlich ihre Ohren. Wenn sie sich umhalsten mit einer glühenden Innigkeit, um sich nie, nie wieder loszulassen, zitterten krampfhaft ihre Hände, im nächsten Moment schier mit der Heftigkeit des Widerwillens sich frei geben zu müssen. Sie gehörten einander nicht ganz an, nicht mit allen Gefühlen, allen Gedanken, sie mußten stets einen Sinn Wache stehen lassen, aber welche Qual, sich zu küssen, und dabei das halbgebrochene Auge der Geliebten nicht sehen zu dürfen, welche Qual, mit den Augen sich in seliger Liebe zu vereinigen, und dabei nur mit halbem Ohr dem süßen Stammeln der Koseworte lauschen zu können! Und doch, das Bewußtsein, zum ersten Male in ihrem Leben in einem geschlossenen Raum für Stunden allein zu bleiben, durchschauerte sie mit unsäglichem Glücksgefühl.

Die Dämmerung schwebte herauf und die Gegenstände des Zimmers versanken in Schatten. Da klopfte es. Erschrocken und befremdet rief Marie: „Herein", langsam öffnete sich die Thür und die Magd erschien mit der Lampe. Sie war aber nicht angezündet. „Ich bringe die Lampe, daß sich das gnädige Fräulein selber Licht machen können. Ich gehe auf ein oder zwei Stunden fort, die gnädige Frau kommt morgen, und ich habe für sie noch heute Besorgungen zu machen. Wann wünschen das

gnädige Fräulein das Abendbrot? Jetzt oder wann ich zurückkomme?"

„Müssen Sie wirklich fort, Liese?"

„Ja, gnädiges Fräulein, die gnädige Frau hat's mir streng aufgetragen, noch heute alles zu besorgen; sie wußte ja nicht, daß sie heute Besuch bekommen wird." Marie überlegte einen Moment. „Gut also. Der Herr bleibt nicht lange mehr hier, besorgen Sie daher das Abendbrot, wenn Sie zurückkommen. Bitte, bleiben Sie nicht zu lange aus, sonst fürchte ich mich in der ganzen Wohnung allein."

Mit stillem Gruß entfernte sich die Magd, nach wenigen Minuten hörten sie die Korridorthüre sich dumpf schließen. Marie stand auf, um sich zu überzeugen, ob die Magd wirklich fortgegangen; als sie zurückkehrte, setzte sie sich wieder aufs Sofa und lehnte stumm ihr Haupt an Maxens Brust. Die Beiden sprachen kein Wort. Im Nebenzimmer ertönte das Tik-Tak der Wanduhr, neben dem Fenster, hart über dem Sofa, hing ein Vogelkäfig. Ein munteres Tierchen schwirrte auf den Sprossen herum, schüttelte sein Gefieder, aber es sang nicht. Behutsam, fast mit ängstlicher Zärtlichkeit berührte Maxens Hand ihr Kinn, hob ihr Haupt zu sich empor und küßte sie scheu auf die Stirn. Sie ließ es geschehen. Dann drückte er ihren Kopf fest an seine Brust, seine Finger glitten spielend durch ihr Haar, von dem

ein feiner Duft ausging. Von dem Hauch seines Mundes bewegt, flogen einzelne Härchen empor und strichen, kaum spürbar, mit geisterhaftmagischer Gewalt um seine Wangen. Wieder beugte er sich nieder, um ihren Mund zu küssen. Aber knapp vor ihren Lippen hielt er inne: Im Zimmer herrschte nun völlige Dunkelheit, nichts war mehr zu sehen, nur ihre beiden großen Augen, sie schwebten vor ihm, scheinbar jeglichen irdischen Stützpunktes beraubt, und blickten ihn an. Er sah ihren Mund nicht, aber er wußte, er war halb geöffnet. Er starrte nur auf die beiden Augen, deren Feuer, wie aus überirdischen Lichtquellen, ihm entgegenflutete. Die ganze Seele des liebenden Weibes, sie schien in diese Flammen zusammengeströmt zu sein, so dicht vor ihm und doch wie in unendlicher Ferne, wie eine nahe Verheißung des höchsten Glückes und doch wie das unnahbare Glanzbild eines uranischen Wunders. Da erloschen die Gluten und er spürte, wie ein Weib heftig zitternd ihn umklammerte und schwere, feuchte, betäubende Küsse langsam, als ob sie jedesmal ein ganzes Glück auskosten wollte, auf seine Lippen preßte. Überwältigt von Zärtlichkeit und Leidenschaft, ergriff er mit beiden Händen ihren Leib und drückte Kuß um Kuß auf Lippen, Hals, Stirne, Wangen — sie riß sich von ihm los, sprang auf, blieb aber vor ihm stehen und streichelte ihm schmeichelnd die Haare

und sagte mit zärtlich-vorwurfsvollem Lächeln: „Jetzt sitzen wir so lange Zeit zusammen und haben noch kein Wort gesprochen. Hast Du mir gar nichts mehr zu sagen, wir sehen uns doch heute seit vielen Monaten zum ersten Mal. Ach, was habe ich Dir nicht alles mitzuteilen, — und nun fällt mir auch nichts ein.“ Und dabei ließ sie sich vor ihm nieder und lehnte ihr Haupt an sein Knie. Max blieb stumm, in seinem Innern wogte und gährte es. — Es lag zwischen beiden die beklemmende Schwüle vor dem Ausbruch des Sturms. Sie bebten vor einander wie vor der Sünde zurück, während die Lebenswärme des Einen sich mit der des Anderen verschmolz und beider Sinne mit narkotischen Aromen berückte. Sie fühlten sich zu schwach, um der Gewalt des Augenblicks widerstehen zu können. Er hob sie zu sich empor und sie ruhten beide auf dem Sofa, mit dicht aneinandergeschmiegten Leibern. Ein dumpfes Stöhnen drang aus der Brust des Mädchens, ihre Arme sanken schlaff vom Halse des Geliebten und wie im Starrkrampf streckte sich ihr Körper. Einen Moment blitzte es im Innern Maxens wie tiefes Mitleid auf — noch war das Mädchen, dem er Schutz und Schirm zu sein gelobte fürs Leben, rein, — und er wagte nicht die geringste brutale Berührung an dem jeglichen Widerstandes unfähigen Mädchen . . . Da auf einmal stand vor seinem Auge

ihr erschrecktes Angesicht in jenem Augenblick, als die Magd an die Thür klopfte . . . nun wußte er, welch' großer Gefahr er soeben entronnen. Eine Mattigkeit befiel ihn und er stützte sein Haupt mit beiden Händen auf den Tisch. Da fühlte er sich wieder heiß umschlungen, und wieder seinen Mund bedeckt von zitternden, schweren, feuchten Küssen. Ihre Lippen saugten sich an seinem Munde fest . . . Mit einer sanften, weichen Bewegung machte er sich los und sagte mit gepreßter Stimme: „Es wird Zeit, daß ich gehe. Du willst ja, daß mich die Magd nicht mehr hier trifft."

„Nein, bleib!" —

„Und doch, Kind, es ist gut, wenn ich gehe. Bedenke, Frau Thesen erfährt morgen —"

„Laß sie denken, was sie wollen. Bleib' hier. Wer weiß, wenn wir uns in Berlin sehen können. O mein Geliebter!" Und mit einem leisen Schauer drückte sie ihr Haupt an seine Brust.

„Marie, es ist für uns beide gut, wenn ich gehe, — laß mich gehen!"

„Bleib noch und ich zünde die Lampe an."

In wenigen Sekunden blitzte die Flamme im Glascylinder. In schmalem, schwarzroten Streifen züngelte die Flamme hervor und Marie drehte ein wenig die Schraube zurück. Wie lieb, wie schön ihr Gesichtchen war, ihre Augen blickten etwas über=

schleiert. Mit inniger Rührung beobachtete Max das Mädchen und gedachte der schweren Stunde im Finsteren.

„Willst Du wirklich schon fort?"

„Ja, die Magd kann jeden Moment kommen."

„Was wirst Du noch heute Abend in der fremden Stadt anfangen?"

„An Dich denken und nach Dir mich sehnen!"

Sie lächelte glücklich. „Heut geht kein Zug mehr nach Berlin?" fragte sie.

„Nein, vor neun Uhr morgen kann ich nicht zurück."

Noch einmal schloß er sie in seine Arme, noch einmal hing sie an seinem Halse, mit derselben bestrickenden, willenlosen, demütigen weichen Zärtlichkeit, die ihn so mächtig in den Zauberbann einer echten, tiefen Leidenschaft schlug, noch einmal wechselten sie Abschiedsworte, dann ein langer, langer Kuß und dann schieden sie.

* *
*

Ein überschwellendes Kraftbewußtsein machte sein Herz höher schlagen, als er ziellos die von großen, im Herbstwind vielstimmigrauschenden Baumreihen durchzogene Villenstraße dahin schritt. Er wußte, er hatte über sich einen mächtigen Sieg errungen und er war überzeugt, daß der scharfe Instinkt des

Weibes dies auch anerkennen wird. Man kann seiner Geliebten keinen größeren Beweis unwandelbarer Liebe und Achtung geben, als durch die Bezähmung seiner selbst und die Schonung ihrer Reinheit. Wehe ihm und seinem zukünftigen Glücke, wenn er der heutigen Gelegenheit, der ersten, die sich ihm überhaupt in so gefährlicher Weise darbot, nicht widerstanden hätte. Mit welch' quälenden Selbstvorwürfen müßte er Marie verlassen haben!

So sehr er sich auch dem Gefühl der Zufriedenheit mit sich selbst hingab, er konnte doch nicht seiner selbst vollkommen froh werden. Er fühlte eine brennende Trockenheit auf der Zunge, wie nach dem Genusse einer Flasche schweren, feurigen Rotweins. Aber auch seine Seele empfand gewissermaßen einen glühenden Durst. Sein Inneres war in gewaltige Schwingungen versetzt worden, noch immer zitterte und bebte es ihm, er hatte das lebhafte Verlangen, nicht allein seinen leiblichen Durst zu löschen, sondern noch irgend etwas zu erleben, was seine gegenwärtige innere Verfassung voll und grell ausklingen ließ. In einsamer Stille sein Abendbrot in einem Hotel, das er doch aufsuchen mußte, einzunehmen, und dann zu Bett zu gehen, war ihm unmöglich. Wäre er in Berlin gewesen, er hätte sicher mehrere Nachtcafés besucht, und im wirren Treiben einer lärmenden, zechenden Menschenmenge sein Inneres allmählich

beruhigt. Und es gab für ihn nichts Süßeres, als mitten in einer Schar von zweideutigen Mädchen und halbbesoffenen Männern, wo Rohheit und Frechheit ihre schönsten Zotenblüten treibt, an ein reines, edles Mädchen zu denken und sich des Bewußtseins ihrer Liebe zu erfreuen. Wenn er in einer Kneipe sich befand, wo ein verkommener Musikant ein jämmerliches Klavier bearbeitete, gedachte er unwillkürlich mit überquellender Liebe Mariens, und je toller es zuging, desto heller und himmlischer stieg ihr Bild in geheiligter Schönheit vor seinem Blick empor. Und das war das Merkwürdige an seiner Liebe zu Marien, daß sie, je mehr sie sich in seinem Herzen festwurzelte, ihn um so empfänglicher machte, eine Art Gegenliebe zu einem anderen Mädchen zu fassen. Diese Gegenliebe war eigentlich der Spiegel seiner Liebe zu Marie. In dieser Liebe zu einem anderen Mädchen erkannte er die Vorzüge, die Schönheiten Mariens. Hätte Marie eine Ahnung gehabt, daß er viele Mädchen umschlungen während der Zeit ihres Herzensbundes, sie würde aufs tötlichste verletzt ihn der niedrigsten Untreue beschuldigt haben. Und doch thäte sie ihm bitter Unrecht: Seine Liebe zu ihr war eine unwandelbare. So oft er ihr auch die Treue brach, er dachte ihrer Tag und Nacht, und wenn er in den Armen einer anderen lag, hörte er aus ihrer Stimme die Stimme Mariens, fühlte er

aus dem Odem ihrer Küsse den warmen, beseligenden Gluthauch von Mariens schwellendweichen Lippen.

So schritt er hin, selig ihrer Nähe, einzig von dem Wunsche beseelt, sie an seiner Seite glücklich und zufrieden zu machen. Aber die Stille, die Finsternis ringsum war ihm lästig und erzeugte in ihm ein Gefühl der Sehnsucht nach Stimmengeschwirr und Lichterglanz. Da drangen zu ihm aus nicht allzuweiter Ferne Klänge, dumpf und gebrochen, als kämen sie aus einem geschlossenen Raume. Er bog in eine Seitenstraße ab, um nach der Richtung der Töne zu gehen. In fünf Minuten stand er auf einem mittelgroßen freien Platze. Auf der Seite, wo er sich befand, war ein Hotel, hier konnte er schließlich einkehren, und auf der andern Seite des Platzes flackerten im Halbbogen um eine Gitterthür in weißen Glasglocken Flämmchen, von dorther kam die Musik. Er schritt hinüber. Nun hatte er, was er wollte. Es war ein dreiteiliges Gebäude. Der Mittelteil war unstreitig ein Theater, in dem das Schauspiel gespielt wurde, dessen Titel und Personenverzeichnis der Zettel an der Wand gab, und die Seitenflügel schienen Restaurants, größere Vergnügungslokale zu sein. Hunderte durcheinander summende Stimmen drangen aus den geschlossenen, hellerleuchteten Fenstern. Hier wollte er den Rest des Abends verbringen, wenn es sich auch nicht mehr lohnte, die beiden letzten Akte

des Stückes selber anzuhören. Er warf unter dem zitternd matten Schein der Gaslaternen über ihm noch einmal einen flüchtigen Blick auf den Zettel.

Wie, las er da nicht unter den Darstellerinnen Fräulein von Brugg? Ja wohl, es stimmt. Gott, Fräulein von Brugg, den Namen kannte er gut, eine Menge Heimatserinnerungen flutete blitzschnell durch sein Hirn. Fräulein von Brugg spielte auch bei ihm, wenn auch nur für wenige Stunden, eine große Rolle! Aber ist sie wohl auch die richtige? Vielleicht eine zufällige Namensgleichheit, oder im besten Falle eine Verwandte. Rasch trat er in eines der Restaurants, bestellte das Abendbrot und studierte bei einem Glas Bier noch einmal den Theaterzettel durch. Der konnte ihm allerdings keine Aufklärung geben. Er rief wieder den Kellner und erkundigte sich, wie lange schon Fräulein von Brugg hier spielte.

„Das weiß ich nicht, ich bin selber erst einige Wochen hier im Orte. Vielleicht steht's aber dort auf der Tafel.“ Und dabei wies er auf einen großen Photographien-Kasten, den Max bisher übersehen hatte. „Sind dort die Bilder der Theatermitglieder ausgestellt?“ „Ja,“ sagte der Kellner, „ich werde nachsehen.“ . „Lassen Sie's, ich will's thun.“ Kaum stand Max vor der Bilderreihe, als er auf den ersten Blick unter der Menge der Photographien die ihrige herausfand. Er hätte sie sicher erkannt, wenn auch

nicht unter dem Bilde in großer Ronde-Schrift der Name „Emmy von Brugg“ geprangt hätte. „Himmel, hat die sich verändert.“ Mit gespanntester Neugierde betrachtete er das Brustbild: Ein rundes, übervolles Gesicht, niedrige Stirn, etwas weite Nasenflügel, wulstige Lippen, dichtes Kraushaar, glühende, inhaltsleere Augen, kleine, abstehende Ohrmuscheln — ein Kopf, der nur stumpfe, intensive Sinnlichkeit, aber keine Seele verriet.

Langsam kehrte Max an seinen Tisch zurück. An jedem anderen Abend hätte ihn dieses Wiederfinden keineswegs aufgeregt, ihn sogar kalt gelassen. Aber gerade heute bewegte ihn dasselbe mit leidenschaftlicher Gewalt, er war gerade heute so recht gestimmt zu einem Abenteuer, wie er es vor zwölf Jahren mit Fräulein von Brugg hatte.

Die Seele Maxens glich einer Wage: je höher die eine Schale im Schwunge idealer Liebe emporschnellte, desto tiefer sank die andere Schale unter dem Druck seines sinnlichen Naturells. Und so versenkte er sich mit wollüstigem Behagen in die Vorgänge jener Nacht, in der er Fräulein von Brugg näher getreten. In seinem Heimatsort, einer größeren österreichischen Stadt, geschah's. Er war in der obersten Gymnasialklasse und nicht wenig stolz auf diesen hohen Rang. Seiner Würde entsprechend

lernte er auch tanzen. Die Gemahlin eines Turnlehrers veranstaltete Tanzkurse, an denen die Töchter der ersten Bürgerfamilien teilnahmen. Der Unterricht fand im Turnsaal statt, und so trieb sich das junge Volk zwischen den Leitern, Recks und Böcken umher; die Beleuchtung war einn ärmliche, sie bestand aus wenigen Öllampen, aber das hinderte nicht, daß sich die höheren Töchter und blutjungen Studenten fröhlich unterhielten, trotz der strengen Zucht der Frau Professor und der ewig wachen Späheaugen der anwesenden Mütter. An diesen harmlosen Tanzabenden lernte er Emmy kennen; sie zählte, als achtzehnjähriges Mädchen, zu den ältesten Fräuleins. Tanzen konnte sie bereits, sie machte nur die Übungsabende für die fortgeschrittenen Schüler mit. Max interessierte sich sehr für das niedliche Mädchen, dessen volle, runde Formen er so angenehm spürte, wenn er mit ihr im Walzertakt dahinflog. Max war ein schüchterner Junge, trotzdem wagte er es, als der Tanzkursus im Frühling zu Ende ging, sie zu fragen, ob er denn nicht mit ihr die Bekanntschaft fortsetzen könnte. Er hatte da kleine, heimliche Rendezvous vor Augen, deren sich seine Kollegen stets brüsteten, ohne daß es ihm je gelang, ebenfalls solche Heldenthaten zu vollführen. „Gewiß," antwortete das Mädchen, „Sie brauchen nur in's Café Zinke zu kommen, meinem Schwager gehört das Café und er

erlaubt mir manchmal, bei meiner Schwester im Geschäft zu sein und mitzuhelfen.“

„So, so,“ antwortete er kühl aber mit sehr beschwertem Herzen, denn den Gymnasiasten war es bei strenger Strafe verboten, ein öffentliches Lokal ohne Eltern oder Vormünder zu besuchen. Emmy sah den betroffen drein schauenden jungen Ritter lächelnd an und sagte: „Sie können ganz ungeniert kommen; unser Geschäft wird nie von den Herren Professoren besucht und mein Schwager wird Sie doch sicherlich nicht verraten!“ „O, ich bitte,“ sagte er abwehrend, mit geheimem Ingrimm über die so niedrig in Kurs stehende männliche Würde der Gymnasiasten. „Ich fürchte mich nicht. Aber ich besuche prinzipiell keine öffentlichen Lokale, wissen Sie, man bekommt das mit der Zeit satt; auch hat mir der Arzt angeraten, so wenig als möglich in rauchiger Luft zu sein.“ So schwatzte er noch allerlei, um dem Mädchen zu zeigen, wie hoch er über allen Gymnasial-Gesetzen stand. „Na, einmal können Sie doch wenigstens kommen.“ „Gewiß,“ antwortete er, „und ich hoffe, daß mir die dortige Gesellschaft angenehm ist, ich bin nämlich sehr wählerisch in meinem Verkehr.“ „Ich auch,“ antwortete sie schnippisch. Und Max kam. Allerdings stand er einige Minuten mit klopfendem Herzen vor dem Thor, ehe er es über sich brachte, hineinzuschlüpfen und die Treppe

empor zu dem im ersten Stockwerk belegenen Lokal zu gelangen. Vom Fenster aus mußte Emmy den Kampf zwischen Liebe und Pflicht im Herzen des Studenten wohl bemerkt haben, denn sie erwartete ihn bereits vor der Thüre, die zur Privatwohnung ihres Schwagers führte. Sie ergriff seine Hand: „Fürchten Sie sich nicht. Es ist kein Mensch drinnen.“ Damit meinte sie keinen Professor. Und so trat er ein, zum ersten Mal sah er das Innere eines Cafés.

Allmählich überwand er seine Schüchternheit, die er vergeblich als Blasiertheit ausgeben wollte, wurde mit Herrn Zinke und seiner Frau näher bekannt und Emmy wurde seine gute Freundin. Mit Herrn Zinke war es nicht ganz richtig. Die Fama behauptete, er hätte im Hinterzimmer seines Lokals in langen Nächten die Mitgift seiner Frau und seiner Schwägerin verspielt, und von ersterer erzählte man sich, daß sie einige Offiziere, Stammr gäste des Cafés, etwas allzusehr bevorzugte. Her- Zinke soll seine bildschöne Frau bereits in Situationen überrascht haben, die auch nicht den leisesten Zweifel mehr zulassen, er soll ferner in der Wut des Augenblicks der Ehebrecherin mit dem schweren Ende einer Queue einige Hiebe auf den Kopf versetzt haben. Die Ehe war also eine unglückliche. In dieser Atmosphäre wuchs Emmy auf: eine leichtsinnige junge Frau, die ihren Gatten verachtete, ein

Mann, großen Lastern ergeben — auf der andern Seite der ein junges Mädchen verpestende Dunst eines Caféhauses, wo Emmy natürlich keine bessere, ernstere Lebensauffassung kennen lernte, als in der Wohnung rückwärts bei ihren Verwandten. Nichtsdestoweniger war sie ein gutes, braves Mädchen, welche ihre natürlichen, gesunden Anlagen vor dem Straucheln bewahrten, — bis zu jener Nacht.

In der ganzen Stadt wurde die Hochzeit des Kronprinzen gefeiert. Am Abend war allgemeine Beleuchtung, der in der Mitte der Stadt aufragende „Schloßberg", auf dem die Ruinen eines uralten Castells und ein berühmter Glockenturm sich befanden, strahlte in einem Meer von Flammen. Auf den Straßen fluteten unzählige Menschenmengen hin und her, oft jeden Verkehr unmöglich machend. Max befand sich im Café und bot sich Emmy an, für ein Stündchen mit ihr die Beleuchtung anzusehen. Nach kurzem Bitten erhielt sie die Erlaubnis und die beiden stürzten Arm in Arm in die schwarz wogende Menschenflut. Anfangs belustigten sie die Glanzeffekte der Häuser, namentlich der öffentlichen Bauten, dann wurden sie diese Dinge satt und er machte ihr den Vorschlag, den Schloßberg zu besteigen und von oben aus, in aller Ruhe das Schauspiel der in Tausenden von Flammen strahlenden Stadt zu genießen. Aber sie täuschten sich, was die

Ruhe anbelangt. Es waren oben nicht minder viel Menschen als unten, und so hatten sie die größte Mühe, wieder die gewundenen, engen, abwärtsführenden Wege durchzukommen. Als sie am Fuß des Berges anlangten, war es 1/21 Uhr, kein Wunder, denn sie gingen erst gegen 11 Uhr fort.

„Nun rasch nach Hause," rief erschrocken Emmy, „sonst setzt es noch was heute ab!" Binnen zehn Minuten standen sie vor dem Café, seltsamerweise war es bereits geschlossen. Trotz des großen Verkehrs hatten jedenfalls Herr und Frau Zinke auch etwas von der Beleuchtung sehen wollen. Emmy konnte nicht in die Wohnung, Schlüssel besaß sie nicht, und außer ihrer Familie bewohnte niemand weiter das Haus. Im Parterre war ein großes Damen-Konfektions-Geschäft, im ersten Stock das Café Herr Zinke hatte entweder an seine abwesende Schwägerin nicht gedacht oder vermutet, sie sei bereits zu Bett gegangen, und seine Frau „die hatte sicher was anderes zu thun gehabt, als sich um mich zu kümmern," meinte Emmy bitter. Nun war guter Rat teuer.

„Wissen Sie was, Fräulein Emmy, lang können Ihre Leute doch nicht mehr ausbleiben, denn mit der ganzen Beleuchtung ist es ja bald zu Ende und auf den Straßen wirds ja auch leerer, gehen wir

noch eine Weile spazieren und kommen nach einem Stündchen wieder zurück." Er ergriff ihren Arm und so gingen sie weiter. Er führte sie absichtlich in schwächer beleuchtete Straßen, denn das Herz schlug ihm vor Angst, er könnte mit ihr von einem Professor gesehen werden, was gar nicht so unwahrscheinlich war, da die Massen sich immer mehr und mehr lichteten. So schritten sie weiter und weiter, durch die „Drei Säcke", eine unheimliche, stark gewundene Straße, in der sich das Polizeigebäude und das an dem Fluß liegende Zuchthaus befanden. Wie mit tausend kleinen Schattenaugen stand das lange Gebäude mit seinen vielen Fensteröffnungen da. Dumpf rauschten die Gewässer, sie gingen schweigsam längs des Gestades dahin. Auf einmal ward Emmy in seinem Arm schwer, und plötzlich knickte sie zusammen. „Nach Hause," flüsterte sie, „mir ist sehr unwohl." Aber es war unmöglich, diesen Wunsch zu erfüllen. Emmy konnte momentan keinen Schritt gehen. Eine Droschke war weit und breit nicht zu sehen, sie waren von ihrer Wohnung mindestens zwanzig Minuten entfernt, und die beiden einzigen Menschen in der Straße.

„Mein Gott," stöhnte sie, „wenn ich nur ein Glas Wasser hätte."

„Bitte, Fräulein Emmy, stützen Sie sich auf mich" — der junge Ritter fragte nicht einmal die

Dame, was ihr fehlte — „und versuchen Sie, ob Sie nicht die paar Schritte über die Brücke gehen, dort drüben ist ein Wirtshaus, und da kann ich Ihnen Erfrischungen besorgen, aber Sie müssen eben mit, hier darf ich Sie doch nicht stehen lassen.“ Und seufzend wankte sie, sich fest an seinen Arm hängend, mit ihm weiter. Jenseits der Brücke lag der „Königstieger“, ein Restaurant und zugleich Absteigequartier für verliebte Pärchen, ein Lokal, in das man anständige junge Damen nicht zu führen pflegt. Aber ihm blieb keine andere Wahl übrig und so mußte er notgedrungen dieses übelbeleumundete Wirtshaus aufsuchen.

Endlich kamen sie vor dem schwachbeleuchteten Hause an. Emmy stolperte über eine Stufe, mit Mühe bewahrte er sie vor dem Fallen. „Holla,“ rief drinnen im Schankzimmer eine tiefe Bierstimme, „eine edle Donna ist gefallen, das passiert oft in diesem Hause.“ Ein vielstimmiges Gelächter erscholl. Es war unmöglich, Emmy ins Schankzimmer zu bringen, nicht allein wegen ihres Zustandes, sondern auch wegen der Gesellschaft dort, und so ließ er sich, als die Haushälterin auf sein Rufen erschien, ein Zimmer aufsperren. Emmy bestellte sich mit matter Stimme Braten und Bier. Als die Haushälterin sich entfernte, sagte sie verlegen: „Wissen Sie, was mir fehlt? Ich bin überhungert. Heute Mittag

zankten sich mein Schwager und meine Schwester so fürchterlich, daß ich vor lauter Schrecken nichts essen konnte. Gerade als Sie kamen, wollte ich mir Abendbrot besorgen, aber ich vergaß daran, denn ich wollte mit Ihnen so rasch wie möglich fortgehen." Die Wirtin brachte das Essen, das Pärchen wurde lustig und guter Dinge. Als aber die Wirtin abräumte und sie fragte, ob sie nichts weiter für die Nacht wünschten, sah Emmy mit bangen Blicken Max an. Mit zuckendem Munde gestand ihr Max, soweit er es thun konnte, daß sie in keinem Hotel ersten Ranges sich befänden. Und was vielleicht für ein anderes Mädchen der Anlaß gewesen, entsetzt aufzuspringen und in Sturmeseile das Haus zu verlassen, fand Emmy pikant und interessant.

„Also so sehen solche Lokale aus? Ja, den Namen habe ich oft im Café gehört. Na, meine Schwester wird Augen machen, wenn ich ihr das sage Pah wer weiß, ob sie nicht schon einmal dagewesen ist, so was kommt in den feinsten Häusern vor," schnarrte sie im Offizierston.

Was weiter geschah, dessen konnte sich Max nur mehr dunkel erinnern. Jedenfalls haben sie beide zum ersten Mal vom Apfel der Erkenntnis gekostet. Jedenfalls war es auch Emmy gewesen, die in dieser stürmischen Nacht eine führende Rolle gespielt, und die so aus dem schüchternen Gymnasiasten einen

kundigen jungen Mann machte. Als sie beide am nächsten Morgen gegen 6 Uhr den „Königstieger" verließen, sagte Emmy: „Das ist geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Mein Schwager aber ist der letzte, der mir Vorwürfe machen darf, und von meiner Schwester nehme ich erst recht keine an, und so — und — so", sie vollendete den Satz nicht und brach in ein bitteres, herzbrechendes Schluchzen aus. Mit flüchtigem, beinahe verletzend kühlem Gruße eilte sie davon.

Am Abend dieses Tages, als es sich Max, noch halbbetäubt von seinen Erlebnissen, überlegte, ob er ins Café gehen sollte, brachte ihm ein Dienstmann ein Billet: „Innigstgeliebter! Kommen Sie nie wieder, Sie dürfen nicht mehr! Ihre für's Leben unglücklich gemachte Emmy".

Wochenlang verzehrte sich der Jüngling in Sehnsucht nach ihr, aber er respektierte ihren Wunsch. Dann vergaß er sie. Dann machte er sein Examen, dann zog er in die Welt — nie mehr jenes Mädchen gedenkend, und nun sitzt er nach mehr als zwölf Jahren hier, um sie als Darstellerin kleiner Rollen unter so eigentümlichen seelischen Umständen wieder zu treffen.

Während er sich diesen Erinnerungen hingab, dachte er nicht ein einziges Mal an Marie. Über=

mächtig ergriff ihn die Überraschung und er konnte das Ende der Vorstellung kaum erwarten. Er mußte sie sprechen und sich nach ihren Schicksalen erkundigen. Seine Ungeduld wurde indessen bald befriedigt. Größere und kleinere aus dem Theater kommende Gruppen von Herren und Damen betraten den Saal und besetzten unter lebhaften, sich mit Stück und Darstellern beschäftigenden Gesprächen die leeren Tische. Und in einer Schar von Damen und Herren erkannte er sofort Fräulein v. Brugg, trotzdem sich ihre vollen magdlichen Formen bereits allzu rundlich ausgeweitet hatten. Ihre Kleinheit stand im übeln Verhältnis zu ihrer entschiedenen Vorliebe zum Fettwerden. Sie war keineswegs schön zu nennen, und doch mußte sie große Anziehungskraft ausüben, denn die Augen sämtlicher anwesenden Herren wandten sich ihr zu, als sie eintrat. Maxens Befürchtung, mit ihr keine Gelegenheit zum Sprechen zu bekommen, erfüllte sich nicht. Sie nahm rasch Abschied, trotzdem man versuchte, sie zum Bleiben zu bewegen, und verließ allein den Saal. Max bezahlte schnell und folgte ihr; er erreichte sie, Fräulein v. Brugg stand vor dem Theaterzettel und schien etwas nachzusehen, sie konnte aber auch auf jemand warten. In kurzer Entfernung blieb Max unschlüssig stehen und wußte nicht, ob er sie anreden sollte.

Da drehte sie sich um, ging auf ihn zu und rief: „Kennen's mi net mehr, Herr Wendler?"

„Was?" rief er erstaunt. „Sie haben mich auf den ersten Blick hier erkannt?"

„Na, hier nit, aber drinnen hab' i Sie ja g'sehen und bin deswegen weggegangen, weil i mir glei dacht hab', wenn's mi erkennen, werden's mi auch sprechen wollen. Und wie Sie mir nachgangen sind, hab' i g'wußt, daß i mi net täuscht hab'. Is das a Überraschung!"

Mit diesen Worten begann sie langsam zu gehen und Max folgte an ihrer Seite.

„Ja, ich bin auch aufs höchste überrascht gewesen, als ich Ihr Bild im Restaurant sah."

„Warn's net im Thiater?"

„Nein, ich kam erst vor einer halben Stunde ins Restaurant."

„Aber Sie sein schon längere Zeit hier?"

„Nein, ich bin heute gekommen."

„Bleiben's jetzt hier?" fragte sie mit einer gewissen Hast.

„Auch das nicht. Ich fahre bald wieder fort."

„Na, wie i mi frei', daß Sie da san!" sagte sie herzlich.

Das Gespräch zwischen beiden wollte nicht recht vorwärts. Ein Etwas ließ einen vertraulichen Ton nicht aufkommen.

„Erzählen Sie mir doch, Fräulein Emmy, wie es Ihnen während der langen Jahre ergangen ist und warum Sie mir streng untersagten, wieder ins Café zu kommen.“

Fräulein v. Brugg schien diese Frage offenbar erwartet zu haben, antwortete aber doch etwas verlegen und stockend. „Wissen's, es is mir recht schlecht gangen. Wegen unserer G'schicht damals im — im — in dem Lokal hab' i sehr viel ausstehn müassn. Wieri*) damals ham kumen bin, hat mei Schwager, der Lump, glei g'wußt, wie viel d'Glocken g'schlagen hat und hat mi bei die Haar umizarrt**) und g'schrien: Das hast von Deiner Schwester g'lernt! Mei Schwester hot mi in Schutz g'nommen und do is der Spektakel erst recht losgangen. Drei Jahr hot dös elende Leben dauert und mei Schwester hot sie z'letzt gor net mehr scheniert und is mit die Herrn mitgangen. Da san viel andere Skandal vorkommen, mei Schwager hat's G'schäft schliaßn müassn und nochher***) hat er sie derschossen. Und denken's Ihna das Glück von meiner Schwester! Der erste Buchholter von der Kriegerischen Bierbrauerei, ein feiner, nobler Mensch, hat sich in ihr verliebt und hot's g'heirat. Und zu mir sagt

---

*) Wie ich.

**) An den Haaren herumgezerrt.

***) Nachher.

mei Schwester: „Wast,*) Emmy, mei Haus is jetzt ein anständiges Haus und jetzt muaßt Du fuat."**) Da hat mi dös Mensch, dös***) so so arg trieb'n hat, aus'm Haus g'schmiss'n. Mei Vermögen hat mei Schwager verputzt,†) g'lernt hob' i a nix g'hobt — da bin i holt zum Thiater gangen. Die Ausbüldung hot a guater, alter Freund, a Stammgast von uns übernommen. Drei Jahr hob' i bei ihm g'wohnt. Aber profetiert hob' i net vül. Nocher hob' i Engaschmah††) g'sucht und bald an's g'funden. So is holt die Zeit vagangen."

Nach einer kleinen Pause sagte Max: „Sie haben wohl in vielen Orten gespielt. Waren Sie auch in Berlin?"

„Na natirli. O" — sagte sie nachäffend, „a jute jebratene Jans, dös is a jute Jab' Jottes, net wahr?"

Max lachte: „Na, es freut mich, daß Sie sich trotz Ihrer Schicksale eine gute Laune bewahrt haben. Und hübscher sind Sie auch geworden." Dabei suchte er vertraulich einen Arm um sie zu legen.

„Hübscher — ich? Gengen's, Sie uzerln mich."

„Uzerln? was ist das?"

---

*) Weißt Du.

**) Fort.

***) Die es.

†) Vergeudet.

††) Engagement.

„Na, Berlinisch, — ein bischen uzen.“

„Ach so.“

Eine Weile schritt er neben ihr schweigend hin. So ging es nicht weiter. Er mußte anders mit ihr reden. „Hören Sie, Emmy, Sie dürfen nicht glauben, daß ich Sie vergessen habe. Wie oft hab' ich Ihrer gedacht und mich nach Ihnen gesehnt. Jetzt da ich Sie so plötzlich gefunden habe, müssen wir unsere alte Freundschaft wieder erneuern. Ich bin derselbe geblieben. Und Sie, Emmy?“

„Herr Wendler, ich bin jetzt ein braves Mädchen geworden. Sie glauben gar net, wie anständig und solid ich jetzt bin. Nein, Herr Wendler, Sie dürfen jetzt nichts mehr Unrechtes von mir verlangen. Nein, nein! Früher, ja, da war i wie' i nit hätt sein sollen, und dös hob' i auch bitter büaßen müss'n. Jetzt aber habe ich entsagt und mein ganzes Leben, mein Sein und Alles gehört nur mehr der göttlichen Kunst! Die Kunst hebt den Menschen über alles hinweg, sie läutert, sie begnadet sein Herz, und nur der Kunst will ich dienen!“

„Was?“ rief er erstaunt, einige Schritt zurücktretend, „aber, Fräulein Emmy!“

Sie sprach weiter voll Würde: „Glauben Sie, weil ich kleine Rollen spiele? Das kommt davon, daß ich so spät zum Theater ging. Ich arbeite aber mit Riesenschritten an meiner künstlerischen Vollendung.

Das ist eben das echte, hohe Streben, wenn man Versäumtes Tag und Nacht nachholt. Nein, Herr Wendler. Bis zu meiner Wohnung können Sie mich begleiten, und dann nehmen wir Abschied!"

Max schritt wie betäubt neben ihr her, das hätte er am allerwenigsten erwartet. Aber vielleicht läßt sich doch noch was durchsetzen. Sie muß sich erst von ihrem Pathos erholen, da scheint sie sehr empfindlich zu sein.

Sie stand vor dem Hausthor, drehte den Schlüssel mehrmals um und reichte Max die Hand. „Na?"

„Emmy, wenn Sie glauben, daß ich so von Ihnen fortgehen soll, dann muten Sie mir zu viel zu. Ich muß noch mit Ihnen beisammen sein und von alten Zeiten plaudern. Schließen Sie wieder das Thor und kommen Sie mit in ein Restaurant."

„Ich? In dieser Stunde mit einem Herrn in einem öffentlichen Lokal? Denken Sie denn gar nicht an meinen Ruf?"

„Gut. Dann lassen Sie mich mit!" rief er entschieden, glühend vor innerer Erregung. „Emmy, ich habe ein Recht auf Ihre Freundschaft und auf Ihre Liebe!" Und damit suchte er vor ihr durch das halb geöffnete Thor zu kommen.

Sie trat zwischen ihn und das Thor: „Ich kann's Ihnen ja net wehren, mit hinauf zu kommen, aber," schluchzte sie, „was wollen's denn bei

mir. Schaun's, so a klan's Kammerl hob' i" — sie beschrieb mit den Händen ein Viereck — „mei Gasch*) is net so groß, daß sich an anständig's Madel a schene Wohnung holten kann, neben an schlaft mei Wirtin, morgen frua**) waß es die ganze Stadt, daß i an Herrenbesuch g'hobt hob, mein Gott im Himmel! I kenn mi eh' nimmer mehr aus vor lauter Zudringlichkeiten von die Herrn, und wenn das bekannt wird, daß Sie bei mir waren, is aus und g'schehn mit mein' Ruf!" Und bitter weinte sie in ihr Sacktuch hinein.

Max stand betroffen da, er konnte sich noch immer nicht recht in die Situation fassen. „Liebe Emmy, lassen Sie mich doch mit! Es ist ja nur einmal — mit mir können Sie eine Ausnahme machen . . ."

„Ich muß es ja, ich bin ja in Ihrer Hand! Wenn Sie morgen erzählen, was Sie aus mein'n Leben wissen, schaut mich ka—ka M—Mensch mehr an! Ja, machen's mich nur wie—wieder un—unglücklich! Einmal hab'n Sie's—eh—eh sch—schon than!" weinte sie. „Herr Wendler hab'n 's denn a Herz von Stein? Können's denn gar net a bissel ritterlich sein?"

Der Appell an seine Ritterlichkeit entwaffnete ihn.

*) Gage.
*) Früh.

„Nein, zwingen will ich Sie nicht'" sagte er weich, ja voll Rührung, „gehen Sie allein hinauf! Von meiner Seite soll Ihnen keine Gefahr mehr drohen!" Und er reichte ihr die Hand hin. Sie drückte sie heiß, aber nur eine Sekunde, blitzschnell schlüpfte sie ins Haus und von innen drehte sich rasch und laut der Schlüssel.

Mit erhobenem Haupte schlug er den Weg zum Hotel ein. Wenn Emmy anständig geworden ist und sich so geändert hat — nein, nein, er konnte, er durfte nicht anders handeln! Mit einer gewissen Achtung, ja mit Stolz gedachte er des Mädchens und er machte sich sogar Vorwürfe, das arme Geschöpf so lange gequält und geängstigt zu haben. Ja, die Männer besitzen eben kein Zartgefühl für die feineren Regungen einer weiblichen Seele ....

* * *

Am anderen Morgen befand er sich auf der Rückfahrt nach Berlin. Ihm gegenüber saß ein junger, mit einem karrierten Anzug bekleideter feiner Herr. Beide kamen ins Gespräch. Es drehte sich um die Verhältnisse in L. Der Fremde schimpfte weidlich auf das dortige Theater.

„Ich kann Ihnen weder zustimmen, noch widersprechen,' sagte Max, „aber wenn Sie lauter so strebsame Kräfte haben, wie z. B. Fräulein von Brugg in allerdings kleineren Rollen ..."

„Ja, strebsam ist Fräulein v. Brugg etwas sehr, aber anders.“

„Wie meinen Sie das?“

„Hm,“ sagte der Fremde und verzog spöttisch den Mund, „vielleicht verstehen Sie mich besser, wenn ich Ihnen sage, daß das . . . Fräulein von den Offizieren ‚die Regimentstochter‘ und von den Civilisten ‚das Mädchen für alles‘ benamset wird.“

Max sprang in die Höhe. „Wie ist denn das möglich?“

„Möglich ist sehr vieles, mein Herr, und bei ‚der‘ alles.“

„Aber ich verstehe Sie noch immer nicht,“ rief Max erregt. „Fräulein v. Brugg ist doch eine höchst achtbare Dame, die streng ihren Ruf hütet, nur der Kunst lebt, ja infolge ihrer kleinen Gage ein Kämmerlein bewohnt!“

Der Fremde verzog das Gesicht, als wenn ihm etwas in die falsche Kehle geraten und brach in ein prustendes Gelächter aus. „Wer hat Ihnen denn diesen Kapitalbären aufgebunden? Eine Wohnung von zwölf, mit raffiniertestem Luxus eingerichteten Zimmern ist doch kein Dachkämmerlein? Das mit der Gage stimmt, aber dafür läßt sie sich von ihren Verehrern unverschämt hohe Summen bezahlen, feste Preise, mein Herr! Ich kann Sie versichern, man muß sehr bluten, wenn man Gnade vor ihren Augen

finden will. Und was ihre Kunst anbelangt, ja allerdings, sie soll mancherlei Künste verstehen, aber Theater spielen kann sie nicht!"

Max starrte den jovialen jungen Mann mit großen Augen an — noch einmal wagte er zu widersprechen: „Was ich sagte, mein Herr, habe ich aus guter, vertrauenswerter Quelle."

„Daran will ich nicht zweifeln. Aber eine Dame hat Ihnen das sicherlich nicht gesagt. Ihre gute, vertrauenswerte Quelle ist bestimmt ein Mann. Entweder hat er nicht Geld genug oder Fräulein Brugg hielt ihn prachtvoll zum Narren."

Max retirierte. „Das könnte sein. Aber Fräulein von Brugg ist doch eigentlich nicht hübsch. Wie kommt es dann, daß sie so viele Verehrer hat?"

„Über ihre Schönheit kann man eben verschiedener Meinung sein. Ich z. B. halte sie für höchst pikant. Sie kennen sie jedenfalls nicht genauer?"

„Ich? Nein, durchaus nicht."

„Und dann, sie weiß sich wunderschön in Szene zu setzen. Allerdings wenn man aus hochangesehener österreichischer Adelsfamilie stammt, in ihrer Familie sollen sich ganz romanhafte, unglaublich interessante Dinge begeben haben —"

„Hat sie das gesagt?" schrie Max.

„Nein, nicht direkt, aber Andeutungen — man munkelt — Sie scheinen sie doch zu kennen?"

„O nein, mein Herr. Es muß da eine Verwechslung stattfinden. Das ist nicht das Fräulein von Brugg, die ich meine.“

„Kann sein,“ erwiderte der Fremde, „ihre Familie ist ja weit verzweigt.“

Von da ab sprach Max kein Wort mehr mit ihm. Er fürchtete sich noch mehr zu blamieren. Wie schön hätte er sich gestern mit ihr amüsieren können, . . . zwölf Zimmer, raffinierter Luxus . . . gerade derlei Dinge liebte er, und gestern war er in der rechten Stimmung . . . der Thor!

In Berlin angekommen, bestieg er einen Pferdebahnwagen und fuhr nach Hause, unzufrieden mit sich und der Welt, voll gährendem Mißmut und Zweifel. Das häßliche Gekreische und Gepolter und Geklingel stimmte so recht zu seiner Laune. Als der Wagen am Elisabeth-Hospital vorüberfuhr, erklang eine Glocke, sie läutete einem Toten. Merkwürdig dämpften die Glockenlaute das Geräusch des Wagens, es klang wie Trost und Verheißung, wie ein Evangelium der Versöhnung in die Disharmonie des Lebens. Und in überirdischer Schönheit stieg vor seinem Auge das Bild Mariens auf, sehnsüchtig glänzte ihr Auge, weich und süß schimmerten die lieblichen Züge ihres Angesichtes, und im Nu fiel von ihm ab all' das, was ihn quälte und verdroß, und wie ein Irrlicht verflackerte die Erinnerung an Fräulein von Brugg.

Die singende Glocke.

Es war zur Zeit, wo noch keine Eisenbahnen die Länder durchzogen und keine elektrische Flamme das Licht des Mondes beschämte. Zeitungen gab es nur sehr wenige und diese wurden von einer geringen Anzahl Menschen gelesen. Wer was Neues hören wollte, mußte in die Wirtshäuser gehen, wo die fahrenden Handwerksburschen von ihren Abenteuern erzählten. Hätte ein findiger und gescheidter Kopf damals den Telegraph oder das Telephon oder den Phonograph erfunden, er wäre in große Verlegenheit geraten: von Patenten wußte man damals nichts, und selbst wenn diese schöne Einrichtung schon bestanden, sie wäre dem wackeren Erfinder von nicht viel Nutzen gewesen, denn das erschreckte Volk hätte ihn verbrannt oder ins Wasser geworfen. Nicht etwa weil die Leute damals an keine Wunder mehr glaubten,

im Gegenteil, man hatte zu jener Zeit, wo meine merkwürdige und wahrhaftige Geschichte spielt, alle Hände voll zu thun, um sich der Zauberer und Hexen zu erwehren, die in ganz Deutschland ihr Unwesen trieben. Es ist erstaunlich, wie viele Leute jeden Alters, Standes und Geschlechtes es vor nicht allzu langer Zeit gegeben hat, die nach den Aussagen glaubwürdiger Zeugen magische Gewalt über die Menschen und die geheimnisvollen Kräfte der Natur besaßen.

Die Geister selber, deren Dasein heutzutage von den Aufgeklärten auf das Entschiedenste bestritten wird, waren damals zutraulich und mitteilsam. Kein Gaslicht machte auf ihre Nähe aufmerksam, keine elektrische Flamme überflutete sie unbarmherzig mit grellem Tagesglanz; sie erschienen ungestört in den Straßen der Stadt, auf Feldwegen, auf Waldsteigen, aus den Schleiern der Dämmerung wallten sie empor, sie enttauchten dem nächtlichen Dunkel und nahten sich den Menschen, bald rächend und strafend, bald hold und gewogen, sie schritten und schwebten über Grabeshügel im schaurigen Mondenschein und suchten oft die Lebenden in ihren Häusern auf.

Besonders zur Zeit der heiligen großen Feste ging durch die ganze Menschheit, durch das Reich der Natur etwas Wundersames, Zauberhaftes, Ge=

heimnisreiches. Zu Pfingsten und Ostern, am heiligen Abend und in der Silvesternacht, da konnte man, wenn man nur einigermaßen Erfahrung, etwas Mut besaß und sich von alten, weisen Frauen belehren ließ, merkwürdige Dinge sehen und erleben. Da gewannen Tiere menschliche Sprache, da sah man durch tiefe Erdritzen goldige, Schätze schimmern, man begegnete seiner Braut oder seinem Bräutigam, konnte erfahren, wie viel Jahre man noch zu leben hatte. durfte man auch Heilung für mancherlei Gebrechen finden, kurz, die Vergangenheit lebte noch einmal auf, die Zukunft lüftete den Vorhang und durch den Nebel der Alltäglichkeit blitzte und funkelte das Reich der Geister.

Während in jenen heiligen Stunden sich für die Andacht und Frömmigkeit der Himmel erschloß und die Schar der seligen Engel unter lieblichem Cymbel- und Harfenklang zur Erde herabstieg, sah der Aberglaube den wogenden Reigen der Gespenster und vernahm schauernd ihre geheimnisvollen, lockenden klingenden Töne in tiefer Nacht. Wir finden heute den Aberglauben töricht und lächeln, wenn wir von einem Wunder hören. Und doch berichten uns verläßliche Gewährsmänner von Begebenheiten, die auf das Walten guter und böser Geister zurückzuführen sind, Gewährsmänner, welche ebenso wie wir über den Aberglauben spotten, die aber mit heiligem Ernst

für das Dasein überirdischer Mächte eintreten. In einer alten Chronik las ich kürzlich von einer unerklärbaren Begebenheit, und der Chronist versicherte bei seinem Seelenheil, daß er in seiner Jugend Zeuge derselben gewesen sei. Diese Begebenheit ist so wunderbar, daß mir jeder Leser Dank wissen wird, wenn ich sie ihm in kurzen, schlichten Worten wieder erzähle.

In Süddeutschland stand vor langer, langer Zeit ein kleines Dörfchen Metterweiler, das längst vom Erdboden verschwunden ist und von dem heutzutage kein Mensch mehr was weiß. Zu Zeiten unseres Chronisten aber war die Ortschaft weit und breit berühmt, denn an die Glocke des Dorfkirchleins, die im Volksmund die „singende Glocke" hieß, knüpfte sich eine traurige Geschichte. An die Kirche grenzte einstmals ein Kloster, dessen Mönche den strengsten Ordensregeln unterworfen waren. Sie durften nie miteinander sprechen, bei Tage verrichteten sie die schwersten Feldarbeiten, die Mahlzeiten waren kurz und ärmlich, und die Nachtruhe wurde mehrmals von Kasteiungen und Gebeten unterbrochen. Da erschien vor dem Prior des Klosters der berühmteste Glockengießer seiner Zeit, dem seine Kunst unermeßliche Reichtümer und die Gunst hoher weltlicher und geistlicher Würdenträger eingetragen hatte. Schluchzend warf er sich vor dem Priester nieder und bat

um Aufnahme in die Reihen der heiligen Brüder. Lange Zeit waren die Beiden allein und was sie miteinander redeten, hat kein Mensch erfahren. Man munkelte, daß große schwere Sünden den berühmten Meister Tag und Nacht quälten, bis er die Ruhe seines Gewissens in strenger klösterlicher Stille und Zucht zu suchen beschloß. Seine Reichtümer verteilte er an die Armen und dem Kloster machte er die Glocke zum Geschenk, die er kurz vor seinem Abschied vom weltlichen Leben gegossen hatte. Es war also das letzte Werk des Meisters: klein, ohne Inschrift, unscheinbar, nichts verrieth ihre Abstammung vom ersten Künstler seiner Zeit. Der Glockengießer unterwarf sich mit musterhaftem Gehorsam den Regeln des Ordens, stumm verrichtete er seine Arbeiten, andächtig seine Gebete, und keine Miene auf seinem Angesichte verriet, welche bewegte und frevelhafte Vergangenheit er hinter sich hatte und nun abbüßen wollte.

Nach einigen Jahren starb er und wurde unter frommen Gesängen von den Gottesdienern begraben. Als aber der Meister in der Erde ruhte, zeigte sich an seiner Glocke eine wundersame Eigenschaft. In der Nacht fing sie manchmal zu läuten an, ohne daß eine Hand den Klöppel berührte, und zwar mit einem so lauten, weithallenden Tone, den kein Sterblicher zu erzeugen vermocht hätte. Schauerlich und klagend

erklang die Glocke, als wollte sie die bittere Qual verkünden, die den toten Mönch einst bedrückt hatte und die er Niemandem mitteilen durfte.

Und seltsam! Die Glocke erhob nur dann ihr geisterhaftes Geläute, wenn dem Kloster irgend welche Gefahr drohte. So war sie dem Orden von großem Werte und viele Mönche im Kloster segneten still den Mann, der solch' wundersame Glocke zu gießen verstanden. Da kam ein großer Krieg in's Land, die Mönche mußten sich flüchten, das Kloster stand leer, die Mauern zerfielen im Laufe der Jahre, an ihrer Stelle erhob sich das Dörflein, nur die Kirche blieb vom Zahn der Zeit und von der rauhen Hand der Feinde unversehrt. Die „singende Glocke" läutete täglich Morgens und Abends, doch nur dann, wenn der Küster den Klöppel in Bewegung setzte. Das Volk aber, dem noch deutlich in Erinnerung stand, vor welchen Gefahren sie das Kloster bewahrte, gab ihr jenen Beinamen und glaubte fest an ihre Wunderkraft.

Aber die Jahre vergingen und kein Mensch erhielt einen Beweis davon. Die heranwachsende Jugend belächelte ungläubig die Berichte der Alten und meinte, hätte die Glocke damals von selber läuten können, so sollte sie das jetzt auch thun und der Gemeinde den Glöckner ersparen. Zu jenen Un=

gläubigen gehörte auch unser Chronist, der erzählt, daß er sich noch wohl erinnern könne, daß ab und zu Krämer im Dorf erschienen seien, auf dem freien Platz vor der Kirche eine Bude errichteten und neben allerlei Dingen auch feine Traktätchen verkauft hätten, die manchmal sehr schöne Dinge enthielten: „Wie viel tausend Engel auf einer Nadelspitze tanzen könnten, ohne herabzufallen", „wie man in „erschröcklich" kurzer Zeit die Quadratur des Zirkels und den Stein der Weisen finden könne", und wer dieses Flugblatt kaufte, erhielt gratis eine Abhandlung über die Kunst, Gold zu erzeugen. Am meisten aber erregte im Dorfe Aufmerksamkeit ein Traktätchen über die „singende Glocke", worin nachgewiesen wird, das dies keine Fabel, sondern Wahrheit, und überhaupt kein Wunder sei. Es hätte im Altertum die sogenannten Memnonssäulen gegeben, die auch getönt hätten, nur mit dem Unterschied, daß diese in der Frühe erklangen, während die Glocke erst bei Nacht läutete, was wohl mit der eigentümlichen Beschaffenheit der Glockenspeise zusammenhänge.

Der Chronist meint, er sei aber bald von seinen Zweifeln an der wunderbaren Glocke befreit worden, und bis in sein Greisenalter hinein verfolge ihn die Erinnerung an jene Schreckensnacht, in welcher „auf ain Mal das glökkelin Schrökklich zu döhnen anhub und meyn Hertz in furchtbaren Schauder umkehrt

worden. Unsers Herrn GOTTES Finger hatt das glökkelin döhnen gemacht." Tiefergreifend schildert der greise Mann die Vorgänge jener Nacht in seiner einfachen, kräftigen Sprache. Ich will, so weit ich es vermag, die betreffende Stelle aus der alten Chronik nacherzählen.

Es ist in der Silvesternacht. Die Bewohner des Dorfes haben das alte Jahr fröhlich verabschiedet und das neue fröhlich bewillkommnet. Speis' und Trank wurde tüchtig zugesprochen und es war schon gegen die zweite Morgenstunde, als die Lichter in den kleinen Häusern erloschen. Die Männer, denen Wein und allerlei andere gute Getränke stark zusetzten, lagen im tiefsten Schlummer, aus dem sie kein Kanonendonner hätte wecken können. Es waren daher nur die Frauen, die plötzlich aus dem Schlaf fuhren, denn die Kinder in jeder Hütte fingen plötzlich zu weinen, die Hunde zu bellen, das übrige Hausvieh zu röhren an. Verdrießlich geboten die Frauen den Kindern zu schweigen, als aber die Kleinen immer lauter schrien und jammerten, ohne zu sagen, was ihnen fehlte, sprangen die Frauen aus den Betten und eilten erschrocken an das Lager der Kinder. Da waren die Augen der Kleinen weit und starr geöffnet, als sähen sie eine grauenhafte Erscheinung, die sie ängstigte. Dieselbe Erscheinung

mußte auch das Vieh geängstigt haben, denn es schrie immer lauter, die Hunde scharrten an den Thüren und bellten, als läge ein Toter im Hause. Während die Frauen ratlos dastanden und nicht wußten, woher der Schreck der Kinder und der Tiere käme, hörten sie plötzlich hoch oben in den Lüften ein leises Ächzen und Wimmern, das keines Menschen Brust sich entringen konnte. Dieses Ächzen und Wimmern ward noch lauter und klang so furchtbar, daß die Weiber in Weinen ausbrachen und ihre Männer weckten. Schwer brachten sie die bezechten Schläfer zum Bewußtsein, kaum aber traf jener rätselhafte Ton von oben ihr Ohr, als sie nüchtern aufsprangen und eine mächtige Angst sie befiel. Sie öffneten die Thüren, traten ins Freie, um zu hören woher das unheimliche Seufzen aus den Lüften käme. Aus allen Häusern und Hütten strömten die Männer, von derselben Angst getrieben, der Pfarrer und der Küster erschien und durch die Fenster blickten die Frauen und Kinder.

Das Seufzen und Schluchzen schwoll und schwoll zu dröhnendem Klange an und da wußten alle, daß die Glocke läutete. Der Mann aber, der Küster, der dazu bestimmt war, den Klöppel zu schwingen, stand unten und bebte am ganzen Leibe. Es war also eine fremde Gewalt, welche die Glocke zwang, die Leute zu so später Stunde aus den Häusern zu

rufen, und es war eine überirdische Gewalt, denn aus der kleinen Glocke brausten gewaltige Töne, wie Orgelklang, wie Meerrauschen und Donnergetöse. Und dann war es wieder, als schluchzte in unendlichem Weh eine menschliche Stimme. Die Menge unten beschlich es wie zehrende Sehnsucht, bittere Reue, wie tiefe Trauer, wie die Ahnung von etwas Gräßlichem, Ungeheurem! Die Kranken erhoben sich aus den Betten, kleideten sich an und wankten hinaus auf den weiten, freien Platz, wo die übrigen standen. Die Frauen und die Kinder kamen nach, das Getier sammelte sich an und so war binnem Kurzem alles, was lebte und atmete, um das Kirchlein versammelt und stand unter dem Banne des Wunders, das schreckhaft und doch so schön in nächtlicher Stunde herniederklang.

Das Vieh hörte auf zu brüllen, die Kinder waren stumm und von den Großen wagte keiner, die Lippe zu öffnen und mit seiner Stimme das zauberhafte Spiel der Glocke zu entweihen. Die Zweifler wußten nun, daß die Sage von der „singenden Glocke“ auf Wahrheit beruhe und harrten mit bangem Herzen auf den Ansgang des Wunders. Der Vollmond beleuchtete mit hellem Silberschein den Platz, der Thurm warf einen Riesenschatten auf den Boden, der Himmel war klar und die Sternlein sahen in ruhigem Glanze hernieder.

Indeß die Glocke ihre himmlische Sprache weiterredete, vollzog sich in der Natur eine merkwürdige Veränderung: am Himmel zogen kleine, weiße, flaumige Wolken in mannigfachen, abenteuerlichen Formen daher, bald in dichten Scharen, bald strichweise, aber alle flogen in rasender Eile, als wären sie auf einer wirren Flucht vor einem Feinde begriffen, der knapp hinter ihnen herjagte. War dieses Schauspiel am Himmel beängstigend, so war es noch unheimlicher auf Erden zu sehen, wie die Gräser und Halme sich bogen und neigten, die Zweige der Bäume hin- und herwankten und -schwankten, als peitschte sie ein wüthender Orkan, während rings vollkommene Windstille herrschte. Leise erbebte der Boden, und unwillkürlich stützte sich ein Mensch an den anderen.

Da — brach die Glocke in einem gellenden Mißton ab und die gute, alte stumme Mutter Erde, die geduldig und treu den Menschen trägt, ihn gütig, wenn er tot, in ihren Schoß aufnimmt, die Erde ward plötzlich lebendig und stieß einen so furchtbaren Schrei aus, als brüllten tausend Löwen in Hungersnot und Todespein, als donnerten tausend Kanonenschlünde, sie wand sich in einem entsetzlichen Stoße, und wieder ein Stoß — ein dritter Stoß — ein lautes Wehklagen scholl in die Lüfte, dichter Qualm drang empor, die Häuser fielen in einen

Schutthaufen zusammen, und auf dem Boden wälzte sich ein ungeheurer Knäuel von Menschen und Tieren.

Nur die Kirche blieb unversehrt, groß und feierlich ragte der Turm.

Jammernd erhoben sich die Menschen, ihr Hirn war betäubt, sie schwankten wie Besessene auf dem ungetreuen Boden herum, schrieen nach Weib und Kind, nach Vater und Mutter, nach Braut und Bräutigam. Mit gerungenen Händen standen sie, Thränen im Auge, vor dem Schutthaufen, vor den klaffenden Mauern, vor ihrer zerschmetterten, geborstenen Habe. Allmählich wich die Nacht, die graue Morgendämmerung kam, und bei den ersten Strahlen der Sonne erkannten sie, daß nicht ein lebendes Wesen umgekommen. Jedem blieb sein Theuerstes unversehrt, die Kinder umarmten die Eltern, die Frauen ihre Männer, und ein überströmendes Glücksgefühl schwellte ihre Herzen, als sei ihnen allen die größte Wohlthat erwiesen, die größte Freude bescheert worden. So kam es, daß die Bewohner des Dorfes binnen wenigen Stunden die grimmigste Todesnot erlitten und die himmlische Seligkeit durchkosteten, daß vor ihr der Verlust ihrer Häuser sie nur ein unbedeutender Schaden dünkte.

Am anderen Tage, dem ersten Januar, waren sie vollzählig in der Kirche, und niemals, seitdem die göttliche Lehre den Menschen zu Teil wurde, stieg von irdischen Lippen ein heißeres, innigeres Gebet zum Thron des Herrn empor, als an jenem Morgen. Alle dankten dem gütigen Schöpfer ihr Leben, denn hätte die Glocke nicht zu tönen angefangen, die zusammenkrachenden Mauern hätten sie erdrückt und im Niedersturz begraben. Seit jener verhängnisvollen Silvesternacht kam es, berichtet unser Chronist weiter, nie mehr vor, daß die Kinder ihren Eltern den schuldigen Gehorsam versagten, die Ehegatten einander Treue brachen und die Männer in Handel und Geschäften einander auf unredliche Weise übervorteilten. So groß war die Wirkung jener Schreckensnacht, daß alle streng auf Gottes Wegen wandelten, beim täglichen Klang ihrer wunderthätigen Glocke an Gottes Gnade erinnert wurden, und daß seitdem die Silvesternacht von ihnen in festlicher frommer Weise gefeiert wurde, wie nirgendwo auf Erden. Der Chronist schließt das Kapitel seines Werkes mit den Worten, daß ihm in seinem langen, wechselreichen Leben das furchtbare und doch so milde Walten Gottes nie so deutlich erkennbar geworden, als in jener Silvesternacht, wo Gottes Allmacht mit der einen Hand die kleine Glocke so schauer-

lich dröhnend zum Tönen brachte, um durch ein gütiges Wunder die Menschen zu retten, und mit der anderen Hand den ungeheuren Erdball berührte, daß die tote Erde aufschrie und in ihren innersten Tiefen erbebte.

Das weiße Blatt.

Es war für mich einsamen Junggesellen verhältnismäßig noch früh am Abend, als ich mich von meinem Stammtisch erhob, um nach Hause zu wandern. Ich hatte am andern Morgen eine wichtige Angelegenheit zu erledigen, und dies veranlaßte mich, schon zu jener Stunde aufzubrechen, welche nur eingefleischte Philister und sorgsame Familienväter nicht zu überschreiten pflegen. Der Weg nach Hause war bald zurückgelegt, und, mit der schüchternen Leuchte eines sogenannten Fünfminuten-Brenners versehen, stieg ich die drei Treppen empor. Mitten auf dem Korridor blieb ich plötzlich stehen: Trotz des schwachen und schwankenden Lichtes meines Kerzleins hob sich augenfällig von der finstern Entreethür, die in die Wohnung meiner Wirtin führte, ein großes weißes Blatt ab, das mit vier Stecknadeln an dem Holze

über der Klinke befestigt war. Auf dem Blatte standen einige Worte. Sie lauteten:

Geliebte Kinder!

Gott segne Euren Einzug! Ich küsse Dich, meine teure Tochter, und Dich, mein geliebter Sohn, im Geiste! Ich kann Euch leider nicht erwarten, denn ich muß ins Theater.

Eure Mutter.

„Also heute noch trifft das Pärchen ein," dachte ich, während ich die wenigen Schritte zur nächsten Thür weiterging, die zu meinen beiden Zimmern führte. Kaum hatte ich die Thür hinter mir zugeschlossen, als ich zwei Menschen die Treppe heraufkommen hörte. „Meine Mutter ist nicht zu Hause," erklang nach kurzer Weile eine männliche Stimme. „Aber da sieh, Weibchen, hier ist ihr Willkommsgruß. Ist das nicht lieb von ihr?" Was der junge Mann noch weiter sprach, und was seine Frau darauf erwiderte, weiß ich nicht. Denn als ich die Gewißheit erlangt hatte, wer die beiden Ankömmlinge waren, begab ich mich in mein Schlafzimmer; es widerstand meinem bessern Gefühl, die Herzenszwiesprache der jungen Ehegatten zu belauschen.

Schon seit mehr als zwei Jahren wohnte ich bei Frau Ringler und war bei ihr wohl aufgehoben. Sie war eine kleine, äußerst lebendige Person, in deren Adern ein Tropfen Theaterblut rollte. Sie stand

übrigens zu den Bretern, welche noch immer die Welt bedeuten, in einem gewissen Verhältnis. Frau Ringler bekleidete das Amt einer Garderobière im Stadttheater mit großer Klugheit und Gewandtheit. Sie besaß ein kleines Vermögen, und dieses war die Brücke, auf welcher sie mit vielen Mitgliedern des Theaterpersonals in nähere Berührungen kam. Momentanen Geldverlegenheiten machte sie mit großer Gefälligkeit ein Ende, auch ließ sie sich gern zu Gelegenheitskäufen herbei. Hatte eine Theaterdame einmal einen überflüssigen Schmuckgegenstand oder ein Möbelstück, das nicht unbedingt in ihre Einrichtung paßte, so wußte sie ganz genau, wer ihre Abnehmerin sein werde. Wollte die Dame aber nach einiger Zeit ihren Schmuckgegenstand zurückhaben, oder fand sie doch einen Platz zur stilgerechten Aufstellung des Möbelstückes, so war sie sicher, bei Frau Ringler die verkauften Stücke unversehrt wiederzufinden. Wenn auch meine Wirtin bei diesen vertraulichen Angelegenheiten nie Schaden erlitt, so war ich doch überzeugt, daß sie weniger aus Begierde, sich zu bereichern, sondern aus wirklicher gutmütiger Teilnahme an den von ihr schwärmerisch verehrten Künstlerinnen die Rolle einer fürsorgenden und helfend eingreifenden Beraterin spielte.

So sehr Frau Ringler dem Theater leidenschaftlich ergeben war, so wenig Sinn hatte sie für eine

harmonisch ausgeglichene Einrichtung ihres Heims. Jedesmal, wenn ich ihre Wohnung betrat, überkam mich ein leiser Schwindelanfall, denn Rokoko-, Renaissance- und altdeutsche Möbel standen dicht und unvermittelt nebeneinander, und dieses Gewirr von Farben, Linien und Formen wurde durch die zahlreichen japanischen Nippesgegenstände, die sich in allen Ecken und Winkeln befanden, durchaus nicht gemildert. In ihrem „Salon“ standen drei riesengroße Ankleidespiegel, in welchen sich eine ebenso große Anzahl tief von der Decke herabhängender gold- und silberblinkender Lustres prahlerisch beguckte. Um so einfacher, aber behaglicher waren meine beiden Zimmer ausgestattet, in denen Frau Ringler für strenge Sauberkeit und Ordnung sorgte. Vollends ausgesöhnt wurde ich mit der Stilverwilderung in der Wohnung meiner Frau Wirtin, wenn an der Thür die Klingel gezogen wurde, eine süße, freundliche Stimme erscholl, eine verschleierte Gestalt, von Frau Ringler herzlich bewillkommnet, ins Vorzimmer schlüpfte — da wußte ich, daß einer der weiblichen Lieblinge des Theaterpublikums erschienen sei. Und wenn ich auch weiter nichts hörte als halbe, unverständliche Sätze, als ein zu mir gedämpft hereinklingendes Lachen, und wenn ich auch weiter nichts sah als ein schimmerndes Kleid, eine weiße Hand, winkend und grüßend, und, wenn's gut ging, das Profil eines hübschen Gesichts — ich

war mit diesem nur wenige Sekunden währenden Augen- und Ohrenschmaus zufrieden und kümmerte mich nicht um die Geheimnisse, die zwischen den ankommenden Damen und meiner Wirtin im letzten ihrer Zimmer ungestört und unbelauscht verhandelt wurden.

Frau Ringler besaß einen Sohn, welcher das direkte Gegenteil seiner Mutter war. Sie, aus lauter Klugheit und Temperament bestehend, er die verkörperte Schwerfälligkeit und Einsilbigkeit, die bereits an geistige Beschränktheit streifte. Trotz seiner dreißig Jahre war er das Muster eines Muttersöhnchens. Er war Buchhalter in einem großen Geschäft und vollführte seine Obliegenheiten zur Zufriedenheit des Chefs, wie mir Frau Ringler versicherte. Herrn Ringlers Tagewerk lief mit der Regelmäßigkeit eines Chronometers ab. Die Mahlzeiten nahm er stets gemeinschaftlich mit seiner Mutter ein; ins Theater ging er nur Sonntags; da er stets erst nach acht Uhr abends vom Bureau kam, wartete er, eine Zigarette rauchend und die Zeitung lesend, auf seine Mutter, die natürlich erst nach Schluß des Theaters eintreffen konnte. Beim Abendbrot erzählte ihm Frau Ringler, was sich während der Vorstellung etwa ereignete, der Sohn hörte ruhig zu und war seines Lebens zufrieden. Dieses Idyll sollte aber bald eine Unterbrechung, das heißt eine Erweiterung erfahren.

Der Sohn faßte sich nämlich eines schönen Tages ein Herz und teilte seiner Mutter mit, daß er schon seit einigen Jahren verliebt sei. Frau Ringler konnte diese erstaunliche Thatsache nicht vor mir verbergen und erzählte mir, während ich den Frühstückskaffee zu mir nahm, wie sie die Herzensangelegenheit ihres Herrn Sohnes rasch und resolut ins Reine brachte. „Mein Karl war vor einigen Jahren Buchhalter in Korneuburg, und dort vergaffte er sich in ein Mädchen. Ich kann Sie versichern, ein Mädchen aus gutem, anständigem Hause. Statt mir aber, wie er heimgekommen, aufrichtig von der Geschichte zu erzählen, verschweigt mir der Junge alles und führt eine heimliche Korrespondenz mit dem Mädchen. Neulich aber traten ihm plötzlich die Thränen in die Augen, und er zeigte mir ihr Bild. Anfangs wußte ich natürlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Er fing aber bald zu beichten an. Das sei sein geliebtes Mädchen, und er könnte es vor Sehnsucht nach ihr nicht aushalten. „So, sagte ich, du hast aber lange Zeit gebraucht, um deiner Mutter das zu sagen!“ Ich erkundigte mich bei ihm dann hin und her nach der Familie des Mädchens und erfuhr aus seinem Munde das Beste. Karl lügt nicht, und so hab' ich ihm alles geglaubt. „Hast du ihr wahrhaftig und ernst die Ehe versprochen?“ frag' ich ihn scharf ins Gewissen. „Ja, Mutter,“ sagt er.

„So," sag ich, „dann ist's auch Zeit, daß du dein Versprechen einmal hältst, und nun mach' dich auf die Beine und heirate deine Braut!" Da fällt mir der Junge um den Hals und küßt mich ab, daß es nur so eine Art hatte. Ja, sehen Sie, Herr Doktor", fuhr sie seufzend fort, „versprochen hat er's ihr, und so muß er sein Wort halten. Was er jetzt verdient, ist sehr wenig, und die beiden Leute müssen bei mir wohnen. So viel Geld verdiene ich wieder nicht, um ihnen Zuschuß zu einem eigenen Haushalt zu geben, und seine Braut ist ein armes Ding. Na, solange ich lebe, wird's schon gehen, und bis ich gestorben bin, wird wohl mein Karl im Gehalt weiter aufgerückt sein."

„Haben Sie die Braut Ihres Sohnes schon persönlich kennen gelernt?" fragte ich. Mir kam das Gebahren meiner verehrten Frau Wirtin trotz all ihrer mütterlichen Zärtlichkeit doch etwas zu unvorsichtig vor.

„Nein. Wie soll ich denn von hier fort? Karl macht ja bald Hochzeit. Eine Hochzeitsreise giebts nicht, und das Paar kommt gleich hierher. Da werde ich mein Schwiegertöchterlein empfangen und für Lebenszeit bei mir haben."

„Ich wünsche Ihnen allen das Beste und Schönste Frau Ringler! Aber wäre es vielleicht nicht doch praktischer gewesen, Sie hätten sich auf einige Tage

vom Theater losgemacht, um sich persönlich zu überzeugen, daß die Herzenswahl Ihres Sohnes auch eine Verstandeswahl gewesen? Gerade in diesem Fall ist es doch für Ihr künftiges Zusammenleben sehr wichtig, welchen Eindruck das Fräulein auf Sie persönlich macht!"

Sie sah mich etwas betreten an. „Ja, meine Schwiegertochter muß eben alles aufbieten, mir zu gefallen. Sie wohnt bei mir, und ohne meine Bereitwilligkeit hätte sie ihn erst nach Jahren heiraten können."

Ich schüttelte zu diesen Worten den Kopf, schwieg aber. „Was gehts denn schließlich mich an," dachte ich bei mir. —

Und nun war die Hochzeit vorüber, das junge Ehepaar soeben zurückgekehrt und wird fortan in meiner nächsten Nähe wohnen, beinahe Wand an Wand. Die Erinnerungen, die an mir vorüberglitten, verblaßten, nur der Willkommsgruß auf dem weißen Zettel, der mir, als ich heimkam, in die Augen fiel, schwebte noch kurze Zeit mit seinen langen, steifen Buchstaben in meinem erlöschenden Bewußtsein auf und nieder, bis ich einschlief.

Am andern Morgen brachte mir Frau Ringler mit strahlenden Blicken den Kaffee. „Sie sind da!" schmunzelte sie glücklich. „Haben Sie gestern nachts den großen Spektakel gehört, als ich heimkam? Ich wußte mich vor Freuden über mein allerliebstes

Schwiegertöchterchen kaum zu fassen. Die wird Ihnen auch gut gefallen!"

Als ich nach einer halben Stunde, zu meinem Ausgang gerüstet, auf den Korridor trat, scholl mir der primitive Gesang einer frischen weiblichen Stimme entgegen. Es war das junge Weibchen, welches bereits an der Arbeit war; sie fegte mit dem Besen munter drauf los. Bei meinem Anblick errötete sie und verschwand, den Besen auf ein Häuflein Kehricht erschreckt fallen lassend. Auf der grauen Staubmasse des Kehrichts lag groß und breit ein weißes Blatt Papier. Wie von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, beugte ich mich nieder und hob das Papier auf. Es war der Willkommsgruß der Mutter, der gestern Abend auf der Thüre prangte und jetzt beinahe dem schnöden Geschicke verfallen wäre, von der Schwiegertochter hinausgefegt zu werden. Ich war mir in diesem Moment nicht recht bewußt, was ich that. Zuerst säuberte ich das Blatt Papier von den darauf haftenden Staubteilchen und Brotkrumen, dann faltete ich es zusammen und steckte es in meine Rocktasche. Es war ja allerdings nur ein stummes, wertloses und gleichgültiges Ding, aber es enthielt die Kundgebung eines freudig bewegten Mutterherzens, auf welcher kurz vorher der Besen der jungen Frau umherstrich, und eine solche Behandlung hatte es gerade von ihr am allerwenigsten verdient. Ein leises Mis=

behagen stieg in mir auf — ein fein empfindendes Herz besitzt die Gattin des Herrn Karl sicherlich nicht, dachte ich, als ich die Treppen herunterstieg, um meinen Geschäften nachzugehen.

Es ist selbstverständlich, daß ich die Schwiegertochter sehr bald persönlich kennen lernte. Sie war nicht nur eine schmucke, dralle Blondine mit runden Wangen, freundlichen Augen, etwas gebogener Nase und frischem Teint, sondern auch eine wirtschaftlich tüchtige Frau, deren festes und doch nicht unbescheidenes Auftreten in angenehmem Gegensatz zu der beschränkten Schüchternheit ihres Mannes stand. Die drei Leutchen stimmten vortrefflich zusammen, die junge Frau, Emma hieß sie, räumte morgens die Wohnung auf, kochte und sang dazu wie ein Vogel, Frau Ringler besorgte ihre Theatergeschäfte und war gewissermaßen des Hauses Oberherrin, deren Autorität Emma und Karl in kindlichem Respekt sich unterordneten. Soweit ich in das intimere Zusammenleben der kleinen Familie blicken konnte, schien mir Karl seine Frau mehr zu lieben als sie ihn, ohne daß sie es ihm an Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit eigentlich fehlen ließ. Frau Ringler hing mit der heißen Kraft eines Mutterherzens an ihrem Sohn, aber angesichts seines unselbständigen Charakters, seines sozusagen fragenden und tastenden Wesens behandelte sie ihn ein wenig von oben herab, und dieses Be-

nehmen änderte sie auch leider ihrer Schwiegertochter gegenüber nicht; anfangs milderte sie ihre Barschheit und Herbheit mit scherzhaften, oft kosenden Bemerkungen, die sie dann allmählich wegließ. Des öftern hörte ich Frau Ringlers zankende Stimme in der Küche und dazwischen leise, bittende Gegenreden der Tochter. Aber diese kleinen Gewitter gingen stets spurlos vorüber, die Sonne der glücklichsten Eintracht ging den Leutchen immer wieder auf. Ich hatte indes nicht viel Zeit, mich um meine Nachbarn zu kümmern, denn wichtige Angelegenheiten nahmen mich vollends in Anspruch, und als ich diese zu meiner Zufriedenheit erledigt hatte, beschloß ich eine Erholungsreise zu machen.

Rasch führte ich meine Absicht aus, durchstreifte Südösterreich, kam bis nach Oberitalien, dann zog ich in kühnem Bogen aufwärts bis nach Danzig, Königsberg, besah mir das aufblühende Berlin, amüsierte mich in Hamburg und sammelte auf einem längern Rheinausflug eine Menge köstlicher, unauslöschlicher Eindrücke. Gestärkt an Leib und Seele kehrte ich nach dreimonatlicher Abwesenheit in mein Junggesellenheim zurück. Meine Wirtsleute empfingen mich mit herzlicher Freude; in übermütiger Laune neckte mich Frau Emma mit den „Eroberungen, die ich überall gemacht haben müßte“, und prophezeite mir, schalkhaft mit den Fingern drohend, ein baldiges

Ende meines Hagestolzentums. Das gute Einvernehmen, das zwischen den drei Menschen herrschte, war aber nur eine Maske; damals konnte ich nicht ahnen, daß sie im hellsten Unfrieden lebten, und daß ihre Charaktergegensätze während meiner Abwesenheit sich erschreckend zugespitzt hatten. Schon nach wenigen Tagen sollte ich in den Umschlag im Hause Ringler eingeweiht werden.

Es war in der Dämmerung, eben schickte ich mich an, die Lampe anzuzünden, als es an meine Thür klopfte und Frau Ringler eintrat. Sie fragte, ob ich nicht für den Abend welche Wünsche hätte, eine Frage, die sie sonst nie an mich richtete, weil ich stets ausging, und, ohne meine Antwort abzuwarten, setzte sie sich schwer aufseufzend auf einen Stuhl. „Gottlob, Herr Doktor, daß ich heute nicht ins Theater muß, ich kann's rein nicht mehr aushalten!"

„Aber, Frau Ringler, so plötzlich sind Sie des Theaters überdrüssig geworden? Was werden denn Ihre Damen vom Theater dazu sagen, Ihr Freundinnen?"

„Das Theater habe ich ja gar nicht gemeint, Sie haben mich falsch verstanden, mit ihr ist es nicht mehr auszuhalten."

„Mit ihr? Ich verstehe Sie wieder nicht. Wen meinen Sie denn?"

„Na, mit der Emma. In der habe ich mich schön getäuscht.“

„Ei, wie kam denn das? Ich dachte immer, Sie vertrügen sich mit ihr auf das beste.“

„Na, wissen Sie, Herr Doktor, Sie scheinen es auch mit ihr zu halten; natürlich, sie ist ein junges Blut, und ich gehöre zum alten Eisen. Aber ich lasse mich nicht unterkriegen, und ich habe ihr heute Vormittag derartig die Leviten gelesen, daß sie bis jetzt nicht aus dem Weinen herausgekommen ist.“

Ich kannte Frau Ringler und wußte, daß meine Fragen und Zwischenreden, sobald die Schleusen ihrer Beredsamkeit geöffnet waren, von ihr einfach ignorirt wurden, und so begnügte ich mich, zuzuhören.

„Versetzen Sie sich einmal in meine Lage, lieber Herr Doktor; die Emma ist ja ein ganz gutes Ding, aber naseweis, nnd will immer alles besser machen als ich. Aber in meinem Hause bin ich Herr, und ich dulde keinen andern Willen neben mir. Wenn sie die gnädige Frau spielen will, so soll ihr der Herr Gemahl eine eigene Wohnung mieten, wenn er das Geld dazu hat, und das hat er nicht. Sie leben in meiner Wohnung, und wenn ich nicht wäre, bis zur jetzigen Stunde wären sie noch Verlobte. Und da muß ich ihr den Standpunkt klar machen, blutige

Thränen hat's schon gegeben, und noch immer kann sie's nicht glauben, daß ich die erste Geige hier spiele und nicht sie."

„Seien Sie doch noch ein bischen nachsichtig mit ihr, Frau Ringler. So eine junge, kleine Hausfrau möchte im Hause ihrem Gatten gegenüber etwas vorstellen, das können Sie ihr doch nicht verübeln? Und wenn es manchmal Meinungsdifferenzen giebt, das wird sich mit der Zeit schon legen. Sie dürfen die Sache nicht so ernst nehmen."

Sie schlug die Hände zusammen. „Wie Sie wiederum reden, Herr Doktor. Man sieht, daß Sie noch Junggeselle sind. Wenn ich der nur ein bischen nachgebe, ist's aus. Die ist nicht mit dem kleinen Finger zufrieden, sie nimmt gleich die ganze Hand. Ja, wenn mein Sohn ein anderer Mensch wäre! Der küßt sie in einem fort ab, tröstet sie und traut sich nicht, sie vor mir in Schutz zu nehmen. Er weiß, daß ich recht habe. Vor mir hat er zu viel Respekt und für seine Frau viel zu viel Liebe. Es ist ein Jammer, Herr Doktor, und ich rate Ihnen nur, heiraten Sie nicht."

Ich dankte der liebenswürdigen Schwiegermutter für ihren guten Rat und war froh, daß sie mich endlich verließ. Am Ende werde ich noch von denen zum Schiedsrichter aufgerufen; das fehlte mir gerade. Mit einem gewissen Behagen über meine

Junggesellenselbständigkeit verfügte ich mich in die Stammkneipe. Es ist doch ein schönes Gefühl, nur sich selbst anzugehören, nicht unter der Kontrole einer unzufriedenen Schwiegermutter zu stehen — ich bleibe Hagestolz, und sollte der Staat die unbeweibten Männer mit den empfindlichsten Steuern bestrafen, nur frei und unabhängig sein . . .

Am andern Vormittag (Frau Ringler befand sich stets um diese Zeit in der Markthalle, um einzukaufen, ein Geschäft, das sie nur in den seltensten Fällen ihrer Schwiegertochter überließ) saß ich an meinem Schreibtisch, als mir Frau Emma ein Packet überbrachte, das soeben von einem Boten für mich abgegeben worden war. Ich blickte kurz auf und dankte. „Bitte sehr,“ erklang ihre Stimme, aber leise und zitternd, schmerzdurchbebt. Ich legte die Feder beiseite, erhob mich, sah in ihr verweintes Gesicht und sagte teilnehmend: „Was fehlt Ihnen denn, Frau Emma?“

Sie schüttelte das Haupt und war anfangs nicht geneigt, mich zum Mitwisser ihrer Leiden zu machen, die ich ja ohnehin schon kannte. Dann schien sie sich rasch eines andern zu besinnen. „Wenn hier bei uns was passiert, Herr Doktor, dann wundern Sie sich nicht,“ und dabei brach sie in ein bitteres Schluchzen aus.

„Was soll denn passieren,“ fragte ich scherzend,

„Sie sind eine junge, gesunde Frau und haben einen Mann, der Sie liebt. Da kann Ihnen ja nur etwas gutes passieren."

Sie schluchzte noch heftiger und schlug die weiße, spitzenumrahmte Schürze vors Gesicht. „Ja, mein Mann ist gut, nur zu gut, aber seine Mutter, mein Gott, seine Mutter, die verbittert mir das Leben!"

„Sie hatten Streit mit ihr?"

„Ich bin für sie um eine Person zu viel im Hause. Was ich auch thue, nichts ist ihr recht. Wenn ich für meinen Mann sorge, wie es doch meine Pflicht ist, zankt sie mit mir; sie will meinem Mann unentbehrlich sein, und ich . . . und ich . . . bin weiter nichts hier als die Dienstmagd. Aber ich lasse mir das nicht länger gefallen. Lieber trocken Brot essen und mit meinem Mann allein sein, als ihre Wohlthaten zu empfangen und uns das Leben verbittern zu lassen. Ich bin nun einmal seine Frau und das respektiert sie nicht. Es fehlt nur noch, daß sie mich schlägt."

Die kleine Frau that mir leid. Wer von beiden hatte nun recht?

„Ich kenne Frau Ringler schon seit Jahren, liebe Frau Emma, und weiß, sie hat ein gutes Herz, wenn sie es auch nicht immer auf der Zunge trägt. Vielleicht wissen Sie Ihre Schwiegermutter noch nicht

an der richtigen Stelle ihres Wesens zu treffen. Versuchen Sie es doch einmal; es hat wohl zwischen Ihnen am Anfang nur kleine Uneinigkeiten und Mißverständnisse gegeben, dann kamen Empfindlichkeiten und böse Launen, und jetzt stehen Sie miteinander vollends auf den Kriegsfuß. Schließen Sie Frieden, lenken Sie ein, Sie sind ja die Jüngere, zeigen Sie Ihre Versöhnlichkeit, das wird Frau Ringler rühren, und dann ist alles wieder gut."

Ich glaubte, ein Meisterstück der Beredsamkeit geliefert und der jungen Frau so recht ins Gewissen gesprochen zu haben. Aber wir Junggesellen sind nicht immer gute Menschenkenner. Wir kennen wohl die Frauen, aber nicht die Frau, und sofort sah ich, wie sehr ich mich bezüglich der Wirkung meiner Worte verrechnete.

„Ich zuerst einlenken? Ich, die Frau ihres Sohnes? Nein, Herr Doktor, so etwas dürfen Sie von mir nicht verlangen. Ich habe dieselben Rechte im Hause wie sie. Statt mir die ganze Wirtschaft zu übergeben, drückt sie mich ganz an die Wand. Und wenn ein Unglück entstehen soll, ich geb' nicht nach."

Ein Unglück entstand infolge ihres Eigensinns nicht, aber ein kleiner Skandal, und zwar noch am selben Abend. Wenn ich auch einen eigenen Eingang hatte, waren meine beiden Zimmer doch innerhalb

der Ringlerschen Wohnung gelegen. Nur eine Thür trennte meine Arbeitsstube von ihrem Speisezimmer, und so konnte ich jedes Wort hören, das am Abend fiel, denn die Szene ereignete sich nach dem Abendbrot, gerade um jene Zeit, als ich heimgekommen war. Mutter und Tochter schleuderten sich die heftigsten Beschuldigungen ins Gesicht, dazwischen klang sanft und beschwichtigend, aber vollkommen machtlos, die Stimme des Sohnes. Frau Ringler habe ich nie so zornig reden gehört; es war kein Reden mehr, sondern ein Zetern und Geifern, Frau Emma akkompagnierte gellend und schluchzend, dann wurde plötzlich alles still. Wurde der Streit aus Rücksicht auf den heimgekehrten Chambregarnisten in ein entfernteres Zimmer verlegt oder überhaupt ganz eingestellt, ich weiß es nicht. Am andern Morgen erhielt ich den Besuch Frau Ringlers. Sie sah blaß, ja verstört aus. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor," begann sie, „daß Sie gestern Abend gestört worden sind, aber nun werden Sie Ruhe haben, Sie — und ich."

Ich blickte sie fragend an.

„Sie ist heute in aller Frühe fort. Daß sie mir nicht Adjes gesagt, begreife ich. Aber auch von meinem Sohn hat sie sich nicht verabschiedet, und das zeigt mir ihren wahren Charakter. Mein Haus wird diese Person nie wieder betreten, dafür stehe ich Ihnen gut."

„Und was sagt Herr Karl dazu?“

„Der soll nur ganz ruhig sein,“ erwiderte sie drohend. „Er that zuerst wie verrückt, dann setzte ich ihm den Kopf zurecht. Seine Frau hat mir den Frieden im Hause zerstört, und daran ist er schuld, denn er hat sie mir zugebracht. Wenn er zu ihr halten will, mag er's, aber dann muß er auch fort. Er wird sich hüten, seine Mutter zu verlassen — was will er denn ohne mich machen?“

* * *

Also die junge Frau hat das Feld geräumt, und es schien, daß die Ehe des Herrn Buchhalters Karl Ringler nur ein kurzes Intermezzo in seinem ohnehin sehr wenig abwechselungsreichen Leben sein sollte. Seine Mutter hatte mir recht prophezeit: es ward still im Hause wie noch nie. Karl ward noch scheuer als sonst, als ob er der Feindin seiner Frau in ohnmächtigem Weh aus dem Wege gehen wollte. So vergingen ungefähr drei Wochen. Da traf ich Karl auf der Straße. Er grüßte mich höflich, ich trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und fragte, wie es ihm ginge. „Schlecht, sehr schlecht,“ lautete die Antwort, und um seine Mundwinkel zuckte es. „Und sie?“ wagte ich weiterzufragen, „hören Sie von ihr gar nichts?“

Er legte den Zeigefinger auf den Mund, um mir Schweigen zu gebieten. Der arme Junge vergaß

ganz, daß er auf der Straße war und ihn seine Mutter unmöglich belauschen könne.

„Doch," sagte er, „ich höre sehr viel von ihr," und ein freudiger Glanz verklärte seine Züge.

„Wird Ihre Frau denn immer in ihrer Heimat bleiben?"

Er trat ganz an mich heran. „Sie ist ja gar nicht bei ihren Eltern. Sie ist hier bei ihrer Tante, und ich komme täglich mit ihr zusammen."

„So, das freut mich sehr für Sie Beide. Na vielleicht wird allmählich auch Ihre Mutter milder gestimmt."

Er schüttelte traurig das Haupt. „Meine Mutter will absolut nichts mehr von ihr wissen, und ich hab' nicht so viel Gehalt, um mit meiner Emma zusammenzuziehen. Emma thut es ja schon leid, daß sie damals fort ist, und nun kann sie nicht mehr zurück. Sie fürchtet sich gräßlich vor der Mutter."

Er sagte dies alles in einem so zagenden, knabenhaften Ton, daß ich weniger Mitleid mit ihm hatte, als er es eigentlich verdiente. Ich war überzeugt, die beiden Frauen wären nie so hart aneinandergeraten, wenn er nur ein bischen Energie besäße.

„Und was gedenken Sie in dieser Sache zu thun?"

Er zuckte die Achseln. „Ich kann mir ja nicht helfen. Meine Mutter ist unbeugsam, und ich bin

froh, mit Emma täglich eine Stunde beisammen zu sein."

Diese Antwort in ihrer kläglichen Haltlosigkeit verdroß mich aufs höchste, und ich beschloß ihm einen derben moralischen Stoß zu versetzen. „Hören Sie, Herr Ringler, Sie spielen da eine ganz böse Rolle. Ihre Frau hat Sie gewiß sehr lieb, aber ihre Liebe muß ermatten, wenn sie sieht, mit welcher Ergebung Sie die jetzige Sache ertragen. Seien Sie doch ein Mann, und sprechen Sie mit Ihrer Mutter einmal ein ernstes Wort. Wollen Sie sich denn wegen einiger Zänkereien Ihr eheliches Glück für immer untergraben? Ihre Mutter muß sich einfach mit Frau Emma aussöhnen, und Frau Emma muß eben ihre Angst ablegen, und Ihre Pflicht ist es nun, für Ihre Frau einzutreten, ohne Ihre Mutter zu verletzen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich hätte dieser für einen Mann geradezu unwürdigen Situation längst ein Ende gemacht." Ich lüftete den Hut, grüßte kurz und verließ ihn. Mochte er nun von mir denken, was er wollte.

Und wieder vergingen vierzehn Tage. Das Muttersöhnchen von einem Ehegatten schien sich noch immer nicht zu einem Entschluß aufgerafft zu haben, und wer weiß, ob dieser häusliche Zwist nicht zur unüberbrückbaren Kluft sich erweitert hätte, wenn ich nicht vom Schicksal zum Vermittler auserkoren wor-

den wäre. Und das kam so. Als ich eines Abends nach Hause eilte, um noch einen wichtigen Brief zu schreiben, ehe ich zum Abendbrot ging, fand ich in einer wenige Minuten von unserer Straße entfernten städtischen Gartenanlage das Ehepaar Karl und Emma. Wir begrüßten uns, und die junge Frau reichte mir errötend die Hand. „Nun sind Sie ja auf dem Wege nach Hause," sagte ich.

„Karl ja, aber ich nicht", erwiderte traurig die junge Frau.

„Das verstehe ich nicht," meinte ich trocken, „wo der Mann wohnt, ist auch die Frau zu Hause"

„Aber, Herr Doktor, Sie kennen ja unsere Verhältnisse," schluchzte sie still vor sich hin.

„Ich kenne sie und kenne sie wider nicht," gab ich etwas scharf zur Antwort. „Auf der einen Seite Trotz, auf der andern Angst, auf der dritten Energielosigkeit — das kenne ich. Aber daß es unmöglich sein sollte, wieder zusammenzuwohnen und sich von nun an zu vertragen, das kenne ich nicht. Ich bin überzeugt, daß Frau Ringler Sie sich längst wieder herbeiwünscht, aber sie kann Sie doch nicht holen? Sie sind freiwillig gegangen, Sie müssen freiwillig kommen!"

Frau Emma schwieg. Ich fuhr fort: „Am besten wär's, Sie kämen sofort nach Hause und gäben Ihrer Schwiegermutter gute Worte."

Sie wendete sich hastig ab. „Ich wollte schon, aber ich glaube, es kommt mir keins aus der Kehle. Und wenn sie mich wieder so barsch anschreit, ich müßte sofort wieder umkehren!“

„Überhaupt ist die Mutter jetzt gar nicht zu Hause,“ warf Herr Karl ein.

„So, ist sie nicht zu Hause? desto besser. Sie, Frau Emma, bereiten das Abendbrot, und wenn sie dann müde aus dem Theater kommt und alles schön hergerichtet findet, ihre beiden Kinder wieder um sich sieht, gibt sich die Sache von selbst. Gehen Sie doch!“

„Ich fürchte mich so sehr,“ rief sie.

„Fürchten? Haben Sie denn nicht Ihren Mann zur Seite? Herr Ringler, ich sage Ihnen, benutzen Sie diesen Augenblick; einmal muß es ja doch dazu kommen, führen Sie Ihre Frau nach Hause und erleichtern Sie Ihr den Weg zum Herzen Ihrer Mutter, wenn Sie kein Feigling sind und der Liebe Ihrer Frau würdig sein wollen.“ Das wirkte sichtlich. Ich ging. Nach einer Weile sah ich mich um. Das Paar folgte meinen Schritten.

Ich hatte das Haus erreicht und stieg langsam die Treppen empor. „Wenn die Alte der Tochter doch die Thüre weist? Wenn der Versöhnungsversuch endgültig mißglückt, dann geben die Leute dir schließlich die Schuld,“ sagte ich zu mir. „Wozu in die Angelegenheiten anderer eingreifen?“ Da schoß mir

eine Idee durch den Kopf, die mich derartig beherrschte, daß ich sie sofort auszuführen beschloß. Ich griff in meine Rocktasche; zwischen meinen Händen knisterte etwas; ich hatte das Richtige gefunden. Vielleicht verleiht dieses der jungen Frau Mut zur Versöhnung. Oben angelangt, entfernte ich unter dem fahlen Schein der von einer Milchglasglocke sehr gedämpften Gasflamme die Reißnägelchen, mit denen meine Visitenkarte an der Thüre befestigt war, nahm aus der Rocktasche jenes weiße Blatt Papier, das ich vor dem Kehrbesen der Frau Emma rettete und glücklicherweise noch immer bei mir trug, und schlug den Willkommsgruß Frau Ringler's an ihre Thür. Vielleicht thut er wieder seinen Dienst, vielleicht glaubt die junge Frau, ihre Schwiegermutter begrüße sie ein zweites mal in ihrer Wohnung. Ich trat in mein Schlafzimmer, das Paar mußte in dem nächsten Momente kommen, das Papier seine Schuldigkeit thun, dann wollte ich draußen auf Frau Ringler warten, sie vorher milde stimmen und sie auf den erneuerten Gebrauch ihres Grußes vorbereiten. Aber ich hatte mich verrechnet. Frau Ringler war diesmal nicht im Theater, ich hörte drinnen ihre Nähmaschine schwirren, und ehe ich noch überlegen konnte, ob ich den Zettel wiedee abnehmen sollte, stand das Paar vor der Thüre.

„Mein Gott,“ schrie Frau Emma auf, „das ist

von der Mutter!“ Und mit vor Rührung stockender Stimme las sie die Sätze ab: „Geliebte Kinder! Gott segne Euern Einzug! Ich küsse Dich, meine teure Tochter, und Dich, mein geliebter Sohn, im Geiste! Ich kann Euch leider nicht erwarten, denn ich muß ins Theater. Eure Mutter.“ „Karl, Karl,“ schluchzte sie, „deine Mutter will mich wieder haben, sie heißt uns willkommen, sie hat mein Kommen erwartet, o meine liebe, gute Mutter,“ die Thüre sprang auf, sie eilte hinein, langsam folgte ihr Karl nach und schloß hinter sich zu. „Sie ist nicht fort, sie ist schon zurück, ich höre sie drinnen,“ rief sie, und in wenigen Sekunden hatte sie die jedenfalls sehr überraschte alte Dame umschlungen, herzte sie ab und küßte sie. „Wie gut du bist, Mutter, nie werde ich dir das vergessen! Du hast mir verziehen, ich darf wieder bei dir sein, du sollst eine gute, folgsame Tochter an mir haben; ich konnte es ohne meinen Karl nicht lange mehr aushalten, aber nun bin ich wieder da, hab' Dank, tausend Dank, meine gute, gute Mutter.“ So flehte, schluchzte, jubelte die junge Frau.

Ich stand mäuschenstill in meinem Arbeitszimmer. Was mochte nun kommen? Frau Ringler hatte noch kein Wort gesprochen. Endlich ertönte ihre Stimme, langsam, voll Weichheit und Güte. „Mein liebes Kind, du bist nun wieder da und bereust alles. Hättest du gleich am Anfang mir nur ein gutes Wort

gesagt, wie jetzt, es wäre zwischen uns nie so weit gekommen. Ich hab' dich ja lieb, du bist mein Kind, wie er."

„O, Mutter," rief sie, „ich habe nie gewußt, wie gut du bist, und deshalb war ich hart und trotzig. Aber jetzt schilt mich, zanke mit mir, wie du willst, meine gute Mutter bist du ja doch!"

Und so wurde denn die Versöhnung geschlossen. Ohne einen Mißklang zu erzeugen, gelang es mir, (ich wurde hinübergerufen, und Karl drückte mir so heftig die Hand, daß sie mich schmerzte), die Leutchen von meiner List zu verständigen. Das Blatt Papier, das einst Frau Emma an dem ersten Tage ihrer Ehe auf den Kehricht warf, hatte ihr die Zunge gelöst und die beiden Frauen einander genähert. Ein wesenloses Ding bewirkte den Frieden dreier Menschen. Wohnt nicht manchmal eine magische Kraft in den toten, starren Körpern, oder sind es die schicksalskettenden Mächte, die in einer humoristischen Anwandlung selbst ein wertloses Blatt Papier im Leben dreier Menschen eine entscheidende Rolle spielen lassen? Ein Goldrahmen umspannt jetzt den mütterlichen Willkommsgruß. — Das weiße Blatt hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, Carriere gemacht, aus der tiefsten Erniedrigung, aus der Schmach des Kehrichthaufens am Boden stieg es empor und nimmt einen breiten Raum hoch an der Wand ein. Nicht nur den Menschen, auch den leblosen Dingen gegenüber gibt es eine Gerechtigkeit.

Emils erstes Liebesabenteuer.

Eine „Badegeschichte“.

Seit einigen Jahren gehöre ich zu einer kleinen Gruppe von Alters- und Berufsgenossen, die den Winter über ihre eigene Wege gehen, sich sogar für die ganze Saison einander aus den Augen verlieren, im Sommer aber, wenn die begüterte Welt aufs Land oder in die Bäder gezogen ist, sich getreulich zusammenfinden und mehrere Abende der Woche in einem angenehm schattigen Wirtshausgarten bei einem Glase Bier oder einer Bowle gemeinschaftlich zubringen. Diese Zusammenkünfte, die wirklich recht geselliger und anregender Natur sind, bieten uns einen gewissen Ersatz für die zahlreichen winterlichen Vergnügungen und lassen uns manchmal vergessen, daß uns die Arbeit an die schwüle Stadt fesselt, während unsere begünstigteren Bekannten in idyllischer Ruhe, fern von den

Geschäften und Pflichten des Berufes, die schöne Rosenzeit genießen. Ein Mitglied unserer Tafelrunde trug zur allgemeinen Unterhaltung nicht wenig bei: es war der „dicke Emil“, ein recht beleibter junger Mann, dessen Gutmütigkeit gewissermaßen eine Hornhaut bildete, an welcher selbst die grausamsten Geschosse des Spottes und des Witzes wirkungslos abprallten. Nicht etwa, als ob er die komische Figur unseres Cirkels gebildet hätte: wir schätzten ihn alle wegen seines Pflichteifers, seiner großen Kenntnisse und seines ehrlichen Charakters sehr hoch. Aber unser Freund war von einer merkwürdigen Ungeschicklichkeit und Ungelenkigkeit, die sich häufig auf Kosten seiner guten Eigenschaften bemerkbar machte; hinter diesem behäbigen, gutmütigen Phlegma konnte ein Fremder unmöglich ein tiefer fühlendes Herz vermuten. Emil wußte selbst sehr gut, daß wir mit unseren boshaften Anspielungen ihn nicht verletzen wollten nnd ließ sich dieselben, ruhig lächelnd, gefallen, ich glaube, er hat es mit der Zeit sogar natürlich gefunden, daß er die Zielscheibe unserer Sticheleien wurde.

Wenn mehrere junge Leute stundenlang beim kühlen Biere sitzen, so kann man darauf wetten, bilden die Frauen den Mittelpunkt ihrer Gespräche. Jeder von uns gab da seine Erfahrungen und interessanten Abenteuer zum besten und bildete sich ein,

die Uebrigen glauben das alles. Emil war aber stets der dankbarste Zuhörer. Mit offenem Munde starrte er den Sprecher an, der mit dieser oder jener Eroberung prahlte, und fragte einmal ganz verwundert: „Ja, wie macht Ihr denn das, daß Ihr jeden Monat eine Liebschaft anfangt? Wo findet Ihr denn die Mädels eigentlich? Spricht man die auf der Straße an oder schreibt man ihnen vorher?“ Wir lachten natürlich über seine Naivität, und er mußte sich wohl im Geheimen sehr grämen, daß ihm die schönen Mädchen alle stets aus dem Wege gingen und ihm jegliche Gelegenheit nahmen, den Don Juan zu spielen, wie er es aus unseren Erzählungen kannte. Ich bin überzeugt, wenn ihm Jemand mitgeteilt hätte, die spanische Kronprinzessin habe sich in einen unserer Kneipkumpane verliebt, ohne ihn gesehen zu haben, er hätt' es für bare Münze genommen und dem Glücklichen ernsthaft gratuliert.

Wir verbrachten auf diese Weise ganz angenehm einen großen Teil des Sommers, als Emil plötzlich mehrere Abende hintereinander nicht erschien. Die einen behaupteten, er hätte Urlaub bekommen und eine kleine Reise angetreten, die anderen hingegen sagten, er wäre hier, aber vielleicht krank. Jeder nahm sich vor, ihn aufzusuchen, aber niemand führte diesen Entschluß aus, denn Emil wohnte im äußersten Norden der Stadt. An einem Abend trennte man

sich mit der Verabredung, das nächstemal einen gemeinsamen Ausflug zu machen und in einem schönen, ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernten Gartenlokal zusammenzukommen.

Leider wurde ich durch eine geschäftliche Angelegenheit im letzten Moment verhindert, an diesem Ausflug teilzunehmen; ich konnte erst am späten Abend vom Geschäft loskommen und so suchte ich denn aus alter Anhänglichkeit unser lauschiges Stammwirtshaus auf, um in einsamer Ruhe mein Abendbrot zu mir zu nehmen. Ich wurde aber aufs angenehmste enttäuscht, als ich den Garten betrat: Freund Emil saß an unserem Tisch und ich begrüßte ihn fröhlich. Auf meine Frage, wo er so lange gesteckt, gab er mir eine ausweichende, einsilbige Antwort und machte dazu ein recht betrübtes Gesicht. Dem guten Jungen mußte also etwas Fatales passiert sein. Ich verzehrte meinen kalten Braten und er that ab und zu einen tiefen Schluck und seufzte schwer auf. Nachdem der Kellner die leeren Teller entfernt und ich mir in behaglicher Gesättigtheit eine Zigarre angezündet hatte, war ich in der richtigen Stimmung, sämmtliche feindlichen Völker mit einander zu versöhnen, die soziale Frage aufs schönste zu lösen, eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen und — Emils unangenehmes Erlebniß zu erfahren. Ein leiser Wind fuhr erfrischend durch die Baumkronen,

ein helles Mädchengelächter klang süß anregend von einem der Nachbartische herüber und ich sprach in teilnahmsvoller Neugier: „Na, alter Freund, etwas ist dir über die Leber gelaufen, das sieht man dir deutlich genug an. Was in meinen Kräften steht, dir zu helfen, soll geschehen.“ Als feiner Psychologe und gewiegter Menschenkenner wußte ich auch, daß die Wirkung meiner Worte eine unwiderstehliche sei, wenn ich ihm über den Tisch meine Hand reichte und die seine bieder schüttelte. Emil war sichtlich gerührt und sah mich dankbaren Blickes an. Er wollte aber anfangs nicht recht mit der Sprache heraus. Als ich ihm ewige Verschwiegenheit gelobte und ihm das tiefsinnige Geständnis machte, daß nicht nur geteiltes, sondern auch mitgeteiltes Leid ein halbes Leid sei, erzählte er mir folgende tragikomische Geschichte:

Vor einem Monate etwa verletzte ich mir den Fuß beim Baden; die durch einen kleinen Holznagel verursachte Wunde war sehr unbedeutend, aber sie hinderte mich stark am Gehen. Hinkend machte ich mich auf den Heimweg, beschloß aber, als ich einige Minuten wanderte und mich die Wunde sehr zu schmerzen anfing, auf einer Bank im nahen Prater etwas zu rasten. Auf der Bank saß ein junges Mädchen, welches mich, als ich mich grüßend neben sie setzte, mit bedeutungsvollem Blick anstarrte. Ich

ließ mir dies ruhig gefallen, denn das Mädchen war sehr hübsch: ein bleiches, feines Gesichtchen, zwei dunkle schwermütige Augen, ein allerliebster, mit einem blauen Bändchen geschmückter Zopf. Für solche Zöpfe habe ich stets eine große Vorliebe gehabt, ohne daß ich dies je einem Mädchen zu gestehen wagte. Die Unbekannte sah mich in einemfort groß an, daß es mir kalt über den Rücken lief. Doch der Blick, mit dem sie mich traf, war kein böser, sondern ein rätselhaft-trauriger, als ob sie mich was fragen oder mir abbitten wollte. Ich weiß heute noch nicht, woher ich die Kühnheit nahm, sie anzusprechen. Aber eine innere Stimme sagte mir ganz entschieden, wenn ich jetzt nicht die Gelegenheit ergreife, auch eines von Eueren interessanten Abenteuern zu erleben, sei ich der größte Schafskopf, der ungeschoren auf Gottes Erdboden herumlaufe. Ich nahm mich daher zusammen und verfiel auf ein sehr hübsches, allerdings naheliegendes Thema. „Nicht wahr, mein Fräulein,“ hub ich rasch an und that so, als ob meine Aeußerung nur ein plötzlicher Einfall gewesen, ohne zu zeigen, daß ich mich schon lange mit ihr beschäftigt hätte, „heute ist ein ausnehmend heißer Tag?“ Sie sah mich etwas verwirrt an, mußte aber auf meine Frage schon gefaßt gewesen sein und antwortete: „Ach ja, eigentlich zu heiß.“ Ich war glücklich, daß ich einen Anknüpfungspunkt gefunden

hatte, und sprach weiter und sie antwortete freundlich auf alle meine Fragen. Sie hatte eine so liebe, sanfte Stimme und dabei so eine eigen zierliche Art, wenn sie den Kopf zu mir wandte oder den Sonnenschirm in den Sand bohrte, daß ich mich förmlich an ihrem Anblick berauschte. Ich spürte in meinem innersten Herzen, daß die schöne Unbekannte mir wohlgesinnt sei, nnd so fand es sich wie von selbst, daß ich sie, als sie aufstand, begleitete. Jetzt bemerkte ich zu meinem großen Erstaunen, daß das Mädchen ein wenig hinkte. Ich kleidete mein Bedauern über ihr Gebreste in innigste Worte; sie sah mich beinahe zärtlich an und sagte: „Wir beide sind von der Natur so grausam behandelt worden und auch ich fühle Ihnen tief nach, wie Ihnen zumute sein muß, wenn Sie sehen, wie Herren in Ihrem Alter sich so viele Vergnügungen bereiten können, die Ihnen, mein armer Leidensgenosse, auf ewig versagt bleiben." Ich stand bei diesen Worten wie angenagelt stille und im Nu erinnerte ich mich, daß ja auch ich infolge der kleinen Wunde, deren Schmerz ich in der Nähe des Mädchens vergessen, hinkte. Um der Kleinen ihre Teilnahme an mir nicht zu verderben, ließ ich sie bei ihrem Glauben und so hinkten wir gemeinsam weiter, bis sie, in eine Seitenstraße einbiegend, von mir freundlichen und herzlichen Abschied nahm.

In sehr gemischter Stimmung kam ich heim: bald mußte ich über dieses komische Zusammentreffen lachen, bald zuckte mein Herz in einem rätselhaften großen Schmerz auf. Ach, nachher mußte ich bitter genug erfahren, was dieser Schmerz eigentlich bedeutete. Am anderen Tage wanderte ich wieder zur bewußten Bank, auf welcher bereits meine schöne Unbekannte saß. Heute ging die Unterhaltung viel flotter von statten und bald plauderten wir wie zwei alte Jugendfreunde. Sie schüttete mir auch ihr bedrängtes Herz aus. Sie sei guter, wohlhabender Leute Kind und mehr als einmal habe sich ein Mann um ihre kleine weiße Hand beworben. Aber sie habe sich nie entschließen können, sich zu verloben. Sie dachte immer, es geschehe nur ihres Geldes wegen, sie könne sich nicht denken, daß man aus Liebe ein hinkendes, also ein verkrüppeltes Mädchen heiraten könne. Und sie wolle absolut nur aus Liebe geheiratet sein, sonst bleibe sie lieber ledig, um eine alte, vergrämte Jungfer zu werden. Eine süße, mächtige Gewalt stieg in mir auf, mein Blick senkte sich tief in ihr Auge und sie neigte errötend das Haupt. Ich drückte ihr beim Abschied stark die Hand, und o unsagbare Wonne, ich spürte, wie sie meinen Druck leise erwiderte. Von da ab trafen wir uns verabredetermaßen täglich. Ich lernte sie näher und näher kennen und verliebte mich sterblich

in ihre zierliche Gestalt, in ihr sanftes schönes Auge und ihr süßes Gesichtchen. Ihre Stimme klang mir Tag und Nacht im Ohr und sie neckisch an ihrem Zopfe nur eine Sekunde zausen zu können, dafür hätte ich meine Seligkeit hingegeben. Ihr seid ja alle in der Liebe sehr erfahrene Leute, aber ich bin überzeugt, Ihr alle zusammen wißt nicht, wie es thut, wenn man zum erstenmale ernstlich verliebt ist. Ihr meine Liebe offen zu erklären, dazu fand ich nicht den Mut. Denn meine Wunde heilte schrecklich rasch, trotzdem ich mich absichtlich gar nicht pflegte. Dem Mädchen ihren Irrtum einzugestehen, wagte ich nicht, da mir eine Ahnung sagte, daß sie sich nur deshalb zu mir hingezogen fühlte, weil sie in mir einen Leidensgenossen zu finden glaubte. Je mehr meine Leidenschaft wuchs, desto abenteuerlichere Pläne heckte ich aus, ohne auch nur einen zu verwirklichen. Bald wollte ich mir eine große Fußwunde beibringen, um mich zeitlebens lahm zu machen, aber ich fürchtete mich vor dem Schmerz, bald that ich im Bade alles Mögliche, um mich wieder zu verletzen, aber es gelang mir leider nicht. Endlich raffte ich mich auf und ging zu einem Arzt. Ich fragte ihn, ob es ihm nicht möglich sei, mich schmerzlos an einem Fuß lahm zu machen. Der fixierte mich etwas eigentümlich und sagte: „Gewiß, fahren Sie in die nächste Irrenanstalt, dort bringen Sie Ihren Wunsch

vor und dann wird schon das Nötige geschehen“. Voll schmerzlicher Wehmut sah ich, daß mich der Arzt für verrückt hielt, und ich gab diesen schönen Plan auf.

Da brach der bange Tag an, an dem meine Wunde vollkommen geheilt war. Als ich mit der Auserwählten meines Herzens spazieren ging, versuchte ich zu hinken, was mir infolge der langen vorhergegangenen Uebung auch so ziemlich gelang, und sie merkte nichts. Zärtlich wie immer nahm ich von ihr Abschied; kaum drehte ich ihr den Rücken, als mich ein Bekannter sah, mit dem ich einige Worte wechselte und dann eine Weile weiter wanderte. Der Mann verließ bald, sein Weg führte ihn in eine andere Richtung, und ich ging nichts ahnend mit regelmäßigen Schritten durch die menschenvolle Straße. Da traf mich ein flammender Blick aus einem bleichen Angesicht — um Himmelswillen, vor mir stand meine Angebetete und sah mit zuckendem Munde auf meine gesunden Beine — ich hatte zu hinken vergessen und war nun in meiner schmählichen Niedertracht erkannt. Ehe ich nur ein Wort der Aufklärung stammeln konnte, sprach sie: „Sie haben sich in nichtswürdiger Weise in mein Vertrauen geschlichen, Sie haben mein körperliches Gebrechen frivol verhöhnt, ich bedaure es tief, mit Ihnen verkehrt zu haben, mein Herr, Sie sind ein Schurke!“

Und fort war sie. Ob sie mir dies alles wirklich gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Es war mir, als hätte ich diese Anklagen vernommen, die letzten Worte aber habe ich deutlich gehört!“ . . . .

Hier brach er ab und sah mich traurig an.

„Das ist ja eine ganz schreckliche Geschichte,“ rief ich, „wie hast du dich dann weiter herausgewickelt?“

„Weiter kam nichts mehr,“ sagte er tonlos, „ich habe sie nie mehr im Prater gesehen.“

„So schreibe ihr wenigstens, wie sich die Sache verhält!“

„Wenn ich nur wüßte, wo sie wohnte.“

„So gehe zur Polizei und erkundige dich nach ihrer Adresse.“

„Ich habe sie nie um ihren Namen gefragt.“

„Unglücksmensch,“ rief ich heftig, „ich wette, du weißt nicht einmal ihren Vornamen!“ Er schüttelte verneinend das Haupt. „Auch darum habe ich sie nicht gefragt. Es schien mir nicht schicklich, sie gleich mit solchen intimen Fragen in Verlegenheit zu bringen. Weißt du, lieber Freund, wenn ich mir denke, daß das Mädchen, das ich so innig liebe, mich für einen Schurken hält, drückts mir das Herz ab. Ich fürchte, ich kann das Mädchen nicht mehr vergessen. Wo soll ich sie in der großen Stadt suchen — und wenn ich sie auch finde, glauben wird sie mir doch nicht, daß ich sie innig liebe!“

Mir kam die Sache so drollig vor, daß ich in ein lautes Gelächter auszubrechen drohte; aber ich bezwang mich, als ich sah, daß dem guten, armen Burschen zwei helle Thränen über die Wangen liefen.

Cäcilie.

Ich bin ein alter, schwacher, müder Mann und erwarte jeden Tag, daß der Tod an meine Thüre klopft. Kein Weib wird mich beweinen, kein Kinderauge wird aufleuchten, wenn man meinen Namen nennt, ich besitze keinen Freund, in dessen Herzen ich fortleben werde. Ich fahre spurlos von hinnen, wie ein vom Sturm fortgewehtes, welkes Blatt. Dort droben aber ist Einer, der sieht in mein Inneres. Der weiß, daß auch ich nach Liebe gerungen, um Freundschaft geworben habe, und in seinem unerforschlichen Ratschluß hat es gelegen, daß es jetzt um mich herum so einsam ist, als wäre ich auf einer menschenverlassenen Insel . . . Was ich auf Erden fehlte, ich hab' es auf Erden gebüßt. Mit ruhigem Gewissen, mit ausgestorbenem Herzen trete ich den Weg in die finstere Ewigkeit zu Gottes

Strahlenthron an. Diese Blätter sind das Einzige, was ich hinterlasse. Vielleicht fallen sie unbeachtet der Vernichtung anheim, vielleicht aber kommen sie in die Hände eines Menschen, dessen Seele verstehen wird, was meine zitternden Hände hier aufgeschrieben. Er klage mich nicht an, er verzeihe mir nicht! Ich bedarf seines Zornes, seines Mitleides nicht mehr. Er aber bete: „Herr, führe mich nicht in Versuchung!“

So will ich denn diesen Blättern anvertrauen, was mich bereits vor vielen Jahren zum lebensmüden Greise gemacht hat und mich mit seiner Angst und Qual bis zum heutigen Tage nicht hat sterben lassen. O Herr des Himmels, Spender aller Gnaden, siebenzig Jahre bin ich alt und habe doch nur ein Jahr gelebt! Was vor ihm lag, war schmerzvolle Thränensehnsucht und was nachher kam, war Schande, Reue und Verzweiflung . . . Meine Eltern hab ich kaum gekannt; ich war fünf Jahre alt, da raffte sie beide eine Choleraepidemie hinweg. Der einzige Bruder meiner Mutter nahm mich an Kindesstatt an. Er war ein Junggeselle, der mit mir nicht viel anzufangen wußte, aber er behandelte mich gut. Nachdem ich die Gemeindeschule absolviert hatte, trat ich zu ihm ins Geschäft, mußte die Handlung erlernen und die Kunden bedienen. Mein Onkel besaß einen Manufaktur-, Kolonial- und Spezereiwarenladen.

Ich sortierte die Gegenstände, verteilte sie in Körben, Kisten und Fächern, drehte Düten und verkaufte Zwirnspulen, Nähnadeln, Orangen, Bleistifte und allerlei andere Dinge, die das Städtchen benötigte.

Ruhig floß mein Dasein hin, die Tage verbrachte ich im Geschäfte, die Nächte in einem geräumigen Verschlage, von dem aus ich direkt in den Laden gelangte. Mein Onkel hatte seine beiden Stübchen im ersten Stockwerk. Das Schicksal meinte es anfangs gut mit mir. Es sorgte für meines Lebens Notdurft; Hunger und Durst brauchte ich nicht zu leiden, auch meine Zukunft war eine gesicherte, mein Onkel betrachtete mich als seinen Erben, das schönste, ruhigste Alltagsleben war mir beschieden, aber eine Stimme in mir rief meinem Schicksal ein zürnendes, ein verzweifeltes „Nein" entgegen!

Ich fühlte mich zu etwas Höherem geboren. Worin dieses Höhere bestehen sollte, wußte ich nicht. Beim kargen Schein einer Kerze las ich bis in die späte Nacht hinein Romane, Novellen, Gedichte, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte. Eine neue Welt ging in mir, eine bessere, glänzendere Welt, ein Dasein voller Wonnen und Herrlichkeiten auf, ein reiches Leben von Wundern und Abenteuern, deren Held ich war. In thörichter Hoffahrt und brünstiger Schwärmerei verglich ich mein damaliges Sein mit einer häßlichen Larvenhülle, die bald von

mir abfallen müßte, daß ich als bunter Schmetterling von den Süßigkeiten der Erde wahllos und ohne Ende schlürfen könnte. Das Unglück wollte es, daß ich von der Natur schön ausgestattet war. Gar manches Mädchen ließ ihre Blicke in stummer Zärtlichkeit an meiner Gestalt haften und diese schüchterne Huldigung galt mir als selbstverständlich, als kleine Abschlagszahlung auf jenes unermeßliche Glück, zu dem ich mich auserkoren dünkte.

Gewiß, ich überragte an Bildung und Belesenheit wohl alle jungen Leute aus meiner Lebenssphäre und so mochte meiner bitteren Verdrossenheit über meine untergeordnete Stellung ein Schein von Berechtigung anhaften. Aber ich hütete mich, das, was in mir nagte und gährte, laut werden zu lassen. Pünktlich verrichtete ich meine Arbeiten, kein Lachen kam über meine Lippen, finster war mein Blick und mürrisch mein Wesen. Nur des Nachts erwachte meine Unzufriedenheit zu wilder Not und Qual, die wuchs und wuchs und mein ganzes Innere durchtobte. Es war mir, als müßte sich die Thüre öffnen und das langersehnte Glück riesengroß und unsichtbar hereintreten; als müßte meine Sehnsucht Form und Gestalt gewinnen und mit zwei vollen, durstigen Lippen meinen Mund küssen; als müßte sich etwas Unbegreifliches, Rätselhaftes ereignen und mich mit lieben und trauten Wonnen durchrieseln.

Der ganze, dumpfe Druck der Alltäglichkeit lag wie ein Riesenstein auf meiner Brust und mit Thränen im Auge rief ich einem Engel, daß er mit seinem Lilienstabe den Bann von mir nehme.

Mein Flehen wurde erhört. Das Nebelzwielicht meines Lebens wurde plötzlich erhellt durch ein Feuer, das mit loderndem Zischen durch mein Herz fuhr und es zu Asche verbrannte. Der Herr hat mich gehört, aber er sandte den Teufel zu mir, auf daß er mein eitles Sinnen stille . . . Der jähe Umschlag meines äußerlich bisher so beschaulichen Lebens in eine wirre Reihe aufregender Begebenheiten begann mit jenem Ereignis, das mit den Schrecken eines höllischen Phantoms die Herzen der Bewohner unserer Straße erstarren machte. Es war in einer Märznacht; ich konnte den Schlaf nicht finden und wälzte mich auf dem Lager ruhlos hin und her. Draußen tobte in kurzen Stößen seufzend und stöhnend der Sturm; er pfiff um die Dächer und verlor sich rauschend in den Straßen. Es lag in der Luft wie ein banges, jauchzendes Ahnen, das selbst bis in meinen dunklen Raum mit leise-unruhigem Flügelschlage drang. Da auf einmal erscholl draußen ein lautes, markerschütterndes Bellen, bald nah, bald fern, wie wenn ein Hund mit mächtigen Sätzen durch die Straße hin und her spränge. Sein Bellen mengte sich schaurig und doch es weit

übertönend mit dem Klagen des Sturmes, so daß es mich nicht länger im Bette litt. Ich trat in den Laden hinaus, tappte mich zum Fenster und schob den Balken ein wenig bei Seite, daß ich auf die Straße sehen konnte. Ich bemerkte, daß auch andere Leute an den Fenstern standen, nicht mich allein hatte der bellende Ruhestörer vom Lager aufgescheucht. Und da bot sich uns allen ein unheimlicher Anblick. Auf der hügeligen, mit Katzenköpfen bepflasterten Straße knarrte langsam ein Wagen einher; neben ihm schritten, einer zur Rechten, einer zur Linken, zwei Männer mit Windfackeln und um das Gefährte herum sprang kläffend ein großer Hund. Der lange, gedeckte Reisewagen schwankte auf und ab, und gespenstisch tauchten die hin und her schwingenden Fackeln wie Irrlichter aus dem Dunkel der Nacht empor. Wer waren die Leute, die in so später Stunde ankamen? Ein beklemmendes Gefühl befiel mich, mir war's, als würde ein Sarg vorübergetragen, als wohnte ich meinem eignen Leichenbegängnis bei. Ich habe in jener Nacht recht gesehen. In dem Wagen zog der Tod in unser Städtchen ein, der Tod in märchenhaft schöner Gestalt . . .

Am andern Tage war nicht nur unsere Straße, sondern das ganze Städtchen des Geredes über die Ankömmlinge voll. Aber man erfuhr nichts Rechtes.

Es hieß nur, ein alter Mann habe schon vor Wochen durch seinen Rechtsanwalt in aller Stille ein seit langem leer stehendes Häuschen gemietet, das am Ausgange des sogenannten Judengartens gelegen war. Das Häuschen war von dem Laden meines Onkels nur wenige Minuten entfernt. Des weiteren erzählte man sich, daß in der Gesellschaft des alten Herrn ein weibliches Wesen sich befinde. Ob dieses seine Gattin, Tochter, Schwester sei, darüber konnte niemand Auskunft geben. Die beiden Diener waren stumm wie das Grab; sie sprachen nur gebrochen Deutsch und auf alle Fragen neugieriger Personen hatten sie stets ein Achselzucken. Nach kurzer Zeit aber legte sich die Aufregung der Einwohnerschaft, da die Mieter des Häuschens unsichtbar blieben und in keiner Weise Anlaß boten, die Neugierde zu schüren. Man gab sich mit der Annahme zufrieden, der alte Herr sei ein Sonderling, die Dame seine Frau und die beiden Bedienten beschränkte Menschen, die für ihre Schweigsamkeit noch außerdem gut bezahlt würden.

Ich aber begnügte mich keineswegs mit diesen Erklärungen, das Rätsel des Häuschen am Judengarten zog mich mächtig an; es stimmte so recht zu meinem abenteuerlustigen Herzen und ich war überzeugt, daß es mir beschieden sein werde, zu den geheimnisvollen Menschen in nähere Beziehung zu

treten. Wenn in den Abendstunden die Arbeit zu Ende war, erging sich die erholungsbedürftige Welt des Städtchens, Alt und Jung, Groß und Klein, entweder in der „Verschönerungs-Allee“ oder auf der breiten Landstraße, welche nach der nahen Reichshauptstadt führte. Es waren dies die beiden einzigen Punkte, wo sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts treffen konnten, ohne sich böser Nachrede auszusetzen. Für mich waren diese Spaziergänge stets verlockend, denn es bereitete mir eine süße, innere Genugthuung, wenn ich spürte, wie sehr ich den Mädchen gefiel. Nun aber lenkten sich meine Schritte anderswohin; das Ziel meiner Feierstundenerholung war jetzt der Judengarten. Von Bäumen und gepflegten Wegen war dort keine Spur, der Judengarten bestand in nichts anderem, als aus einer öden, weiten Wiese, die sich bis zu einem Steinbruch erstreckte. Sie hieß deshalb Judengarten, weil sie vor einigen Jahrhunderten von der Stadtbehörde den Juden als Erholungsplatz zugewiesen war, sie durften sonst nirgends einen Spaziergang machen. Jetzt kümmerte sich kein Mensch um dieses wüste Stück Land, das abergläubische Gemüter sogar ungern betraten, denn vor zehn Jahren, als der Steinbruch noch ausgebeutet wurde, fand hier ein großes Gemetzel zwischen einheimischen und italienischen Arbeitern statt, wobei die Hälfte der Ausländer ihr Leben lassen mußte.

Dort also stand das letzte Gebäude der Stadt, jenes Häuschen. So oft ich vorüberstrich, machte es auf mich den Eindruck, als wäre es ausgestorben. Keiner von den Bewohnern ließ sich blicken, die Fenster waren dicht verhängt und selbst der Hund fing nicht zu bellen an. Und doch zog es mich mit magischer Gewalt dorthin, die düstere Einsamkeit war auf einmal für mich bedeutungsvoller als die zärtlichsten und süßesten Blicke der Schönen des Ortes.

Eines Abends aber schien es, als ob sich der Schleier des Geheimnisses lüften wollte. Während ich an dem Häuschen langsamen Schrittes und in nachdenklicher Stimmung vorüberging, hörte ich ein leises, halbunterdrücktes Singen. Betroffen blieb ich stehen, um zu lauschen. Das Singen verstummte nicht, im Gegenteil, die Stimme erhob sich allmählich voller und fester. Es war keine rhythmisch gefügte Melodie, die mein Ohr traf, sondern ein singendes Sprechen, ein melodisch schluchzendes Beten; ich verstand kein Wort, aber die Stimme betäubte mich schier vor Glanz und Süße. Sie war von zartem, edelstem Wohlklang, wie flimmernde Goldfäden quoll es empor und verwebte sich zu zitternden Tongeflechten; und so rührend, flehend, klagend war der Gesang, als wäre jeder Ton eine Thräne, entsprossen einem bitteren, hoffnungslosen Leide. Die Stimme konnte nur einem jungen Mädchen angehören. Ver-

gebens strengte ich mein Auge an, um hinter den Falten des Fenstervorhanges wenigstens den Schimmer ihres Gesichtes zu erspähen — es war unmöglich, auch nur eine Spur der Sängerin zu entdecken, und so blieb es mir vorbehalten, nach eigenem Gutdünken der holden Stimme eine Besitzerin zu geben. Aufgeregt kam ich nach Hause, der Gesang begleitete mich Tag und Nacht, ich vergaß ihn nicht, er bildete die rechte Melodie zu dem gährenden Chaos meiner Stimmungen und Gefühle. Das nächste Mal, als ich vorüberging, ließ sich nichts hören; nach einigen Tagen hatte ich mehr Glück: wieder erscholl die Stimme der Unbekannten, bis in die innersten Tiefen meiner Seele dringend. Und jeden Tag, wie ich in den Bannkreis des Hauses geriet, begann der Gesang, als ob er mein Kommen begrüße, und verklang, sobald das Gebäude hinter meinem Rücken lag. Zwischen meinem Kommen und dem Gesang mußte eine Beziehung bestehen. Die Unbekannte mußte mich bemerkt haben, sie mußte mich jedesmal erwarten, sie wollte mir mit ihrem Singen ein Zeichen geben, aber ich war ohnmächtig, dieses Zeichen richtig zu deuten. Das Geheimnis des Hauses hatte mich bereits umstrickt und nahm meine Sinne vollends gefangen. Selbst der Umstand, daß mein armer Onkel — o wie schändlich habe ich an ihm gehandelt! — schwer erkrankte und ich gezwungen war, allein dem

Geschäfte vorzustehen, konnte mich aus meinen schweren Träumereien nicht reißen. Wie ein Geistesabwesender versah ich die Arbeiten des Tages, ungeduldig auf den Augenblick harrend, wo ich den Laden schloß. Dann eilte ich hinauf zu meinem Onkel, erkundigte mich nach seinem Befinden, teilte ihm mit, ob sich etwas Wichtiges im Geschäfte ereignet hätte, und dann schritt ich aufatmend durch die Straße, lenkte in den Judengarten ein, bis vor mir das Häuschen in seiner stillen Verzauberung lag.

An einem Freitag war's; ich stand im Gemache meines Onkels, er lag stöhnend und fiebernd zu Bette, sein Leiden hatte in bedenklicher Weise zugenommen, am Himmel hing eine Gewitterwolke und ein fahles Wetterleuchten schoß durch das schwüle Zwielicht des Krankenzimmers. Mich ließ es nicht zu Hause, eine ungeberdige Sehnsucht in mir verlangte nach der Stimme meiner Unbekannten; ich sagte meinem Onkel, der eine große Scheu vor Gewittern hatte und stets darauf bestand, seine Hausgenossen während des Aufruhrs der Natur um sich zu sehen, daß ich bald wieder zurückkäme, und in wenigen Minuten hatte ich das Ziel meines Weges erreicht. Aber der erwartete Gesang wurde mir diesmal versagt; unwillkürlich sandte ich einen Blick des Vorwurfs hinüber, — da klirrte das Fenster, ein Mädchenkopf ward für eine Sekunde sichtbar,

blitzschnell fuhr ein Gegenstand heraus und schwirrte zu meinen Füßen nieder. Dann schloß sich das Fenster und das Häuschen befand sich wieder in seiner starren Ruhe. Betroffen stand ich da, meine Blicke bohrten sich in das Fenster, als müßten sie die Scheiben klirrend durchschlagen, daß ich des himmlischen Gesichts noch einmal gewahr werden könnte. Ich sah nur das Auge des Mädchens auf mich gerichtet, und aus diesem Auge quoll ein Gnadenlicht von unnennbarer Holdseligkeit. Es war mir, als hätte ich eine Vision verzückter und berückender Lieblichkeit gehabt. Wer weiß, wie lange ich noch dagestanden hätte, wenn mich nicht das ausbrechende Gewitter Schutz suchen ließ. Ein mächtiger Blitz fuhr hernieder und riß mich aus meiner Betäubung, in seinem Widerschein funkelte etwas am Boden, es war der Gegenstand, den das Mädchen mir zugeworfen und den ich beinahe vergessen hätte. Ich bückte mich und hob ihn auf. In meiner Hand hielt ich einen zierlichen Dolch, der offenbar als Briefbeschwerer diente und um das ungefährliche Mordinstrument war mit einem roten Faden ein weißes Blatt befestigt. In fieberhafter Eile löste ich das Papier los, auf der Innenfläche standen mit großen Lettern zwei Worte geschrieben: „Rette mich.“ Prasselnd stürzte der Regen auf mich herab; vollständig durchnäßt kam ich nach Hause. Mit Feuer-

schrift malten die Blitze zwei Worte an den Himmel, mit dröhnendem Krachen verkündigten die Donnerschläge zwei Worte, jeder herabrieselnde Regentropfen hauchte mit feuchtem Munde zwei Worte, und in mir schrie und jubelte es: „Rette mich, rette mich!"

Rette mich!

Ja, nun war ich zu einem hohen, gewaltigen Werke vom Schicksal auserkoren. All' mein Sinnen und Trachten, mein Sehnen und Schmachten hatte nun einen Inhalt, einen Zielpunkt gefunden, ein Retter sollte ich sein, ein Held! Aber bald wich mein Überschwang, meine Zuversicht, mein Kraftbewußtsein der trostlosen Niedergeschlagenheit nüchterner Überlegung. Wovor sollte ich sie retten? Wie sollte ich mein Rettungswerk beginnen? Konnte ich so schlankweg in das von zwei handfesten Dienern bewachte Haus eindringen? Und weiß sie überhaupt, wer ich bin? Und wenn sie es wüßte, daß ich nur ein einfacher, macht- und vermögensloser, in niedriger Stellung befindlicher Jüngling bin, hätte sie sich dann an mich gewendet? War nicht eigentlich ihr Verzweiflungsruf ein Schrei in der Wüste, das Tappen eines Blinden in die leere Luft? In wildem Schmerze meiner Ohnmacht schlug ich meine Hände vor das Gesicht und fing bitterlich zu schluchzen an. Ihr Ruf nach Rettung war ja nur der Gleichklang meiner eigenen Sehnsucht nach Befreiung aus engen,

bedrückenden Verhältnissen. Ich fühlte mich mit dem Mädchen, dessen Blick in meinem Herzen aufzuglühen begann und mich mit den Schauern eines überirdischen Glückes durchdrang, innig verwachsen, brüderlich verwandt, zärtlich vertraut. Ach, nur das unermeßlich große Gefühl der Jugend kann sich so eines Phantoms bemächtigen, wie ich es damals that, und kein mitleidiges Schicksal trat dazwischen und hinderte mich in den Abgrund zu stürzen, den ich für die Rosenbrücke nach einem neuen, schöneren Leben hielt. . . . .

Zwei Tage waren vergangen, für mich eine Ewigkeit. Ich schmiedete die unmöglichsten Pläne und doch befiel mich eine solche Schüchternheit, daß ich nicht imstande war, den Weg nach dem Judengarten zu betreten. Mit schwerem, wüstem Kopfe wanderte ich herum, die Ermattung der Schlaflosigkeit rang mit dem Fieberrausch, in den mich das Erlebnis versetzte. In wenigen Stunden aber trat das wunderbarste Ereignis meines Lebens ein und in eine trotzige, stählerne Entschlossenheit, wie ich sie nie wieder gehabt, sollte sich die zitternde und zage Unentschiedenheit meines Wesens einwandeln. Es war am Sonntag vormittag, die Glocken riefen die Gläubigen in die Kirche und in dieser Stunde vollzog sich die unheilvolle Wendung in meinem Leben: zu groß war die Versuchung, mit der Gott im Himmel

mich prüfte, und ich erlag ihr, zu meinem Unglück, zu meiner Schmach und Schande. Ich hatte das Gelaß, in dem ich wohnte, verlassen und trat in den Hausflur. Da pochte es ans Thor und ehe ich es öffnen konnte, wurde es bereits von draußen aufgethan und eine verschleierte Gestalt schlüpfte herein.

„Da sind Sie, Gott sei Dank, ich bin richtig gegangen.“

Es war die Unbekannte.

„Verbergen Sie mich, schützen Sie mich!“ flehte sie und rang die Hände. Stumm schritt ich ihr voraus, sie folgte mir nach, wir waren in meinem kleinen, notdürftig eingerichteten Raum. Vor meinem Bette stand ein Holzsessel, sie sank auf ihn nieder, schlang ihre Hände auf die Bettpfosten, ihr Kopf fiel hörbar auf das Holz auf und ein herzbrechendes Schluchzen durchschüttelte ihren Körper.

„Er schlägt mich, er hat mich immer geschlagen .... und ich habe nie etwas Böses gethan .... und er ist mein Vater, mein Vater!“

„Mein Fräulein,“ stammelte ich blöde, „ich bitte, wenn ich Ihnen dienen kann, mein Fräulein ....“

Sie erhob sich und trat auf mich zu. „Mir sind Sie ja kein Fremder mehr, ich habe Sie täglich gesehen, und ich habe sonst niemand, an den ich mich wenden kann.“

„Gewiß, gewiß,“ stotterte ich, „verfügen Sie über

mich" — und in diesem Moment schlug sie den Schleier zurück und nun war es mit meiner Sprache vorbei.

Herr des Himmels! Das Tageslicht drang nur kümmerlich durch das schmale Fenster herein, aber mir war jetzt, als ob eine blendende Helligkeit durch das Zimmerchen flutete. In goldroten Locken floß das Haar um ihr Haupt, und die Sonnenstrahlen tanzten liebkosend darüber hin, ein ovalförmiges Gesicht, fein geschnitten, rein wie frischgefallener Schnee, kirschrote, schmale, halbgeöffnete Lippen; seidenfranseartige, schwarzglänzende Wimpern und Augen, dunkel wie die Nacht und strahlend wie die Sonne! Eine ewige Glut brannte in ihren Augen und doch war ihr Gesicht rührend, demütig schön wie das Antlitz einer Madonna. Der verwegene Zauber einer Zigeunerin, der tötliche Reiz einer Bacchantin, die unnahbare Hoheit einer Fürstin, der stumme, flehende Gehorsam einer Bettlerin waren in ihr vereinigt. Das alles wußte ich unerfahrener Jüngling noch nicht auseinander zu halten, aber ich fühlte es, und ihr Anblick quälte und berauschte mich zugleich. Ich hätte vor ihr betend niedersinken mögen und doch war mir, als müßte ich mich flüchten, um sie nie wieder zu sehen. Sie stand vor mir wie eine fremdartige Erscheinung, wie ein Wesen aus einer andern Welt und doch jubelte es in mir:

„Sie ist's, nach der Du Dich gesehnt, sie ist Dein Glück, Dein Leben, Dein Schicksal!" Zagend streckte ich ihr die Hand entgegen, sie aber beugte sich nieder, sie kniete nieder, ergriff meine Hand und drückte feuchte, schwere, heiße Küsse drauf und schluchzte: „Sei mein Retter, mein Schützer! Laß mich nicht wieder schlagen, befrei' mich von ihm und ich will Dir dienen mein Leben lang! Du weißt nicht, was ich leide, ohne meine Schuld, — ich habe kein freundliches Wort von ihm gehört, mir hat er nie einen guten Blick geschenkt, aber geschlagen hat er mich... gestoßen ... eingesperrt, bis ich sterben soll. ... Ich will aber nicht sterben ... glücklich will ich sein, glücklich durch Dich!"

Ein unendliches Mitleid kam über mich. In überströmender Zärtlichkeit hob ich sie empor und bat sie mit stockender Stimme, sie möge sich beruhigen, ich werde ihr helfen. Ich werde ihr helfen und koste es mein Leben. Leise schluchzte sie vor sich hin. Eine Frage dämmerte in mir auf, durch wen sie wüßte, wer ich sei und wo ich wohne oder ob ein günstiger Zufall sie richtig führte, aber ich fand im Augenblick nicht den Mut, die Frage an sie zu richten. In völliger Erschöpfung saß sie da, lehnte den Oberkörper an den Tisch, das Gesicht tief in die Arme vergraben. Ein eiserner Entschluß reifte schnell in mir. All' meine Romantik und Aben-

teuerlust war verflogen, ich fühlte mich als thatkräftiger Mann, der für seine Schutzbefohlene nüchtern und praktisch eintreten muß. Ich ergriff meinen Hut, richtete einige tröstende Worte an das Mädchen, sie möge ruhig warten, bis ich wiederkäme. Ihr leises Wimmern verklang hinter meinem Rücken. Eine herbe Bitterkeit, ja eine Wut beflügelte meine Schritte. Ich mußte den Barbaren sehen und zur Rede stellen. In mir kochte der Drang, dem unmenschlichen Vater die Gemeinheit seiner Handlungsweise vorzuwerfen, ihm so recht ins Gewissen zu reden und ihn milde zu stimmen.

Heftig klingelte ich. Was gingen mich jetzt die beiden Diener an, mochten sie nur kommen und mich fortweisen. Aber von den dienstbaren Geistern ließ sich niemand sehen. Ich klingelte noch einmal, womöglich heftiger als vorher. Da ward langsam das Thor aufgethan und ein alter, gebückter Herr trat hinter dem halboffenen Flügel hervor und fragte mich mit heiserer Stimme, was ich hier zu suchen hätte. Ich ließ eine Weile prüfend meinen Blick über seine Gestalt gleiten. Es war nichts Ungewöhnliches an ihr; graues Haar floß in lockeren Strähnen um den viele kahle Stellen zeigenden Hinterkopf, zwei halbverglühte Augen dunkelten hinter den buschigen Brauen, der Kopf wiegte sich, wie vor Schwäche zitternd, über dem Rumpfe hin und her.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte er wieder.

„Sie sind der Vaters jenes Mädchens, das vor Ihren Mißhandlungen Schutz sucht?“

Ich weiß nicht, war's ein Zug der Überraschung oder des Mitleids oder des Spottes, der über sein Gesicht huschte. „Meine Tochter ist also bei Ihnen?“ Seine Stimme verfiel in ein unangenehmes, unverständliches Krächzen.

„Das habe ich nicht behauptet, mein Herr.“

„Sie ist doch bei Ihnen. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, schicken Sie das Mädchen augenblicklich zu mir.“

„Herr,“ brauste ich auf, „mein Leben werde ich vor Ihnen zu verteidigen wissen!“

„Vor mir? Was kann ich alter, gebrechlicher Mann Ihnen zufügen? Aber vor ihr hüten Sie sich, vor ihr! Die geht Ihnen ans Leben.“

„Das zarte, schwache Mädchen, das Sie, herzloser Vater, zu Schanden schlagen? Das ist die jämmerlichste, feigste Ausrede, und wenn niemand die Geheimnisse dieses Hauses aufdeckt, so werde ich's thun!“

„Geheimnisse? Sie wollen mein Unglück preisgeben? Sie thörichter Knabe, kommen Sie, treten Sie ein,“ er wies mit der Hand ins Innere des Hauses, „ich will Ihnen eine kurze Geschichte er-

zählen, und wenn Sie dann nicht das Mädchen wie ein giftiges Gewürm von sich schütteln, so verdienen Sie mein Schicksal." Er ging mir voran und ich folgte ihm willenlos. Im Obergeschoß angelangt, schloß er ein Zimmer auf. Eine schwüle Luft schlug uns entgegen. Der Alte stieß, nachdem ich eingetreten war, die Thür zu, stützte sich auf seinen Stock und sah mir starr ins Auge. Seltsamerweise bot er mir keinen Sessel an, es schien, als wollte er mich nur ganz kurze Zeit bei sich haben. Es war ein geradezu kärglich eingerichtetes Gemach, keine Blume, kein Schmuckgegenstand verschönte den Raum. Ein finsterer, trostloser Geist beseelte ihn.

„Meine Tochter ist sicher bei Ihnen," hob der Alte an, „sonst wären Sie nicht hier. Weiß doch kein Mensch im Orte, daß ich eine Tochter besitze. Meine Tochter hat sich geflüchtet —, ich könnte Sie zwangsweise hier behalten und unterdessen das Mädchen mühelos einbringen lassen. Bitte, seien Sie ruhig, ich thue es ja nicht. Wenn sie nicht bei mir bleiben will, soll sie gehen. Herr, ich bin kein Rabenvater. Ich liebe das Mädchen, aber ich sehe noch in ihr die Mutter, das Weib, das mich namenlos elend gemacht hat, und der sie nachgerät. Nein, junger Mann, ich irre mich nicht. Die Gemeinheit, die Herzlosigkeit der Mutter steckt in ihr, aber es schlummert noch, es wird erwachen, seien Sie auf

der Hut! Ich habe das Mädchen streng erzogen, ja, ich habe sie geschlagen, aber nicht genug, nicht genug! Ich konnte in ihr die Mutter nicht ersticken. Wenn sie zornig die Augen aufmacht, 'schimmert es in ihnen grünlich, ganz wie bei der Mutter. Und dieses Auge spiegelt die Seele ihrer Mutter wieder. Peitsche, Geißel und Rute sollten ihre ewigen Genossen sein und wenn es meine Religion zuließe, ich hätte sie zu ihrem Seelenheil ins strengste Kloster der Welt gesperrt. . . . Junger Mann, wissen Sie, was das heißt, sein eigen Fleisch und Blut so behandeln zu müssen, damit sie die Natur ihrer Gebärerin abstreift und ein anderes, besseres Wesen wird? Mit jeder Thräne, die ich ihr erpreßte, dachte ich, ein Teil der Sünde, ihres Muttererbes, quillt aus ihrem Leibe, jede Qual, die ich ihr bereitete, sollte für sie eine Läuterung sein. Ach, wie würde ich mein Kind lieben, lieben, wenn ein anderes Weib sie mir geboren hätte — und ich will sie von dem Fluche befreien, der auf ihr lastet, mein armes, teufelbesessenes Kind!" Dumpf stöhnte er auf und sah mich mit stierem Blicke an.

Es war mir klar, daß ich einen Halbverrückten vor mir hatte, dem nur mit großer Schonung und Vorsicht zu begegnen sei. „Werter Herr," sagte ich, scheinbar auf seine Ideen eingehend, „nun wird mir ja manches klar und begreiflich. Aber hat denn Ihre

Tochter Ihnen je durch ihr Benehmen bewiesen, daß sie thatsächlich den Charakter ihrer Mutter besitzt?“

Der Alte stimmte sein mißtönendes, heiseres Lachen an. „Bewiesen? Ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihr Gang, ihre Mienen, ihre Gebärden sind die ihrer Mutter. Einen Menschen hat sie noch nicht unglücklich gemacht, aber sie wird es thun, wie einer kommt! Hüten Sie sich, sie ist das Ebenbild ihrer Mutter Zug für Zug!“

„Aber weshalb wollen Sie das arme Mädchen jetzt schon das entgelten lassen, was sie einmal thun könnte? Ist das nicht ungerecht, unväterlich? Glauben Sie mir, ihre rührend-schönen Augen trügen nicht!“

„Was wissen Sie von Trügen und Nichttrügen? Zu Tode bin ich erschrocken, als ich das erstemal bemerkte, wie demütig, wie gehorsam, wie rührend gefügig das Mädchen sein kann! Ja, so war auch am Anfang ihre Mutter! Mit meinen Händen suchte ich ihr Gesicht zu verunstalten, daß es andere Züge annehme, daß es jene Teufelsmaske ablege! Auf die Folter hätte ich sie spannen mögen, als ich sah, daß sie die Gestalt ihrer Mutter gewinnt! Herr, ich bin nicht hartherzig. Aber jenes Weib, ihre Mutter, hat mich um alles gebracht, um Liebe, Glück, Zufriedenheit, Achtung vor mir selbst, Vertrauen zu der Menschheit. Sie hat meine Ehre geschändet, sie hat

mich hintergangen! Und wie hab' ich das Weib geliebt! Wie hat sie in den Armen eines andern auf mein Elend grausam herabgelacht, daß ich sie und mich verflucht habe! Dann ist sie gestorben, und dieses Kind hinterließ sie mir, die lebendige Spur meines kurzen Glückes. . . . Und dieses Kind habe ich geliebt, gekost, verhätschelt, als es klein war. Da auf einmal wuchsen mir in ihr die Züge ihrer Mutter entgegen, und je größer sie wurde, desto größer trat die Ähnlichkeit zu Tage. Meine Vaterliebe wurde mir unheimlich und ich konnte doch vom Kinde nicht lassen. Mitleid und Verzweiflung kam über mich. Ich wollte das Kind retten, ich wollte es davor bewahren, daß ihre tote Mutter in ihr auferstehe, zu einem anderen, neuen, besseren Geschöpfe wollte ich sie machen, aber es war vergeblich! Nun haßte ich mein Kind . . . . Ich schloß sie von aller Welt ab, daß sie kein Unheil anrichte. Sie sollte mir Buße thun für ihre Mutter; war es mir versagt, ihre Mutter in ihr zu töten, so wollte ich sie wenigstens bändigen, fesseln. Aber nun ist sie entflohen, ein Unglück wird geschehen, laut muß ich in die Welt schreien: „Flieht, flieht, hütet Euch vor der Gezeichneten — greift die Teufelsfratze, faßt sie, erstickt sie —.“ Er schlug mit den Händen wie toll um sich, der Stock entfiel ihm, sein Schreien ging in ein röchelndes Gurgeln über und ehe ich meiner Be-

stürzung Herr werden konnte, ward die Thür aufgerissen, ein Diener eilte herein und fing den wankenden Greis auf. Der Ankömmling maß mich mit einem drohenden Blick, ich fühlte, daß es am geratensten sei, mich schleunigst zu entfernen. Verdrießlich und doch erschüttert, empört und doch wieder voll Mitleid hatte ich den Bekenntnissen des Alten zugehört. So war denn das Geheimnis des Häuschens entschleiert und die Lösung bestand in einer brutal-verrückt auslaufenden Alltagsgeschichte. So kühl dachte ich in jenem Moment über meine Erlebnisse und doch sollte ich wenige Stunden später, ein Spielball meiner Leidenschaften, die unseligste That begehen, die jemals in eines Jünglings Hirn reifte. So sind wir Menschen: ein egoistisches, klug überlegendes Geschlecht, aber wenn ein starker Reiz unsre Sinne betäubt, dann rennen wir unaufhaltsam ins Verderben.

Behutsam öffnete ich die Thüre zu meinem Heim; ich hatte das Gefühl, das arme Mädchen sei unterdessen vor Erschöpfung eingeschlafen und ich dürfte sie nicht wecken. Ich erwies mich als ein schlechter Menschenkenner. Das Mädchen, dessen Namen ich noch nicht einmal wußte, war vollständig munter, sie schien mich sogar mit großer Ungeduld erwartet zu haben, und wie ich wieder in ihrer Nähe war, der eigenartige Duft ihres Wesens wie ein exotisches

Arom meine Nerven in einen Rausch versetzte, da war ich wieder der Schwärmer, dem eine gewichtige Mission vom Schicksal selbst anvertraut worden.

„Ich habe mit Ihrem Vater gesprochen, Sie müssen Mitleid mit ihm haben,“ begann ich.

„Hat er Mitleid mit mir gehabt?“ rief sie. „O, Sie kennen ihn nicht. Er ist furchtbar und wird mich gewiß töten.“

„Ich verließ ihn, als er ohnmächtig zusammengebrochen. Wollen Sie ihn nicht pflegen? Vielleicht verzeiht er Ihnen diesen Schritt.“ Ich sprach diese Worte mit einer Stimme, die mir selbst fremd vorkam. Ein Drang, mit dem Mädchen den Kampf gegen die ganze Welt aufzunehmen, stritt in mir mit der nüchternen Erwägung, ich sollte mich ja diesen beiden Personen fernhalten. Aber schreckhaft war die Wirkung dieser Worte auf das Mädchen. Sie breitete die Hände abwehrend aus, ihr Gesicht nahm eine leichenblasse Färbung an, starr blickten ihre Augen auf mich, es war, als hätte sie grausige Visionen, die ihr Inneres aufwühlten. „Ich zurück? zurück zu meinem Vater? Und Sie wollen mich zurückbringen? Sie wollen es dulden, daß er mich wieder schlägt? Sie, der Sie mir als Retter in der Not genaht? O, thun Sie es nicht,“ schrie sie mit herzzerreißender Stimme und stürzte sich zu meinen Füßen, umklammerte sie krampfhaft und verging

schier vor Schluchzen. Stoßweise kamen ihr die Worte aus dem Munde: „Er haßte meine Mutter und ich soll es büßen . . . — ich kannte gar nicht meine Mutter und soll doch so sein wie sie . . . . nein, nein, ich weiß ja nicht, was sie gethan und mein Lebenlang muß ich den Fluch ihrer Sünde tragen! . . . . Ich will aber Glück und Liebe und Freiheit — — —.“ Und sie raffte sich blitzschnell empor, lag an meinem Halse und ihre bethränten, weichen, warmen Wangen berührten die meinigen. Überrascht, bestürzt, hingerissen ließ ich mir die Umarmung des schönen, seltsamen und unglücklichen Mädchens gefallen. „Rette mich,“ hauchte sie, „bringe mich von hier fort, ich will Dir danken, so lange ich atme, und dienen und Dich lieben, rette mich, Du mein Geliebter.“

In wirren Bildern drehte sich um mich alles, was ich bisher erlebt, diesem Augenblick aber hatte ich entgegengeschmachtet, nun war es da, das große, seltene, feenhafte Glück, wie ich es erträumt und erseufzt! Ich umschlang sie mit wilder Glut: „Niemand soll Dir etwas zu Leide thun, denn ich liebe Dich! Ich will Dich retten, denn ich kann nicht mehr leben ohne Dich, ich will Dich glücklich machen, denn Dein Glück ist auch das meine!“ So raste ich in Liebesschwärmereien, fortgerissen von dem wunderbaren Zauber ihres Liebreizes, erhöht durch ihre Demut,

ja, ich fühlte mich von einer heiligen Macht zum Ritter geschlagen, zum Ritter und Beschützer des geliebten Kindes. In diesem Augenblick, wo ihre Hände mich zitternd umhalsten, wo ihre Augen angstvoll flehend und zärtlich die meinen suchten, wo ich ihren Mund mit der ganzen Gewalt meiner himmelhochjauchzenden Leidenschaft schloß, habe ich ein ganzes Leben ausgekostet, mein Leben. Trotz meiner Erregung, die meine Sinne durcheinanderschüttelte, besaß ich noch ein Restchen Vernunft, das mir sagte, etwas müßte sofort zur Rettung des Mädchens geschehen. Ich hatte auch keine Minute Zeit mehr zu verlieren. Die Stunde war bereits da, wo mich mein kranker Onkel oben erwartete, außerdem mußte ich darauf gefaßt sein, daß in dem nächsten Augenblicke die Diener ihres Vaters bei mir einträten. Und nun beging ich einen Schurkenstreich, ein Verbrechen an meinem Wohlthäter, meinem zweiten Vater. Ich nahm aus der Geschäftskasse eine größere Summe Geldes, warf hastig auf ein Blatt Papier die Worte: „Verfolge mich nicht, ich komme baldigst zurück und mache alles wieder gut,“ hieß das Mädchen rasch sich den Mantel umwerfen und scheu wie zwei Missethäter verließen wir das Haus. Wir nahmen den Weg im Rücken des Ortes zum Bahnhof; da fiel mir ein, daß wir dort unmöglich ein Billet lösen dürften, die Gefahr, erkannt zu werden und so

einer etwaigen Verfolgung von seiten meines Onkels oder ihres Vaters viele Anhaltspunkte zu geben, veranlaßte mich, vom Wege abzuschwenken und die nächste Bahnstation aufzusuchen. Ich kannte den Fahrplan der Züge. Der nächste Zug, der dort hielt, trifft in zweieinhalb Stunden ein und drei gute Stunden brauchte man, um bequem zu Fuß dorthinzukommen. Wir mußten nun die allerkürzeste Linie nehmen und mehr laufen als gehen. Die Angst, den Zug zu versäumen, verlieh uns ungeahnte Kräfte; um Zeit zu ersparen, verließen wir die Landstraße, durcheilten schmale Pfade zwischen Getreidefeldern, setzten über kleine Bächlein, über Hecken und Zäune. Wir atmeten aus voller Brust, es war kein Atmen mehr, ein Keuchen durchschütterte unseren Körper. Der Himmel umschleierte sich, es fing zu regnen an; in dichten Schnüren rann das Wasser vom Himmel und erschwerte unsere Flucht. Während des ganzen Weges habe ich mit ihr kein Dutzend Worte gesprochen. Mit kräftigem Arme hob ich sie empor, wenn eine Hecke zu hoch war und brachte sie hinüber; sie dankte mir nicht mit Worten, aber ein inniger Blick schoß blitzend unter ihren langen Wimpern hervor. Nur ein Gedanke beherrschte mich: sie in Sicherheit zu bringen, sie wie ein köstliches Kleinod zu verwahren. Was mit mir geschehen sollte, war mir noch dunkel. Ich hatte so das Gefühl, als

müßte ich bald zurückkehren, meinen Onkel in das Geheimnis einweihen; ab und zu sie in ihrem Schlupfwinkel zu besuchen und mit ihr süße Stunden zu verleben, erschien mir als die würdige Belohnung meiner That.

Es sollte anders kommen. Eine Jugendthorheit hatte ich begangen und wie einen Mörder bestrafte mich der Himmel ....

Endlich kamen wir an — es war noch Zeit. Rasch löste ich zwei Billets nach der Hauptstadt. In wenigen Minuten saßen wir im Coupé, triefend vor Wasser, zitternd vor Frost, — aber geborgen, uns allein angehörend. Sie schmiegte sich an mich, als erwarte sie von mir Wärme, Pflege, Schutz vor den Unbilden des Wetters, den Anschlägen der Menschen, und bald war sie eingeschlafen. Trotzdem auch ich erschöpft war, ich konnte den Schlaf nicht finden. Ein glühendes Triumphgefühl, ein überwallender freudiger Stolz erfüllten mich und verschmolzen in mir zu einer jauchzenden Melodie, und dazu stöhnte, rasselte die Lokomotive. Meiner Träume innigste Sehnsucht hatte sich erfüllt, die Erfüllung aber bedeutete die Besiegelung meines Schicksals.

* *
*

Ich habe meinem kranken, alten Onkel versprochen, bald wiederzukommen und alles gut zu machen —

ich habe mein Versprechen nicht gehalten, und als ich zurückkam, konnte ich nichts mehr gut machen. Er aber, der von mir schmählich Verlassene, hat meine Bitte erfüllt, er ließ mich nicht verfolgen. War es Güte, die er da walten ließ, war es Verachtung, mit der er sich auf immer von mir abwandte, — ich weiß es nicht. Mein Auge sah ihn nie wieder und nur an seinem Grabe konnte ich ihm nach vielen Jahren das Unrecht abbitten, das ich an ihm verübte.

Als ich mit Cäcilie — sie nannte mir damals schüchtern und selig ihren Namen — in der Hauptstadt anlangte, ward es mir erst bewußt, daß es durchaus keine leichte Sache sei, das Mädchen in dem fremden, großen Ort unterzubringen, ohne stets schützend und sorgend an ihrer Seite zu stehen. Das Glück ihrer Nähe berauschte mich und tötete alle Vorsätze, die mir mein bischen Vernunft und Weltklugheit eingaben. Ich beschloß, sie nie mehr zu verlassen, sie sollte mein Weib, die Gefährtin meines künftigen Lebens zu werden. Uns beiden aber wurde hier der Boden zu heiß, die Stadt lag meiner Heimat zu nahe und so reisten wir schon nach wenigen Tagen weiter und weiter, bis wir uns in einer Mittelstadt niederließen, wo wir uns geborgen fühlten. Ich will nicht von den Schwierigkeiten reden, die unserm Ehebündnis im Wege standen. Aber durch

List, gute Worte, noch mehr durch das Vertrauen, das unsere jungen Gesichter einflößten, gelang es uns, einen Priester zu finden, der unserer Liebe die göttliche Weihe verlieh. Ich errichtete ein kleines Geschäft und mußte stark arbeiten, um uns über Wasser zu halten. Aber es galt ja das Glück meiner jungen Frau und in ihren Armen vergaß ich alles Leid, alle Beschwerden der Welt.

Wenn ich ihres Vaters gedachte, geriet ich in unbändige Wut. Ein sanfteres, milderes, treueres Weib gab es nirgends auf Erden. Um der Sünde ihrer Mutter willen wollte er ihre Holdseligkeit, die er für das Blendwerk der Hölle hielt, zerstören! Ach, und mit welcher Dankbarkeit, mit welcher unterwürfigen Hingebung war sie mir zugethan! Sie that, als wäre sie mein Geschöpf, mein Eigentum, meine Sklavin. Freudig bewegte sie sich in unseren engen Verhältnissen, sie darbte und sparte, um mir eine Aufmerksamkeit zu bereiten, den leisesten Wunsch meines Herzens las sie mir von den Lippen ab, und ihre Dankbarkeit milderte selbst die Zärtlichkeit, mit der sie meine Liebkosungen erwiderte. Mit Thränen im Auge sagte sie mir, wir müßten uns die größte Beschränkung auferlegen, um allmählich dem Onkel die Summe abzustatten, die wir damals mitnahmen. So trübe und dürftig unsere kleine Wohnung auch war, für mich erschien sie in glänzender Beleuchtung,

mit herrlichstem Luxus ausgestattet, wenn ich mein Weib drin erblickte, mein Weib, mein Glück, mein Leben, mein Alles. Im lodernden Überschwang meiner Liebe bat und beschwor ich sie, daß sie doch ihre unglückselige Vergangenheit vergessen, daß sie nicht mehr daran denken möge, aus welchen Qualen ich sie befreit, auf daß ihre scheue Demut von ihr weiche, daß sie sich mit mir gleich fühle, als mein Weib, meine Herrin, als die Königin meines Herzens: Sie aber schüttelte traurig lächelnd das Haupt, ergriff meine Hand und küßte sie. Und niemand, der an meinem kleinen Laden vorbeiging, hätte geahnt, welch unermeßliches Glück er beherberge . . . . . Ihre Schönheit war für mich ein Juwel aus einer Märchenwelt, in dessen Besitz ich nur durch ein Wunder gelangt sei, an dessen Strahlenspiel ich mich nie satt sehen konnte. Ja, es war meine Pflicht, sie für all das, was ihr Vater an ihr verbrach, zu entschädigen, und hatte sie früher unter dem unauslöschlichen Haß ihres Vaters geschmachtet, so sollte jetzt ihr Glück unter meiner eigenen Liebe aufblühen für und für!

So war ein Jahr vergangen. Meine Liebe wuchs und wuchs, und Cäciliens Dankbarkeit und Hingebung stieg mit jedem Tage, geduldig ließ sie es geschehen, wenn ich sie mit meinen starken Armen so wild umschlang, als ob ich das schwache, zarte, süße Wesen nimmer von mir loslassen wollte. Aber dieses

schwache Wesen war stärker als ich, es zerschmetterte mich, es zerstörte mein Leben .... Eines Tages — es dämmerte bereits — kam ich von einem Geschäftsgang zurück und betrat eilends den Laden, wo mich stets mein Weib erwartete und freudig an meine Brust flog. Sie stand hinter dem Pult und machte keine Miene, mir entgegenzugehen. Betroffen stand ich still. Im Laden befand sich ein Herr von großer schlanker Gestalt. Er war mit einem grell-karrierten Anzug bekleidet, unter dem linken Oberarm hielt er einen Spazierstock in wagrechter Stellung, dessen Eisenspitze mir wie drohend zugekehrt war. Das Gesicht des Fremden konnte ich nicht erblicken, erst auf mein lautes „Guten Abend" wandte er sich um. Ein dickes, rötliches, mit Stoppeln vollbesäetes Gesicht, ein mächtiger Schnauzbart, eine an der Spitze etwas plattgedrückte Nase mit weiten Nüstern. Ein in schwarzes Horn gefaßter Kneifer saß ihm auf dem Nasenrücken, zwischen den Lippen hielt er eine brennende Cigarre geklemmt, deren Rauch er behaglich von sich blies. Etwas erstaunt maß ich den Fremden, der meinen Gruß weder durch ein Wort, noch durch das Lüften seines Hutes erwiderte.

„Womit kann ich dienen?" fragte ich. Er überhörte die Frage, reichte seine Hand über den Tisch hinweg meiner Frau, die sie herzlich drückte.

„Guten Abend, Cäcilie." — „Adjes, Max!"

Und ohne mich anzusehen, verließ er gemächlichen Schrittes den Laden.

„Wer war der Mann, Cäcilie?" fragte ich mit bebender Stimme.

„Wer der Mann war?" wiederholte sie gleichgiltig, ja wegwerfend meine Frage. Aber sie beantwortete sie nicht, sondern trat unter den Gasarm, drehte den Hahn auf und schickte sich an, Licht zu machen.

„Willst Du mir nun endlich sagen, wer der Mann gewesen ist, der Dich so vertraut grüßte?" schrie ich.

„Ach Gott," sagte sie verdrießlich, „mein Freund war es. Aber schrei nicht so mit mir, ich höre Dich auch, wenn Du leise sprichst."

Eine blutige Wolke senkte sich vor meine Augen. War das mein Weib noch, mein demütiges treues Weib, das nur meinen Willen kannte, war das ihre Stimme, deren Klang mich stets freudig erschauern ließ? Ein Lächeln, ein verzerrtes Lächeln flog über mein Gesicht. Gewiß, ich träumte nur. „Dein Freund, mein Weib? Und warum hast Du ihn mir nicht vorgestellt? Ich habe doch das Recht, Deinen Freund kennen zu lernen?"

„Das Recht hast Du allerdings, aber ich that es nun einmal nicht."

„Cäcilie," stöhnte ich, „mein Weib, weß' Geist

ist in Dich gefahren? Oder ist das alles, was ich aus Deinem Munde hörte, nur eine Täuschung meiner Sinne? Nicht wahr, mein gutes Weib, so ist es?"

„Ich bin nicht mehr Dein gutes Weib, ich bin der ganzen Hungerleiderei bei Dir überdrüssig geworden — so, nun weißt Du's."

„Hab ich Dich nicht errettet —"

„Ja, ja, das hast Du gethan, und ich bin Dir auch ein Jahr dankbar geblieben. Aber länger halte ich's nicht aus. Bei meinem Vater hatte ich nichts gutes, und bei Dir muß ich darben. Ich will jetzt leben und genießen."

„Cäcilie," schrie ich verzweifelt, „ich kann Dir ja nicht mehr bieten als das, was ich habe!"

„Von Dir verlange ich auch nicht mehr. Du bist ein guter Mensch, aber Du wirst immer ein armer Krämer bleiben. Und glaubst Du, daß ich meine Schönheit in Deiner Kammer verkümmern lassen will? Schönheit ist Macht, Glanz, Gold, Glück und Genuß. Und ich will nicht mehr bei Dir mein Leben vertrauern."

Wie aus weiter Ferne vernahm ich, was sie sprach. Hinter ihrem Rücken tauchte für mich gespenstig die Gestalt ihres Vaters auf und in mir erklang seine Stimme: „Hüten Sie sich vor ihr!"

„Du willst also nicht. Und was weiter?"

Sie sah mich groß und starr an. „Was weiter? Ich werde Dich verlassen."

Ich prallte zurück: „Du von mir gehen? Mit ihm?"

Sie nickte. Und dann kam es aus ihr, anfangs stockend, dann fest und bestimmt: „Ja mit ihm. Er hat mich hier im Laden gesehen, er kam herein, er kam öfter, während Du abwesend warst, ich lernte ihn näher kennen, er wurde mein Freund. Ihm habe ich geklagt, was mir fehlt. Mein Freund ist reich."

„Ehebrecherin!" schrie ich und eilte mit hoch-erhobenen, geballten Händen auf sie zu. „Ehe-brecherin!"

Sie wankte zurück, schreckensbleich, ihr Gesicht gewann wie damals den leichenartig-fahlen Ausdruck, als ich sagte, sie möchte zu ihrem Vater zurückkehren, und nun spürte ich, daß sie vor mir ebenso zurück-schauderte, wie vor ihrem Vater, daß sie mich nie geliebt, daß aber meine Liebe nicht versiegen könne. Ich stürzte auf die Knie: „Was hab' ich Dir ge-than, daß Du mir diesen Schmerz bereitest? Habe Geduld und bleibe bei mir. Ohne Dich kann ich nicht leben. Ich habe Dich schwer errungen und kann Dich nicht von mir lassen . . . ." Wie ein Sklave flehte ich zu ihr und suchte ihre Hände zu fassen. Sie aber trat zurück und schüttelte verneinend das Haupt.

„Ein Jahr meines Lebens hab' ich Dir geopfert wir sind quitt! Vergiß mich, wie ich Dich vergessen werde.“

Ich sprang auf, wie ein blanker Stahl fuhren zischend ihre Worte in mein heißes Herz, ich stürzte auf sie zu, um die Ehrvergessene zu züchtigen, — da klirrte die Ladenthüre, ein Kunde trat ein. Blitzschnell verschwand mein Weib durch die Hinterthüre. Wie geistesabwesend bediente ich den Fremden und die übrigen Leute, die noch kamen. Eine kalte Entschlossenheit bemächtigte sich meiner. Mochte sie thun, was sie wollte. Ich werde sie nicht hindern. Und wenn sie ging, desto besser — sie sollte nur gehen, die würdige Tochter ihrer Mutter. Und als ich den Laden schloß und in unsere kleine Wohnung, vier Treppen hoch, hinaufstieg, überzeugte ich mich binnen wenigen Minuten, daß sie wirklich gegangen war. Regungslos stand ich da und starrte vor mich hin. „Gestern noch Demut und Liebe und Dankbarkeit und heute eine Ehebrecherin. Aber es ist gut so. Die Heuchlerin, Lügnerin, Buhlerin! Sie sollte nur gehen.“

* * *

Wenn jemand plötzlich eine tiefe Wunde erhält, spürt er in dem Momente noch keinen großen Schmerz. Aber dann wirft ihn das Fieber darnieder und in brennenden Qualen windet sich sein Leib. So er-

ging es mir. Einige Tage, nachdem sie mich verlassen, empfand ich es als Erlösung, daß es so kam. Die tiefsten Empfindungen hatte ich an eine Verworfene, an eine von schlangenhafter Falschheit erfüllte, herzlose Person verschwendet, und je früher sie ihr Wesen vor mir entlarvte, desto besser. Dann aber wurde es anders. Alle glückseligen Stunden, die ich an ihrer Seite genossen, stiegen in bunten, berückenden Bildern in mir auf; ihre herrliche Gestalt schwebte vor mir, ihre goldigen roten Haare flossen in duftigen Wellen um ihr Haupt, ihre Augen sahen mich rührend und voll Sehnsucht an, ihre Küsse fühlte ich auf meinen Lippen . . . nein, nein, das alles kann unmöglich eine Täuschung, berechnende Lüge gewesen sein! Und dazwischen klangen die Worte ihres Vaters, der seine Tochter schlug, der sie haßte, weil er in ihr das Ebenbild seiner treulosen Frau erblickte, und tausend bange Fragen und Zweifel quälten meine Seele.

Ich selber sprach mich von Schuld nicht frei. Ihrem grausamen Vater entführte ich sie und habe ihr nur ein Dasein voll Entbehrung geboten. War es dann so verwerflich, so unerhört, daß in ihr ein unbändiger Lebensdrang erwachte? Aber sie schwor ihrem Retter Liebe und Treue! Hätte sie nicht jedem andern in der Freude ihres Herzens denselben Schwur geleistet? Und habe ich nicht vielleicht ihre

Dankbarkeit als einen selbstverständlichen Tribut hingenommen und es ihr an Liebe, Zärtlichkeit fehlen lassen? „Nein, nein," rief mein Herz. Eine entsetzliche Leere entstand in mir. Nun erst spürte ich, was sie mir gewesen, wie mein Herz an ihr gehangen hatte. Es war mir undenkbar, daß sie auf immer mich verlassen haben sollte. Einmal müßte sie kommen, vielleicht bald. Des Nachts fuhr ich aus meinem unruhigen Schlaf empor, ich glaubte ihr leises Weinen vor der Thüre zu hören. Ob ich sie aufgenommen hätte? Ach, mit tausend Freuden . . . . Wie mochte es ihr jetzt gehen? Vielleicht hat er sie verlassen und sie schmachtet in Kummer und Elend. Und so ängstigte ich mich um sie, als hätte sie mir nie die Treue gebrochen. Ich schalt mich, ich klagte mich an, daß ich sie so leicht gehen ließ, daß mich die plötzliche Umwandlung ihres Wesens gegen mich fast besinnungslos machen konnte. Und dann wieder ballte ich die Faust gegen sie, der Zorn der verratenen Liebe, des schmählich betrogenen Ehemanns glühte in mir, sie hatte mich aus den ruhigen Geleisen meines Lebens gerissen und oft war ich nahe daran, in meine Heimat zu reisen, vor ihren Vater zu treten, um ihm zu sagen, wie recht er hatte, wie sehr sie seine Züchtigungen verdiente . . . . So wogte mein Inneres zwischen Liebe und Zorn, Sehnsucht und Rachegefühlen, Hoffnung und Angst, Selbstanklagen und

holden Erinnerungen hin und her. Mit meinem Geschäfte ging es reißend bergab. Ich entschloß mich, auszuwandern. Nur fort, weit fort von hier. Für ein Geringes verkaufte ich meinen Laden, aber es langte für die Fahrt nach Amerika.

Meine Lust nach Seltsamkeiten und Abenteuern hat das Schicksal in den zwanzig Jahren, die ich in Amerika verbrachte, in reichem Maße, ach! nur allzureichlich erfüllt. Ich war Steinklopfer, Hotelknecht, Wunderdoktor, Redakteur, Goldgräber, ehe es mir gelang, festen Fuß zu fassen und einen einträglichen Erwerb zu finden. Meine ersten Ersparnisse sandte ich meinem Onkel mit einem ausführlichen Schreiben. Die Gründe meiner Auswanderung berührte ich nicht, innig aber bat ich ihn um Verzeihung. Es kam keine Antwort. Im wirren Strudel des Lebenskampfes milderte sich oft mein Leid, doch es wich nie von mir. Ein Mißtrauen gegen alle Menschen erfüllte mich, und das war für mich von Nutzen, denn ich wurde nur selten betrogen; ich faßte zu niemand Freundschaft und keines Mädchens Anmut übte einen Reiz auf mich aus. Ich mußte eine jede im Gedanken mit Cäcilien vergleichen, und alle erblaßten vor ihrer Schönheit. Ungeliebt ging ich dahin, aber mein Säckel füllte sich.

Dann kam die Zeit, wo mich das Heimweh nach dem Vaterland nicht mehr auf fremdem Boden dul-

dete. Ich schiffte mich ein und binnen wenigen Wochen erreichte ich die Stadt meiner Jugend. Ihr Vater war tot, längst, längst schon hatte er dem irdischen Jammerthal Valet gesagt, auch mein Onkel hatte schon vor vielen Jahren dem Leben den letzten Tribut gezollt. Sein Laden bestand noch, wenn er auch in andere Hände übergegangen war. Wer die Erben meines Onkels gewesen sind, ich weiß es nicht. Vielleicht war auch ich unter ihnen und man konnte mich nicht finden, vielleicht hatte er mich enterbt — ich hatte keine Lust, mir von der Behörde Auskunft zu holen, besaß ich doch selbst genug, um vor jeder Not geschützt zu sein. Ich trat in den Laden, ein Junge von zwölf Jahren bediente, er vertrat — wie er sagte — den abwesenden Vater. Der Verschlag existiere noch, antwortete mir der Knabe. Ich drückte dem erstaunten Kleinen einen Thaler in die Hand und er ließ mich hinein. Da stand ich nun in jenem Raum, den ich vor einem Menschenalter verlassen hatte . . . Ich habe in einem orientalischen Märchen gelesen, daß ein Herrscher auf Geheiß eines Zauberers den Kopf in einen Fluß gesteckt habe, in diesem Momente erlebte der Sultan die tollsten Dinge, er glaubte viele Jahre lang von seinem Lande fern gewesen zu sein, und doch hatte sich dies alles in wenigen Sekunden ereignet, so lange er den Kopf unter Wasser hielt, und als er ihn wieder herauszog,

war der Zauber verflogen. Sollte ich nicht auch mein verfehltes, wüstes Leben nur geträumt, in einer Minute alle Qualen und Wonnen durchkostet haben, bin ich nicht wieder aufgewacht, der überschwängliche Jüngling von ehedem? Mein langer, grauer Bart bekundete mir die öde Wirklichkeit des Lebens und langsam schritt ich hinaus.

Weit von meiner Heimat ließ ich mich nieder. Auf das laute Treiben in Amerika folgten nun Jahre stillster, einsamster Beschaulichkeit. Ich las hunderte von Büchern, die Lust des Knaben an Lektüre war in mir wieder erwacht und ich hatte ja nichts anderes zu thun. Wie mein Gesicht runzelig ward und greisenhaft einschrumpfte, so hat auch mein Herz alles von sich abgestreift, was sich ans Leben mit blühenden Organen klammert. Ich hasse nicht mehr die Menschen, ich durchschaue ihr Thun und Lassen und verstehe das Elend der Welt. Ich begreife den Vater, der sein Kind schlug, ich begreife das mißhandelte Kind, daß es mich betrog, ich begreife den thörichten Jüngling, der seinen Onkel leichtsinnig verließ und ihn an seinem Vermögen schädigte. Und ich gebe mich auch mit der harten Buße zufrieden, die mir auferlegt wurde. Es lebt in uns ein Drang nach etwas Höherem und Besserem, eine dumpfe Unzufriedenheit mit dem, was wir haben. Ein Teufel und ein Engel schüren in

uns das Feuer. Der Himmel bewacht den Teufel, die Hölle bedroht den Engel, auf daß in der Welt nicht zu viel schlechtes, aber auch nicht zu viel gutes geschehe. In der Dämmerung der Alltäglichkeit müssen wir uns forttasten, unter ihrem Drucke schmachten wir, siechen wir.

Was aus meinem Weibe geworden ist, habe ich nie erfahren. Vielleicht hat sie einem Mädchen das Leben gegeben, die einstmals einem Mann das Glück schenken wird, das mir ihre Mutter genommen. Wahrscheinlich aber hat es das Schicksal anders beschlossen, denn mit Schmerzensthränen kittet sich immer von neuem die Welt zusammen.

Bowlen-Geister.

Ehe der alte Herr Hut und Stock ergriff, wandte er noch einmal sein scharfgeschnittenes, ernstes Gesicht der jungen Dame zu, die mit zuckenden Lippen und bleichen Wangen am Tisch saß, und sagte: „Else, in meinem ganzen, langen Leben habe ich mir keinen einzigen Freund erworben, jedermann ward von meiner Entschiedenheit und Starrheit zurückgescheucht, und auch vor Dir, meine Tochter, kann ich mich nicht verleugnen. Und so bleibt es dabei: Jener junge Mann wird nicht mein Schwiegersohn. Ich kenne ihn nicht, aber ich habe von ihm gehört. Ein übermütiger Geselle, dessen überschäumendes Naturell ihn zu den dümmsten Streichen trieb. Was nützen mir da seine reichen Fähigkeiten, seine guten materiellen Verhältnisse? Du bist die Tochter eines ernsten Vaters, Du sollst die Frau

eines ernsten Mannes werden. Reiße diese Liebe aus Deinem Herzen und behalte den Segen Deines Vaters.“ Er ging, und als die Thüre zufiel, bedeckte das Mädchen krampfhaft schluchzend das Gesicht mit beiden Händen und rief: „Ich kann nicht ohne ihn leben, barmherziger Gott, nimm mich zu Dir!“

Zu dieser Zeit, als ein grausamer Vater zwei liebende Herzen rauh und schonungslos auseinander reißen wollte, herrschte ein so heißer Sommer, wie ihn das Land noch nie gesehen. Die ältesten Leute versicherten im Schweiße ihres Angesichts, daß sie eine solche Hitze nie erlebt hätten, und gerieten in eine jugendliche Erregung über den Gedanken an die Reichtümer, die diese abnorme Temperatur den Bierbrauern und Weinhändlern einbringen müßte. Und doch war es am heißesten Tage des heißen Sommers gegen 5 Uhr Nachmittags in einem nur von der feinen Welt besuchten, außerhalb der Stadt gelegenen Gartenlokale „Zum kühlen Grunde“ leer. Die Hitze mußte an dem Tage die Menschen so träge gemacht haben, daß sie den kurzen Weg nach dem herrlichen schattigen Gasthausgarten scheuten.

Auf einmal erhielt er Besuch: ein alter, finsterblickender Herr trat ein und bestellte sich eine Ananasbowle. Kaum entfernte sich der Wirt, als ein junger Mann erschien, am Tische nebenan sich niederließ, und auch eine Ananasbowle begehrte. Still war es

im Garten, die Hitze brütete über den Blumen, gelinde strich ein Windchen durch die Aeste und mit wonnigem Behagen blickten die Beiden auf den goldgelbfunkelnden Göttertrank, der in stattlichen Gefäßen, die eine rechtschaffene Anzahl Gläser enthielten, ihnen zuwinkte. Die beiden Herren kannten sich nicht, und schenkten einander keine Beachtung, aber jeder füllte sich sein Glas.

Da horch, was war das? Es war ringsum so mäuschenstill, daß man das kleinste Geräusch hören konnte. Als die Tropfen der Bowle ins Glas rollten, klangen sie so eigen, so süß. Und doch so verschieden! Wie kichernde und schäkernde Stimmchen erklangen im Glase des Alten die Tropfen, und bei dem Jungen war's, als ob ein halb Dutzend Elfen schluchzten und seufzten. Warum lachte es aus dem Glase des finstern Alten, warum schluchzte es aus dem des Jungen, über dessen Angesicht der frische Zauber einer ungebundenen Jugendfreude ausgegossen lag? . . . Das erste Glas war rasch geleert, so wohlig schmeckte die Labe. Und die beiden begannen mit dem zweiten Glase. Wieder dasselbe perlende Lachen, dasselbe Seufzen, nur etwas lauter und deutlicher. Und als die beiden einsamen Zecher das dritte Glas hinter sich und das vierte vor sich hatten, begann an ihren Gesichtern eine merkwürdige Veränderung Platz zu greifen. Das helle Antlitz des

Jungen ward düster, voll schwerer Schatten, es schien, als ob es in ihm von dem leisen Klagegesang der Tropfen widerhallte, die er einschlürfte. „Alles ist verloren,“ seufzte er, „die Welt ist öde und schlecht, wir alle leben im grauen Elend, ach du mein Gott!“

Die strengen, scharfen Züge des Alten aber glätteten sich, ein sanfter Schein umfloß freundlich seine magern Wangen und seine schmalen Lippen kräuselte ein schmunzelndes Lächeln. Die kleinen Tropfen-Geister mußten im Hirn des alten Herrn eine schöne Bescheerung angerichtet haben, denn plötzlich sah dieser die ganze Landschaft in rosiges Licht getaucht, rosa die Bowle, die in der Abendsonne glitzerte und funkelte und auf deren zitternder Oberfläche die feinen Schatten der im Winde schwankenden Zweige und Blätter hin und her huschten — und auf einmal hatte der alte selige Zecher das unbezwingbare Bedürfnis, einer fühlenden Seele mitzuteilen, daß er im Grunde genommen ein ganz hervorragender Mensch sei, auf den weder die Hitze des Tages, noch die Schlechtigkeit der Sterblichen irgend einen Eindruck gemacht, und der während der französischen Revolution ebenso sicher ein so patentes Haus geworden wäre als in einem Urwalde.

„Heda,“ rief er barsch, „Sie junger Grasaffe, setzen Sie sich mal zu mir herüber, ich habe Ihnen was mitzuteilen.“

Erstaunt blickte der Angeredete auf, die Einladung war allerdings etwas grob gehalten, aber er leistete ihr Folge, trieb es auch ihn, sich auszusprechen und auszuklagen.

„Kellner," rief der Alte, „bringen Sie den Rest der Bowle des Herrn hierher und nachher eine neue! Sie, Jüngling, Sie thun mir in der Seele leid. Sie können wohl nicht bis drei zählen? Na, fangen Sie mal an."

Der junge Mann verstand trotz seiner gedrückten Stimmung einen Spaß und nahm die Worte seines Genossen nicht krumm. Nicht lange dauerte es, bis beide in eine etwas wirre, aber lebhafte Unterhaltung gerieten. Nachdem sie die Geschicke eines jeden Staates auf Erden für Jahrhunderte genau vorgeschrieben hatten, vertieften sie sich in die Wunder der Astronomie und enthüllten die Rätsel des Himmels, in der nächsten Viertelstunde lösten sie die soziale Frage, nach dieser schweren Arbeit bewiesen sie haarscharf, daß die Zukunftsmusik bereits ein Ding der Vergangenheit sei und schließlich fingen beide zu philosophieren an. Hier wurde die Sache etwas dunkel, nicht nur im Gespräch, sondern auch am Himmel. Der alte Herr hatte für alle Schmerzen, die die Welt quälten, nur ein volles Lachen, während der andere in einem tiefsinnigen Tone erklärte, daß alles was lebt, nur auf Erden sei, um wieder zu sterben.

„Sehen Sie," meinte er und starrte trüb vor sich hin, „wenn einer zu dieser Erkenntnis gelangt ist, dann freut ihn nichts mehr. Dann erscheint ihm alles trivial, verstaubt, morsch und falsch. Nicht wahr?"

„Ja, natürlich," kicherte der andere. „Prost!"

Sie stießen an. Und so unterhielten sie sich weiter, bis der Mond ziemlich hoch am Himmel stand und der Garten sich bereits mit zahlreichen Gästen gefüllt hatte. Die beiden fanden es nun für sehr gerathen, aufzubrechen und in die Stadt zu gehen. Der alte Herr ließ es sich nicht nehmen, die ganze Zeche zu begleichen. Als sie auf der Landstraße waren, hängte sich der Alte plötzlich schwer an den Arm des Begleiters.

„Mir scheint," schmunzelte er, „ich habe — meine Beine — verloren. Ist das nicht — nicht — sehr komisch?"

„Ach ja," seufzte der Jüngling.

„Hören Sie," lachte der Alte wieder nach einer Weile, „ohne Beine geht sich's doch etwas schwierig. Auch diese verdammte Straße ist — einmal da — einmal dort. Warten wir — ein wenig, bis sie wieder stille — steht. Unterdessen kann — ich mir eine Zigorie anzünden, als Laterne. Sie — auch, dann haben wir zwei — Laternen, — im Munde heraushängen. „Ha, ha, ha!" Mit vollem Behagen

blies der Angeheiterte den Rauch von sich. „Sehen Sie — diese Wolken — diese dichten Rauchwolken — — die Regenwürmer werden glauben, es kommt — jetzt ein Gewitter — und werden aus ihren — Löchern kriechen. Diese dummen — Rauchwürmer! Sagen Sie mal, Sie bleicher Engel, warum sind Sie denn — so traurig? Mir scheint gar — Sie — Sie sind Thränenfabrikant?"

Der alte Herr hatte recht gesehen, an den Augen seines Führers hingen zwei schwere Thränentropfen...

„So, so, Sie — weinen? Dann sind Sie entweder verliebt — oder Sie haben — kein Geld. Wissen Sie, — so einem — guten, alten Esel wie ich — können Sie alles anvertrauen — auch Ihr Geld, das — Sie nicht haben."

„Ach," seufzte der andere, „Geld habe ich genug."

„Geld — Geld haben Sie genug? Ja, warum will dann das Mädchen Sie nicht heiraten?" fragte der Alte.

„Bitte, lassen Sie mich zufrieden! Wir beide lieben uns innig. Aber der Vater willigt nicht ein."

„Der Vater? Der — muß einfach," lachte der andere.

„Der und müssen," schluchzte der Jüngling. „Wenn der nein sagt, ist alles verloren. Seine Tochter hat das mir selbst geklagt."

„Alles verloren? Ha, ha! Annonce — zehn Prozent Finderlohn! — Ha! ha! — Und — wie heißt denn der Herr Papa, bei dem — man alles — alles verliert, wenn er einfach nein sagt?"

„Sie kennen ihn ja ohnehin nicht, was soll ich den Namen nennen. Außerdem sind das Privat-Angelegenheiten."

„Bitte, nicht ungemütlich werden, — nachdem wir — so gemütlich gewesen — wie — wie heißt dieser Vater, dieser Rabenvater, den man aus—stopfen — lassen sollte — zum ewigen — Angedenken an — seine Missethaten?"

„Ach, Du lieber Himmel, der Herr ist der Inspektor Borden — für Sie ganz ohne Interesse." —

„Was — Borden? Borden? Borden? Ha, ha, ha, ha, das ist — ja — ein brillanter — Witz. Sie — sind sehr geistreich. Ihre — Biographie — erscheint gewiß — einmal in den „Fliegenden Blättern" — und Oberländer — zeichnet — zeichnet — Ihr Bild? Borden — Inspektor Borden — einfach großartig! Ha, ha, hi, hi!"

In allen Tönen lachte der Herr, und sein Sprechen ging gemach in ein unverständliches Lallen über. Ehe dieser Moment eintrat, erklärte er, bevor er heimginge, müsse er noch einen „Schnabus" trinken. Der junge Mann, auch schwer bezecht, hatte nichts dagegen, und so vertilgten sie in der Stadt, der eine

mit bethränten Wangen, der andere laut lachend, einen Schnaps nach dem anderen. Zum Schlusse konnte der Alte überhaupt nicht mehr gehen. Seine Adresse war nicht aus ihm herauszukriegen, eine Droschke nicht in der Nähe, und es war ein Glück, daß die Wohnung des Jüngeren in der zweiten Querstraße lag. Dorthin transportirte er den Alten mit Mühe und Not, brachte ihn zu Bette, während er den Rest der Nacht auf dem Sofa in seiner Arbeitsstube durchschlief. Am andern Morgen war er frisch nnd munter und kam aus dem Lachen über die Abenteuer der Nacht nicht heraus. Sein Lachen weckte den Schläfer, und mit verstörten Zügen erhob sich dieser, kleidete sich ächzend an, und trat bleich wie der Tod ins andere Zimmer. Bei einer Tasse Kaffee erzählte nun der Jüngling mit dem ganzen Humor eines flotten und übermütigen Herzens, was vorgefallen, wieso sein Nachbar eigentlich nicht in seiner Wohnung erwachte, und wollte sich nun in aller Ordnung vorstellen. Müde und matt wehrte der alte Herr die Namensnennung ab. „Ich kann mir denken, wie sie heißen. Aber sagen Sie mir, wieso kommt es, daß Sie in der ganzen Stadt als ausschweifender, toller Geselle verschrieen sind, währrend ich Sie gestern in Ihrer Bezechtheit, und bezecht waren Sie wie ich, nur als Melancholikus kennen gelernt habe?“

„Sie sehen," antwortete der andere mit feiner Ironie, „wie viel, oder richtiger, wie wenig Wahres an diesem Klatsch ist. Ich habe als Student allerdings flott gelebt, ohne jemals ausarten zu können, denn je mehr ich trinke, desto schwermütiger werde ich. Das ist so eine alte Eigentümlichkeit von mir. Und seitdem ich mich in fester Stellung befinde, bin ich überhaupt solide geworden."

Der alte Herr sah ihn durchdringend, aber wohlwollend an. „Sind Sie vielleicht deshalb solide geworden, weil Sie lieben?"

„Nehmen wir an, daß dies der Fall wäre, dann könnte ich ruhig wieder unsolide werden, meine Liebe ist hoffnungslos, der hartherzige Inspektor Borden —"

„Bitte," unterbrach ihn rasch der andere, „ehe Sie weiter reden, will ich Ihnen sagen, daß ich Inspektor Borden bin."

Sprachlos vor Ueberraschung sprang Alfred Sterner auf. „Eher hätte ich gedacht, den Kaiser von China gestern angeheitert gesehen zu haben, als Sie, den man als Menschenhasser und Sonderling in der ganzen Stadt kennt —"

„Und meidet," schloß der Inspektor mit leisem Lächeln. „Wie das gestern gekommen ist, weiß ich selber nicht. Ich war dem Verschmachten nahe. Die Bowle schmeckte mir gut und ich habe wohl zu rasch getrunken, außerdem genieße ich sonst höchst

selten und dann nur mäßig geistige Getränke. Glauben Sie mir, ich habe seit zehn Jahren nicht gelacht! Das alles holte ich gestern ein, aber wie bitter muß ich's heute bezahlen. Mein Kopf droht jeden Augenblick zu zerspringen."

Alfred Sterner lachte hell auf.

„Wissen Sie, junger Mann, daß Sie es nun in der Hand haben, mich vor aller Welt zu blamieren? Und gerade Ihnen muß mich das Schicksal überliefern, dem ich mein Mädchen nicht geben will."

„Ich bitte Sie," sprach Sterner ernst und bestimmt, „Ihr Fräulein Tochter mit dieser harmlosen und doch lächerlichen Sache in keine Beziehung zu bringen. Sie in diesem Momente zu meinem Gunsten zu stimmen, das liegt weit unter der Heiligkeit und Echtheit meiner Liebe. Und wollte ich Sie auch aus Rache für Ihre Härte zum Gespötte der Welt machen — ich könnte es nicht, denn ich müßte ja zugleich einem geliebten Mädchen einen großen Schmerz bereiten."

„Dieser Standpunkt ist aus idealen Gründen sehr wohl zu würdigen," sagte der Inspektor, „und ich danke Ihnen bestens. Aber auch in praktischer Hinsicht ist Ihnen strengste Diskretion zu empfehlen, denn es wird Ihnen selber nicht sehr angenehm sein, wenn man sich über Ihren Schwiegervater lustig macht," und damit reichte er Sterner die

Hand. „Und nun kommen Sie zu Else. Das Kind weint schon seit zwei Tagen ununterbrochen und wird sich jetzt außerdem wegen ihres hartherzigen Vaters nicht genug ängstigen" —

„Da hab' ich Dich ja wieder, liebster, bester Papa! Mein Gott, wo bist Du geblieben, soeben wollte ich zur Polizei!" Schluchzend vor Freude hing das Mädchen am Halse des alten Herrn und bemerkte nicht, daß jemand hinter ihm stand.

„Liebes Kind," sagte der Vater und streichelte der Tochter zärtlich die Wangen, „seit vorgestern verzehrst Du Dich in Schmerz um Deinen Alfred. Das konnte ich nicht mehr aushalten, und ich ging gestern fort, um ihn Dir zu bringen. Die ganze Nacht habe ich vergeblich nach ihm gesucht, endlich heut' früh habe ich ihn gefunden, da ist er, da hast Du ihn!"

„Else!"

„Mein Alfred!"

Und während die beiden in wortloser Seligkeit sich umschlungen hielten, schlich sich der Vater fort, er wollte die heilige Stille nicht stören, denn ihm brummte zu sehr der Kopf.

Heimliche Liebe.

Eine ernsthafte Geschichte mit und ohne Musik.

Herr Lorenz Strecker, ein Jüngling von siebenundzwanzig Jahren, konnte auf seine Laufbahn mit gerechter Genugthuung zurückblicken. Er hatte es binnen wenigen Jahren bis zum ersten Buchhalter des großen Tuchgeschäftes Birnbaum und Comp. gebracht und stand außerdem in großer persönlicher Achtung bei seinen beiden Chefs. Der Herr Buchhalter war aber auch ein Ideal von Ordnung, Sauberkeit und Pflichttreue. Er war stets zuerst im Bureau und verließ stets zuletzt die Räume desselben; seine Kenntnisse in der doppelten Buchhaltung waren staunenerregend, im Kopfrechnen galt er geradezu als eine Autorität, seine Schrift war deutlich und so zierlich gedrechselt wie sein blondes Schnurrbärtchen. Mit der kaltblütigen Sicherheit eines Feldherrn befehligte er unübersehbare Reihen von Zahlen, als

ob sämtliche Kombinationen der zehn Ziffern unter dem magischen Banne seiner Feder ständen. Wenn er auf seinem Drehsessel saß, das Hauptbuch vor sich, versank die ganze Welt mit ihrem gleißenden Zauber, mit ihren lockenden Freuden und bittern Entbehrungen vor seinen Augen, ein Stolz überkam ihn, ein Größenwahn harmloser Natur, denn er lebte nur in dem tiefsten Herzen des Herrn Lorenz Strecker.

Das Herz des Herrn Lorenz Strecker?

Damit hatte es eine eigentümliche Bewandtnis. Einige Kollegen, die ihren Neid über die bevorzugte Stellung Streckers mit dem Philosophenmäntelchen der Menschenkenntnis bedecken wollten, behaupteten, er hätte gar kein Herz im Leibe, sondern statt dessen eine Ziffer; andere thaten noch klüger und sagten, sie wüßten sogar, welche es sei, nämlich eine Null. Der Wahrheit gemäß muß ich gestehen, daß diese bösen Lästermäuler allerdings einigen Grund für ihre „herzlosen“ Vermutungen hatten. Für Lorenz Strecker schien das weibliche Geschlecht gar nicht zu existieren. Er ging wohl auf Bälle und konnte sehr gut tanzen, aber er war stets der stabilste Mittelpunkt der „Herreninsel“ im Ballsaale; nicht einmal die ältesten Leute konnten sich erinnern, daß er jemals einer Dame den Hof gemacht habe; die zündendsten Blicke aus schönen Mädchenaugen prallten an ihm wirkungslos ab, und

er blieb sogar an seinen Geburtstagen kühl, wo ihn stets die Tochter eines seiner Chefs mit einem von ihr selbst bereiteten köstlichen Kirschenkuchen — seiner Lieblingsspeise — beschenkte. Es hatte somit allen Anschein, als ob die gütige Vorsehung, die aus ihm einen musterhaften Buchhalter gemacht, ihn auch in einer grausamen Anwandlung zum Muster eines Hagestolzen bestimmen wollte.

Da diese Geschichte wahr ist, so darf ich meinen Helden nicht idealisieren. Mit beklommenem Herzen muß ich der Leserin verraten, daß Lorenz Strecker nicht einmal Gedichte las. Er ging in seinen Mußestunden fleißig spazieren oder vertiefte sich in die Lektüre fachwissenschaftlicher Werke. Schön von ihm war es, daß er sich keinem wüsten Kneipenleben ergab. Er trank nur sehr wenig Bier und war immer früh am Abend zu Hause. So verbrachte er die Zeit in trockener, nüchterner Pflichterfüllung — ein wenig hochmütig auf das lustige Treiben seiner Kollegen herabsehend und stets im stolzen Vollbewußtsein seiner Würde als erster Buchhalter des großen Tuchgeschäftes Birnbaum und Comp.

Da plötzlich trat ein geheimnisvolles Ereignis ein, welches mit der Gewalt eines Orkans die ehernen Prinzipien Lorenz Streckers über den Haufen blies. Etwas Wesenloses, Ungreifbares, Unnennbares erfüllte ihn mit den Schrecken der Hölle und beseligte ihn

mit himmlischen Wonnen; es dünkte ihn so klein und lächerlich, daß er sich förmlich schämte, und schien ihm doch wieder von unendlicher Erhabenheit, wie die gebieterische Botschaft aus einer andern Welt. Hatte er eine neue Methode der Buchhaltung entdeckt? Oder hatte ihm ein Gott ein neues Zahlensystem offenbart? Ich weiß es nicht. Ich kann nur jene Stunde schildern, in welcher mit Herrn Lorenz eine solche Veränderung vorging.

Es war gegen Ende April. Den ganzen Tag hatte es stark geregnet und erst gegen den Abend zu klärte sich das Wetter auf. Lorenz kam aus seinem Bureau und machte seinen üblichen Spaziergang vor dem Abendbrot. Langsam und bedächtig schritt er durch die Hauptstraße der kleinen Stadt, bog dann ein, um durch eine der lieblichen Villenstraßen ins Freie zu gelangen. Jedes der Häuschen, an denen er vorüberschritt, war mit einem gepflegten Vorgarten umgeben, die Wände des Balkons waren mit frischglänzendem Grün geschmückt und auf den Brüstungen prangten und dufteten in zierlichen Töpfen bunte Blumen. Ein feuchter, wunderbarer Atem entstieg der Erde, aus den nahen Büschen trillerten Vögel, eine wohlige Würze, eine herbe, spröde Süßigkeit lag in der Luft und umspielte mit weichen Wellen die Wangen des Wanderers. Hoch am Himmel wichen die Wolken zurück, die scheidende Sonne umsäumte den Horizont

mit rot schimmerdem Gold, in blanker, scharfer und tiefer Bläue weitete sich der Himmel, die Natur bereitete sich zu einer berauschenden Frühlingsnacht vor. Lorenz Strecker blieb einen Augenblick stehen, um den Überzieher, den er über die Schulter geschlagen hatte, anzuziehen. Er war zwar sehr abgehärtet und ging des Tags bereits ohne Überrock. Aber Vorsicht schadet nichts, dachte er, und ein Schnupfen ist leicht zu holen. Er knöpfte den Rock zu und ging dann mit ruhigem Gewissen weiter. Eine seltsame Abspannung befiel ihn, eine wundersame, gliederlösende Müdigkeit, die aber zugleich die Verkünderin neu erwachender, gestärkter Kräfte ist, nahm alle seine Sinne gefangen. . . .

Da blieb er wieder stehen, mit vorgeneigtem Kopf, um zu lauschen.

Aus dem geöffneten Fenster einer der kleinen Villen drangen die ersten Klavierklänge eines Tonstückes, das den Ruhm eines jungen Komponisten begründet hatte. Es war eine Gavotte: „Heimliche Liebe.“ Sie wurde auf allen Promenadekonzerten gespielt, sie fehlte in keinem Ballmusikprogramm, alle Drehorgeln kreischten sie, alle Schusterjungen pfiffen sie nach, unzählige Damenlippen summten die Melodie vor sich hin — die liebliche Tonschöpfung war binnen wenigen Monaten populär geworden und lief bereits Gefahr, durch die ewigen Wiederholungen, denen sie

auf dem Klavier, auf Blas- und Streichinstrumenten ausgesetzt war, banal und abgeschmackt zu werden.

Ein anderer wäre daher ruhig vorübergegangen und hätte sich vielleicht gedacht: „Die Leute da drinn könnten sich auch einmal etwas Neues aus der Musikalienleihhandlung holen lassen, um ihrer Nachbarschaft bessere Begriffe von ihren musikalischen Kenntnissen beizubringen.“ Für Lorenz Strecker aber, der für die edle Frau Musika bisher weder Herz noch Ohr hatte, waren diese Klänge etwas Unerhörtes, das mit rätselhaft einschmeichelnder Gewalt auf ihn eindrang. Er blieb also stehen und lauschte — und bei dieser Gelegenheit können wir uns sein Äußeres mit Muße betrachten. Eine mittelgroße, schlanke Statur; blondes Haar fließt in lässiger, ein wenig koketter Unordnung unter der Hutkrämpe empor und guckt ihm über den Schläfen sich vorbeugend auf seine rosig-frischen Wangen. Die Augen haben einen blitzenden Glanz, als freuten sie sich über den schönen, zärtlich gepflegten Schnurrbart, der den vollen, roten, feingeschwungenen Lippen etwas Fröhlich-Verwogenes giebt. Seine Kleidung ist elegant; die feinen Handschuhe, das Ebenholzstöckchen mit dem Silberkopf, die kostbare Busennadel sind Merkmale, die auf einen Weltmann schließen lassen. Und sollte man es für möglich halten, daß dieser junge Herr nur im Reiche der Zahlen lebt? Sollte man es für möglich halten,

daß dieser fashionabel aussehende Herr mit der Ziffer statt eines Herzens im Leibe nun dasteht, mit verzückten Mienen einer Melodie lauscht, die unzähligen Menschen bereits zur Pein geworden? Für Lorenz Strecker aber waren diese Klänge tönende Strahlen, die sein Inneres feenhaft erleuchteten, aber auch die Kargheit seines Gemüts in das grellste Licht setzten.... Schwermütig, leise, sehnsuchtszitternd begann das Tonstück, wie ein klagendes Gebet in stiller Nacht, ein tiefes, thränenerschüttertes Seufzen, um dann allmählich auf leichtfüßig tänzelnden Rythmen in eine neckische, graziöse, siegesgewiß jauchzende Melodie überzugehen, als hätte unglückliche, entsagende Liebe Erhörung gefunden, als hätte sich die bleiche, zehrende Sehnsucht in den Taumel bethörender Glücks-Erfüllung gewandelt!

Herr Lorenz Strecker wurde bald bleich, bald rot und schüttelte mehrmals das Haupt. Ein anderer, der aber von Musik etwas verstanden hätte, würde auch das Haupt geschüttelt haben, aber vor Ärger über die Härte und Unbeholfenheit, mit der das Tonstück vorgetragen wurde; und jemehr es gegen den Schluß ging, desto schlimmer wurde das Spiel, schließlich verlangsamte sich das Tempo bedenklich, die Akkorde löſten sich in ihre Ton-Bestandteile zögernd und verdrießlich auf, ganze Takte gerieten verwirrt ineinander, das Spiel wurde langsamer und

langsamer, wie bei einer Spieluhr, deren Mechanismus altersschwach geworden oder eingerostet ist, und schließlich hörte die „Heimliche Liebe" auf, gerade beim letzten Drittel des Stückes. Strecker merkte das alles nicht; nachdem es still geworden, schritt er traumverloren weiter. Es war ihm, als hätte ein höheres Wesen zu ihm in einer wundersamen Sprache gesprochen, deren Klang er zum ersten Male soeben vernommen; ein Wesen, das zag und scheu ihm ein Geheimnis anvertrauen wollte, ein Geheimnis, das ihn mit süßen Schaudern durchrieselte. Und dann war es ihm wieder, als hätten sich tausend Elfen über ihn lustig gemacht, als ob sie alle in ein unauslöschliches Gelächter über ihn ausgebrochen wären und ihm zugerufen hätten: „Lorenz, du wirst dein Leben lang unglücklich bleiben, tief unglücklich, allein und gemieden, ja, Lorenz, du bist der überflüssigste Geselle auf der Welt, und darum lachen wir dich alle aus, ha, ha, ha", und grade da, als ihre silbernen Lachtriller in die Lüfte wirbelten, wurde das Spiel langsamer und stiller, als wollte ein unbekannter Freund ihm schonungslos verschweigen, was jene Elfen über ihn weiter spöttelten. In heftiger Erregung beendete er seinen Spaziergang. Ihm war nichts passiert und doch war ihm, als hätte er ein großes Erlebnis gehabt. Er glaubte, eine schwere Krankheit kündige sich ihm an, in Wahrheit aber

war Lorenz Strecker nur ein Opfer eines heftigen Anfalles von — Sentimentalität geworden. Der schöne Frühlingsabend, die schmachtenden und lockenden Weisen der „heimlichen Liebe“ hatten ihr Teil dazu beigetragen, die harte Eisrinde, mit der sein Herz bepanzert war, schmelzen zu machen.

Man sagt, jeder ledige junge Mann, wenn er sich den Dreißigern nähert, habe eine bedeutende Krisis zu gewärtigen, in der es ihn mit elementarer Macht drängt, dem Junggesellen-Leben Valet zu sagen und sich dem heiligen Ehestand in die Arme zu werfen. Wir wollen nun nicht endgültig entscheiden, ob der Held dieser Geschichte auf diesem verhängnisvollen Wendepunkt seines Daseins angelangt sei, sicher aber ist es, daß er sich an jenem Abend unsäglich einsam und mit sich unzufrieden fühlte. Es war indessen nicht sehr poetisch von ihm, daß er die Nacht vortrefflich, ohne auch nur einmal aufzuwachen, durchschlief; des Morgens, als er Toilette machte, summte er die gestern gehörte Melodie vor sich hin, hörte aber mit einem tiefen Seufzer auf. Die Wirtin brachte ihm den Kaffee und er ließ sich den warmen, üppigen Labetrunk wohl schmecken. Im Bureau verrichtete er mit gewohnter Sorgfalt seine Arbeiten und als er sich um die sechste Abendstunde anschickte, wieder ins Grüne zu pilgern, kam über ihn eine gewisse Unruhe. Nichtsdestoweniger

schritt er wieder an jenem Hause vorüber und es schollen ihm bereits von weitem die Klagen und Jubelklänge der „Heimlichen Liebe" entgegen. Plötzlich hörte das Spiel auf und ein Mädchenkopf beugte sich zum Fenster hinaus. Zwei Augen starrten auf den vorübergehenden Herrn Buchhalter und dieser maß mit einem scharfen Blick das Antlitz der jungen Dame. Stramm marschierte er weiter, seine Schritte widerhallten förmlich in der einsamen Straße. Als diese zu Ende war, verflog auch der Stolz des Spaziergängers, er blieb stehen, zog sein Taschentuch hervor, nahm seinen Hut ab und trocknete sich die Stirn. Auch seinen Kneifer putzte er fein säuberlich, obgleich die beiden Glaslinsen ganz klar waren, die Finger seiner linken Hand tasteten dann wie mechanisch auf den Gliedern seiner Goldkette herum, er machte alle Anstrengungen, um sozusagen vor sich selber die Erregung zu verbergen, in welche ihn der Anblick jenes Mädchenkopfes versetzte. Ob er schön oder häßlich war, das wußte er nicht; ob die Dame rote, blonde, braune oder schwarze Haare besaß, das hatte er nicht gesehen; ob ihr Gesichtchen rund oder oval war, darüber konnte er keine Auskunft geben, ob ihre Wangen bleich oder rötlich schimmernd oder auch mit Sommersprossen besät waren, darauf hatte er nicht gesehen; ob ihre Nase klein oder groß, stumpf oder spitz war, das war ihm vollständig entgangen

— und doch wußte er, daß er diesen Kopf unter Tausenden wiedererkennen würde. War es die Seele des Mädchens, die ihn plötzlich mit unsichtbaren Banden fesselte? Er spürte deutlich, wie die Augensterne der Unbekannten auf ihm ruhten, eine unsagbar wonnige Kraft auf sich einströmen, die in sein Haupt emporschoß, zurückwogte und sein ganzes Herz überflutete. Er wollte in seinem ersten Schrecken umkehren, an dem Hause wieder vorübergehen, vielleicht verließ ihn der Zauber und kehrte zu ihr zurück, aber der Gedanke, nochmals ihr Gesicht zu erblicken, hatte für ihn etwas so Blendendes, daß er die Augen schloß. Er lenkte seine Schritte vorwärts und verlor sich langsam in den prachtvollen Anlagen, welche die Stadt umgaben.

Vom Schlafen war in dieser Nacht keine Rede; wohl redete er mit sich verrücktes und verzücktes Zeug, stöhnte zu wiederholten Malen laut auf, in seinen Ohren klangen, bald leise und lieblich, bald wie mit dröhnendem Kanonendonner begleitet, die Melodieen jener Gavotte; er streckte sehnsüchtig die Hände in die leere Luft und schlug sie dann verzweifelt auf die Stirn. Und als es ihm richtig gelang, einzuschlummern, wälzte er sich in wirren Träumen hin und her. Die zehn Ziffern erschienen ihm in feierlicher Deputation und erklärten, sie würden sich alle in Notenköpfe verwandeln; er beschwor sie flehentlich,

das nicht zu thun, seine beiden Chefs würden sonst elendiglich zugrunde gehen, da sprangen sie alle klirrend, als wären sie aus Eisen, in die Höhe, stießen mit den Köpfen aneinander und lagen — zerbrochen auf dem Boden. „Jetzt kann ich keine Bücher mehr führen!“ schrie Strecker in wahnsinnigem Schreck — und erwachte. Seine Wirtin fragte ihn am Morgen voll Teilnahme, was ihm fehlte —, er sähe so blaß aus. Er nickte ihr traurig zu und schwieg. Sie verstand zwar ausgezeichnet gut Brust- oder Camillenthee zu kochen, aber dagegen konnte sie ihm doch nicht helfen.

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, er habe sich verliebt. Lorenz indessen war über seinen Zustand noch vollkommen im unklaren. Woher sollte er ihn auch kennen, da er sich noch nie in einem solchen befand? Daß er nun täglich der Dame Fensterpromenaden machte, that er nur, um sich von jenem unseligen Zauber zu befreien. Daß er unglücklich war, wenn er ihr Gesicht nicht erblickte und statt dessen nur ihr offenbares Lieblings-Tonstück zu hören bekam — denn etwas anderes wurde dort gar nicht gespielt —, daß er vor schmerzlichem Jubel schier zu vergehen glaubte, so oft er ihr süßes Gesichtchen sah: diese Symptome konnte er sich nicht deuten. Erst allmählich dämmerte es in ihm auf, daß er das Mädchen unendlich lieb haben müßte,

denn sonst konnte er sich nicht ununterbrochen in seinen Gedanken mit ihr beschäftigen.

Ja, er liebte sie! Dies spürte er täglich fester und inniger, und je tiefer sich diese Neigung in ihm festwurzelte, desto kläglicher kam er sich vor. Wo sollte er sie kennen lernen? Wodurch ihr näher treten und ihr sagen, was er bei ihrem Anblick empfinde? Hat er sich nicht von jeglicher Gesellschaft zurückgezogen und sich so um die Gelegenheit gebracht, mit der Angebeteten ein Wort zu wechseln? Plötzlich seine einsame Lebensweise aufzugeben und vermittelst seiner Verbindungen sich den Zugang in jenes Haus zu verschaffen, dazu fühlte er sich zu stolz. Lief er nicht Gefahr, er, der erste Buchhalter, der Inkonsequenz geziehen und vielleicht sogar von seinen Kollegen bespöttelt zu werden? Wie ein Meltau auf eine zarte Frühlingsknospe, so legte sich die schmerzliche Notwendigkeit der Entsagung auf die märchenhafte Blume seiner Leidenschaft. Nur aus der Ferne durfte er sie, die Holde, die Einzige, sehen, nur in seinen Träumen und Gedanken ihr Huldigungen darbringen... aber Lorenz Strecker war nicht der Mann, sich von haltlosen Hoffnungen, sentimentalen Selbstanklagen quälen zu lassen. Versagte ihm ein schnödes und grausames Schicksal, die Sehnsucht seiner Träume zu stillen, so wollte er sein Leben, ohne daß sie es wüßte, in ihren Dienst stellen und sich ihrer Schön-

heit, ihrer Fähigkeiten würdig erweisen. Sie war zweifellos eine begeisterte Musikfreundin; und er, der sonst vor dieser Kunst die kälteste Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hatte, beschloß, von nun an auch Musik zu treiben. In herrliche Töne sollte sein Liebesweh sich ergießen, in Melodien sollte der Gegenstand seiner Liebe verklärt werden und ihr Name, den er nicht einmal kannte, auf den Flügeln der Musik in die Lüfte sich schwingen. Und wenn es eine Gerechtigkeit gibt, dann müßten diese Klangwellen an ihr Ohr dringen und sie mit einer süßen Ahnung erfüllen, daß auf Erden ein Herz schlägt, ihr schlägt und nimmer von ihr lassen kann.

Also er wollte Musik treiben. Aber das war leichter gesagt als gethan. Sollte er singen? Nein, so viel Selbsterkenntnis besaß er, um sich von der Wirkung seiner Stimme nicht viel zu versprechen. Oder Klavier spielen? Auch das nicht. Ihm kam dieses Instrument zu weiblich vor, denn beinahe alle Damen des Ortes befaßten sich mit dem Fortepiano. Für die Geige konnte er sich auch nicht entscheiden. Seit einmal ein langhaariger Geiger hier ein Konzert gab und die gesamte Damenwelt der Stadt in Entzücken versetzte, haßte er die Fiedel. Überhaupt durfte er nur ein Instrument wählen, welches der Bedeutung seines Standes, der Erhabenheit seiner Leidenschaft würdig war, und seine Gefühle sollten

in ungewöhnlicher, majestätischer Weise zum Ausdruck gelangen. Eine Orgel wäre eigentlich das richtige gewesen; aber das ging aus verschiedenen Gründen nicht. Zu Hause hatte er nicht genügenden Raum und außerdem überstiegen die Kosten einer Orgelanschaffung sehr empfindlich seinen Etat für „Unterhaltungszwecke“. So betitelte er eine Rubrik in seinem Notizbuche. Nach reiflicher Überlegung hatte er doch gefunden, was für ihn am passendsten war: das Violoncello! Nicht nur der Vollklang dieses Namens, sondern auch die schweren Töne, die man einer solchen Baßgeige entlocken konnte, entsprachen dem Wesen, dem Charakter, dem Amte des ersten Buchhalters Lorenz Strecker.

Wer ihm vor wenigen Wochen prophezeit hätte, er werde baldigst eifrig Musikstunden nehmen, den hätte er mitleidig ausgelacht! Der erste Musiklehrer der Stadt quälte sich nun täglich eine Stunde im Schweiße seines Angesichts, um die Finger seines neuesten Schülers geschmeidiger zu machen. Lorenz Strecker war übrigens mit den Erfolgen, die er zu erzielen vermeinte, sehr zufrieden. Nicht wahr, fragte er stolz den Lehrer, es ist keineswegs bei mir vergeblich gewesen, in so späten Jahren Musik zu treiben?

O durchaus nicht, erwiderte jener beflissen; namentlich nicht beim Violoncello. Sie machen wenigstens

tüchtig Bewegung und das schadet keinem, der eine sitzende Lebensweise hat. Strecker sah auch diesen Vorzug ein und übte fleißig. Allerdings blieb sein Wirkungskreis auf dem Violoncello nur ein sehr beschränkter. Was er spielte, hatte nur den Anflug einer Melodie, und die Tongebilde, die er dem Instrument entlockte, glichen nur einem brummenden Stammeln, welches seine Umgebung entsetzlich quälte. Über sein Gesicht glitt ein seliges Lächeln, je mehr er sich abmühte, desto mehr glaubte er den Gegensatz zwischen sich und seiner tonkundigen Liebe überbrückt zu haben und desto schöner quollen in ihm die bestrickenden Weisen der „Heimlichen Liebe“ auf. Daß die Akkorde, die aus jenem Hause drangen, auf keinem höhern künstlerischen Niveau standen als sein eigenes Spiel, ahnte der Verliebte nicht. Nie aber entsprang die Qual, die schlechtes Spiel jemals den Bewohnern eines Hauses zufügte, einem edlern Motiv als hier.

* * *

Der Sommer kam und ging. Der Herbst düsterte ins Land hinein, um bald seine Herrschaft an den Winter abzutreten. Lorenz lebte auf: vielleicht begegnete er seiner Schönen auf einer der zahlreichen Tanzvergnügungen, die in der Stadt veranstaltet werden. Er ließ auch nicht einen einzigen Ball, mochte er nun in großem oder kleinem Maßstab

abgehalten werden, aus; aber wonach er sich sehnte, das fand er nicht. Drei Vereinsunterhaltungen, vier Kostümkränzchen und zwei große Bälle hatte er bereits vergeblich mitgemacht; schon gab er alle Hoffnung auf, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Die Unbekannte hatte offenbar nicht tanzen gelernt und das erfüllte ihn mit aufrichtigem Schmerz.

Da kam die Zeit heran, wo der angesehenste Verein des Ortes, „Olympias“, seinen Ball gab, der immer als die Spitze aller winterlichen Geselligkeiten galt. Wenn sie da nicht erscheint, dachte Lorenz, dann ist es aus. Dann werde ich ihr in diesem Winter nie sagen können, wie sehr ich sie liebe. Mit zagem Herzen betrat er den Ballsaal, mit zweifelumflorten Blicken musterte er die auf und abwogende Gesellschaft und — mein Gott, ist es denn möglich — dort saß sie mit einer ältern Dame, wahrscheinlich ihrer Mutter, und ein Comitémitglied stand neben den beiden und unterhielt sich mit ihnen aufs fröhlichste. Der Herr war ihm wohlbekannt und ein eifersüchtiger Groll gegen den Bevorzugtesten aller Sterblichen stieg in ihm auf.

Ich habe schon einmal der gütigen Leserin erklärt, daß diese Geschichte wahr ist und daß ich meinen Helden nicht idealisieren darf. Es thut mir leid, daß ich diese Erklärung abgegeben habe, denn etzt wäre die schönste Gelegenheit da, eine herzzer-

brechende Sentimentalität zu entfalten. Es würde gar nicht so übel sein, Lorenz Strecker in einen traumhaft-schmachtenden, schüchtern-verlegenen Zustand zu versetzen, in welchem er es absolut nicht über sich bringt, der Dame sich zu nähern, und sich damit begnügen muß, die flehentlichsten und zärtlichsten Blicke dem Mädchen durch die ganze Weite des Ballsaals zuzusenden. Eine solche Natur war Strecker nicht; er hatte mehr als ein halbes Jahr thatenlos geschmachtet, jetzt raffte er sich auf und eine gewaltige Entschlossenheit schwellte seine Brust.

In der Unterhaltung zwischen Mutter, Tochter und dem Komitémitglied war eine kleine Pause eingetreten. Die Damen fächelten sich Kühlung zu und der Herr starrte gedankenlos ins Gewühle, als Lorenz Strecker auf ihn zutrat, ihn kaltlachend begrüßte und an ihn die Bitte mit einer Stimme, die vor Aufregung fast herrisch klang, richtete, den Damen vorgestellt zu werden. Das ehrsame Komitémitglied sah ihn einen Augenblick betroffen an, erfüllte aber sofort den Wunsch.

Die ältere Dame beehrte ihn mit einem wohlwollenden Lächeln — erster Buchhalter bei Birnbaum und Comp. zu sein, ist sehr vertrauenerweckend, und das Mädchen sah ihn mit einem Blick an, der zu sagen schien: Du, dich kenn' ich ja.

Und nun war er da, der heißersehnte Augen-

blick . . . Strecker konnte ihr tief ins Auge sehen und mit ihr sprechen. Aber was sollte er sprechen? Das junge Fräulein hatte ein so süßes, heiteres Gesichtchen, der ganze Zauber einer unberührten Seele umfloß sie, ein so gesundes, volles Empfinden leuchtete aus ihren blauen, treuherzigen Augen, um ihre Lippen spielte ein unbewußtes, schalkhaftes Lächeln, das ganze Persönchen machte mit ihrem jugendlich muntern Wesen einen so rührenden Eindruck, daß Strecker am liebsten ihren Kopf zwischen seine Hände genommen und seine Lippen auf die ihren gepreßt hätte! Ach, du mein Kind, wie hab ich mich nach dir gesehnt, ich war dem Verschmachten nahe, aber nun bist du bei mir, nun halte ich dich und lasse dich nicht von mir, mein ganzes Leben lang! so schrie es in ihm auf, jauchzend und seufzend, und in diesem Augenblick fing die Musik an — und die Paare ordneten sich zur Polonaise. Das Fräulein hatte ihre Tanzkarte noch ganz unbesetzt, und so konnte Lorenz Strecker, seine heimliche Liebe am Arme, sich dem Zuge anschließen. Daß er der erste von sämtlichen anwesenden Herren war, der sie zum Tanze führte, betrachtete er als ein gutes Omen. Seine Pulse hämmerten, zugleich aber sagte er sich klar und nüchtern, daß er die Zeit wohl ausnützen und sich dem Fräulein schon jetzt gleich in dem Glanz seines Geistes und seines Witzes zeigen müßte.

Er begann mit einer etwas forcierten, überlegen sein sollenden Ruhe: Mein gnädiges Fräulein, es wäre allerdings jetzt üblich, Sie auf die Hitze im Saale aufmerksam zu machen; ich will das aber nicht thun, da Sie sie wahrscheinlich schon selber wahrgenommen haben; auch die Frage, ob Sie gern tanzen, sollen Sie aus meinem Munde nicht hören, denn Sie können doch unstreitig nichts anderes als gut tanzen. Ob Sie Schlittschuh laufen? Darüber mußten Sie jedenfalls schon unzähligen Herren Rede und Antwort stehen, daß ich Sie deshalb nicht weiter quälen will. Ich brauche ferner durchaus nicht zu wissen, ob Sie die neuesten Romane von Georg Ebers und Felix Dahn gelesen haben. Sie sehen, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich leichtsinnig aller Themen beraube, die sonst ein Herr anschlägt, wenn er auf einem Balle mit einer Dame zum ersten Mal spricht. Aber, fuhr er mit leidenschaftlicher Wärme fort, bedarf es zwischen uns jener abgebrauchten Scheidemünzen eines Ballgespräches, da wir doch einen Berührungspunkt haben, wie er schöner, heiliger und beglückender nicht gedacht werden kann? Sie sehen mich erstaunt an? O mein gnädiges Fräulein, Sie sind mir längst keine Unbekannte mehr, ist doch die Musik das herrliche Band, das uns schon seit Monaten miteinander verknüpft . . .

In diesem Moment spürte er, wie der Arm der

Dame, der in dem seinigen ruhte, heftig zu zittern anfing.

Ja, mein Fräulein, ich liebe die Musik so heiß und innig wie Sie. Die Musik ist meine Hoffnung, mein Trost, mein Halt, meine Stütze in schweren Stunden!

Sie sind wohl Musiker? fragte sie naiv.

Nein, ich bin Buchhalter, antwortete er mit Würde; aber kein Priester dieser Kunst kann ihr so ergeben sein wie ich. Auch Sie lieben und pflegen sie, ich weiß es, und darum preise ich es als eine besondere Gunst des Geschickes, Ihnen vorgestellt worden zu sein. Und in immer feurigerer Sprache schilderte er ihr seine Liebhaberei für Musik; er bemerkte nicht, daß ihn das Mädchen nie unterbrach, auf seine Fragen nicht antwortete und sich ihr schelmisches Gesichtchen immer mehr verdüsterte. Als die Polonaise in einen Rundtanz überging, genoß Strecker das selige Glück ihrer Nähe nur kurze Zeit. Sie bat ihn, er möge sie zur Mama führen, sie wolle nicht weiter tanzen. Bestürzt geleitete er die Dame an ihren Platz und entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung. Mein Gott, was hatte er ihr gethan? Enthielten seine Worte etwas Verletzendes? Das war ja offenbare Ungnade, ehe er sich noch der leisesten Gunstbezeugung ihrerseits erfreuen durfte. Ein Nebel legte sich um seine Augen und umflorte

ihm den Glanz der Flammen, die Pracht der Toiletten und das farbenreiche Schauspiel, das mitten um ihn auf und abwogte. Nach einer Weile nahte er sich ihr wieder und bat um einen Tanz. Ach, bitte, ich bin augenblicklich so müde — ich kann wirklich nicht, sagte sie ... War sie in der That müde oder hatte sie ihm ein für alle Mal einen Korb gegeben? Er spürte, wie ein dumpfer Schmerz ihm die Kehle zusammenschnürte — so hatte er sich die Erfüllung seiner Träume nicht vorgestellt.

Da fühlte er einen leichten Schlag auf seiner Achsel. Er wandte sich um und das joviale Gesicht des Comitémitgliedes lachte ihn gutmütig an. Na, wie gefallen Ihnen die Damen?

Ganz gut! Aber sagen Sie mir, wie heißen die Damen eigentlich? Ich habe Sie vorhin nicht recht verstanden.

Die Mama heißt Marie Bergmann und die Tochter ganz genau so. Wollen Sie noch mehr wissen?

Wenn Sie so — gut sein wollen, antwortete sehr kleinlaut Strecker.

Der andere lachte. Wenn ich so gut sein will? Sie bitten ja wie ein Kind, gestrenger Herr. Aber ich will Ihnen sagen, was ich eben weiß. Die Frau ist die Witwe eines höhern Beamten. Nach dem Tode ihres Gemahls — sie verlor ihn vor etwa

zwei Jahren — ist sie hierher übergesiedelt und lebt ganz zurückgezogen. Heute führt sie zum ersten Mal ihr Töchterlein auf einen Ball.

Das ist ja sehr interessant, sagte melancholisch Strecker. In seinem Ohr erklang jetzt ihre Stimme: Ach, ich bin so müde — ich kann wirklich nicht mehr . . . Und mit traurigem Blick sah er das Comitémitglied an.

Na, das freut mich, Herr Strecker, daß Sie meine Mitteilungen so interessant finden, aber entschuldigen Sie mich gütigst — Berufspflichten, — sprachs, eilte fort und ließ ihn mit seiner Qual allein.

Die Mitternachtspause war da. Alles strömte in die Nebenlokale, um einen Tisch zu erobern. Strecker hatte sich stets in der Nähe der beiden Damen aufgehalten, und mit zuckendem Herzen mußte er zusehen, wie das Comitémitglied, unter dessen besonderm Schutze sie zu stehen schienen, der Frau Mama galant den Arm bot und sie samt der Tochter aus dem Ballsaal führte. Heda, Herr Strecker, rief er ihn an, seien Sie so freundlich und eilen Sie rasch voraus und besetzen Sie einen Tisch, daß ich mit den Damen nicht so lang zu suchen brauche! Wie aus dem Rohr einer Kanone geschossen, stürzte der Angerufene davon — da erschloß sich für ihn ja die Möglichkeit, in ihrer Gesellschaft die Pause zu verbringen. Und diese Möglichkeit erfüllte sich. Es

ergab sich wie von selbst, daß er an dem Tische Platz nahm, den er mit dem ganzen Aufgebote seiner liebebrennenden Energie in dem allgemeinen Ansturm nach Plätzen eroberte. Nun saß er da, an seiner Seite Fräulein Marie, und in dem tausendstimmigen Lärm, der die Räume erfüllte, war es für ihn leicht, mit der jungen Dame ein Zwiegespräch gewissermaßen unter vier Augen zu führen, um so eher, da das Comitémitglied sich angelegentlichst mit der Frau Mama unterhielt.

Gnädiges Fräulein, ich wagte es nicht mehr, Sie um einen Tanz zu bitten, weil ich annehmen mußte, daß Sie mir zürnen?

Ich Ihnen zürnen? — Nein — aber . . .

Aber? fragte er angstvoll.

Sie haben mich sehr geärgert und geängstigt, bekannte sie freimütig.

Aber um Gottes willen, womit denn?

Ich habe mich so sehr gefürchtet, daß Sie das, was Sie mir bei der Polonaise sagten, auch meiner Mama sagen werden, und dann bekomme ich harte Schelte.

Strecker starrte sie mit offenen Augen an. Schelte, Sie — Schelte? stammelte er.

Ja, sagte sie ärgerlich und ihr Mündchen spitzte sich zu einem allerliebsten Schmollen zu, ich weiß nicht, was Ihnen eigentlich einfällt, mich zu einer so

großen Musikfreundin zu machen. Wer Ihnen das gesagt hat, der hat Sie belogen!

Ja, lieben Sie denn nicht die Musik?

O gewiß! Aber sie hat mir schon sehr viel Verdruß bereitet, denn ich habe gar kein Talent dazu, und das will Mama nicht glauben.

Sie kein Talent? Ach, mein Fräulein, wie oft habe ich in namenlosem Entzücken geschwelgt, wenn ich aus Ihren Fenstern jenes herrliche Spiel hörte!

Ich habe Sie manchmal vorübergehen sehen, sagte sie errötend und verwirrt, — und dann überflog ein schelmisches Lächeln ihr Gesicht, — Sie nennen das ein herrliches Spiel? So viel verstehe ich doch von Musik, um Ihnen sehr widersprechen zu müssen. Das war jammervoll, dilettantisch über alle Maßen gespielt.

Mein gnädiges Fräulein, Sie sind zu bescheiden. Ein Fremder kann unbefangener Ihre Leistungen beurteilen.

Meine Leistungen? Sie haben doch mich nicht spielen gehört? Ich habe seit dem Tode meines Vaters kein Klavier angerührt.

Sie haben nicht gespielt? fragte er tief erschrocken.

Nein, lachte sie hellauf, der Ferdi, mein kleiner Bruder, wars. Ach Gott, was hat der Junge mich schon mit seinem Klimpern gequält!

Eine schreckliche Veränderung ging mit Strecker vor. Und warum habe ich dann Violoncello spielen gelernt? stöhnte er verzweifelt, daß die Frau Mama aufmerksam wurde und mit halbem Ohr der seltsamen Unterhaltung des jungen Paares zu lauschen begann.

Das weiß doch ich nicht, warum Sie Violoncello spielen gelernt haben? Ist denn das so fürchterlich? fragte Fräulein Marie teilnahmvoll.

Strecker fühlte sich wie zerschmettert unter der Wucht dieser Enttäuschung. Alles zu Ende, seufzte er leise.

Tausend Stimmen durchschwirrten die Luft; fröhliches Lachen verklang in das Geklirre der Gläser, in das Rauschen der Toiletten, und in dieser betäubenden Atmosphäre von Glanz, Glück und Sorglosigkeit kam er sich so verlassen, einsam und elend vor. Sie müssen es mir glauben, was ich Ihnen sage, begann er mit stockender Stimme, ich habe bisher in frevelhaftem Hochmut meine Tage verbracht. Da hörte ich aus Ihrem Fenster jenes Tonstück, das mich vollends verwandelte. Ich begann für die Freuden dieser Welt empfänglich zu werden und lernte einsehen, daß es auf Erden was Höheres giebt, als trockene Zahlen . . . Ich glaubte, Sie hätten gespielt — und ich wollte Ihrer würdig werden, die Musik sollte eine Brücke sein, auf der ich hinüber

schreiten könnte zu — zum Glücke ... und nun muß ich aus Ihrem eigenen Munde hören, daß das gar keine Brücke sein kann, daß mein Thun ein vergebliches gewesen ...

So dunkel der Sinn dieser Worte Fräulein Marie blieb — ihre Mutter war eine bessere Menschenkennerin. Ein leises Lächeln verschönte ihre feinen Züge, sie spürte, daß jetzt ihre mütterliche Autorität den Dialog des Pärchens in unverfängliche Bahnen leiten müßte.

Seien Sie nicht allzubetrübt, Herr Strecker, Sie haben sich doch wenigstens Mühe mit der Musik gegeben, was ich von meiner Tochter nicht behaupten kann.

Aber ich bitte Dich, Mama, du thust mir sehr unrecht! Aber wenn du glaubst, daß ich bei meinem Alter noch Fortschritte machen werde, dann will ich gern ...

Bei Ihrem Alter? spottete das Comitémitglied.

Nun ja, glauben Sie, daß man mit achtzehn Jahren noch jung ist? fragte sie ernsthaft.

Man sollte es meinen, antwortete er trocken.

* *
*

Meine Geschichte ist hier zu Ende. Ob Fräulein Marie mit Eifer ihre Klavierübungen erneuerte und ob Herr Strecker sein Violoncello noch immer zum Dolmetsch seiner Gefühle machte, läßt sich nicht

genau bestimmen. Fräulein Marie hat übrigens einige kleine Änderungen mit sich vorgenommen. Sie ist bereits seit einem Jahre ein junges Frauchen und heißt Strecker. Herr Lorenz hat ihr seinen Namen und sie ihm ihr Herz geschenkt. In ihrer Wohnung fehlt weder Klavier noch Violoncello. Vielleicht bringen sie es im Laufe der Zeit dahin, daß die beiden Instrumente unter ihren Händen nach allen Regeln der Kunst zusammenklingen. Ihre Herzen aber sind wundersam harmonisch füreinander gestimmt, und eine solche Harmonie der Ehe gehört entschieden zu den gelungensten Leistungen jenes gewaltigen, auf der ganzen Welt bekannten Komponisten, der unter dem Namen „Schicksal“ schon seit vielen tausend Jahren geheimnisvoll, unerbittlich und doch oft so gütig wirkt und waltet.

Das lachende Glück.

Er war ein Hüne von Gestalt; bei seinem Anblick konnte man sich eines unheimlichen Gefühls kaum erwehren: die mächtigen Glieder waren wie aus Erz gegossen und aus seinen Augen glühte ein finsterer, bitterer Trotz. Es schien, als ob die gütige Natur ihn mit besonderen Mitteln ausgestattet hätte, daß er im Kampfe mit dem Schicksale nicht unterliege, welches sich ihm von seiner frühesten Jugend an feindlich erwiesen. Im zarten Knabenalter stehend, verlor er seine beiden Eltern; er durchlebte eine harte, licht- und freudelose Jugend, kein heiliger Bann eines Familienglückes bewahrte ihn vor den Fährnissen der kalten, rauhen Welt; kaum den Kinderschuhen entwachsen, wußte er bereits, was es heißt, sein Brod sich selbst verdienen müssen. Vom Schicksal geschlagen, gestoßen, zurückgedrängt, gedemütigt, wuchs

er zum Jüngling, reifte er zum Manne heran. Andere wären in dieser grausamen Schule des Lebens auf die abschüssige Bahn des Leichtsinns und Lasters gelangt, er bestand sie mit rühmlichem Erfolge. Es gelang ihm festen Fuß zu fassen und auf immer die schwarze Sorge, die Sorge um das tägliche Brot, von seiner Thüre zu scheuchen. Andere wären vielleicht mit dem Lose, das er sich nach jahrelangen Kämpfen errungen, nicht zufrieden gewesen, er war es, denn er brauchte nicht mehr zu darben.

Anton Rotter lebte einsam und ruhig für sich hin; er war kein mürrischer, aber ein einsilbiger Mann, er besaß kein hartes, aber ein verschüchtertes, von verhaltener Empfindnng übervolles Herz. Die Grazie der Lebenslust, des Daseinsgenusses verklärte nicht seine Züge, aus seinem eckigen Wesen sprach nichts anderes als schroffe, strenge Pflichterfüllung. Da lernte er ein Mädchen kennen, dem er sich um so eher nähern durfte, da sie armer Leute Kind war. Er näherte sich ihr, ohne aus seiner finsteren, bitteren Reserve treten zu können. Und doch wurde ihm das Mädchen binnen kurzer Zeit zum Mittelpunkt einer Leidenschaft von so furchtbarer Gewalt, deren nur eisenfeste Herzen fähig sind, wenn sie plötzlich ins Glühen kommen. Die meisten Männer verzetteln in ihren Jünglingsjahren den Schatz von Empfindungen und Gefühlen, den ihnen die Natur verlieh,

in vielen kleinen nnd flüchtigen Liebeleien, und sind dann, wenn der Moment der echten Liebe kommt, nur ein eitles, kleines und flüchtiges Geschlecht. Bei Anton Rotter geriet der ganze Mann in Aufruhr, mit lauten Schlägen verkündete sein Herz sein Recht auf Liebe und Glück, sein Recht auf Liebe, welche stärker ist als der Tod.

Und welche Reize besaß das Mädchen, das diesen Riesen in taumelndes Entzücken versetzte? Sie hatte eine kleine, unansehnliche, an den Schultern etwas verwachsene Gestalt. Ihr bleiches Gesicht trug jene Züge der Vergrämtheit und Verkümmerung, wie sie die Armut gewöhnlich hervorbringt, um den Mund zog sich eine Falte, die Kunde von körperlichen Leiden gab; aber sie besaß schimmernde Zähne, liebe, zärtliche Augen, mattglänzendes, aschblondes, seidenweiches Haar und eine Stimme, deren Klang etwas so Jauchzend-Süßes, so Lebensseliges hatte, als ob ein blinder Vogel zu singen anhebt, wenn er spürt, der Frühling ist gekommen. Für Anton Rotter war diese Stimme die Engelsbotschaft einer höheren, besseren Welt, einer Welt des Glückes und Sonnenscheines, die sich endlich ihm aufgethan hat und die nur für ihn allein aufgeblüht war. Er fühlte beim Klange dieser Stimme, wie er allgemach ein anderer Mensch wurde, wie sein hartes Wesen in zitternde, wonnige Sehnsucht hinschmolz. Dem Mädchen dies

einzugestehen und um ihre Hand zu werben, dazu fehlte ihm allerdings nicht der Mut, aber der unerfahrene Mann wußte nicht, in welche Form er sein Geständnis bringen sollte, um Erhörung zu finden. Vielleicht war ihm der Gedanke zu kühn, sie zu seinem Weibe zu begehren. Und so blieb sein Mund stumm, aber Herz und Ohr schwelgten, wenn er sie reden und lachen hörte. Ihr Lachen! Der starke Mann, der mit einer Hand das Mädchen emporheben konnte, ward gefügig wie ein Kind, wenn ihre Lippen zu einem Lachen sich rundeten.

Es war an einem Abend, als er sie vom Geschäfte, in dem sie als geschickte Stickerin thätig war, abholte, um sie heimzugeleiten. Der Weg führte durch eine finstere Allee, die sich längs des Flußufers hinzog. Für ihn war ihre Erlaubnis, sie abzuholen, eine stete Quelle innerer Glückseligkeit geworden, wie er sie nie gekannt. Wortlos schritten sie neben einander durch die hochwipfeligen Baumreihen.

„Hat Ihnen schon der Vater erzählt, welches Glück ich gemacht habe, Herr Rotter?“

„Nein, Fräulein Else.“

„Denken Sie nur — mein Chef ist mit mir so zufrieden gewesen, daß er mir den Vorschlag gemacht hat, nach C. zu gehen. Sein Sohn etabliert

sich dort nach seiner Verheiratung und ich soll in das neue Geschäft eintreten."

„Also Sie wollen von hier fort?" fragte er mit stockender Stimme.

„Ja, warum denn nicht? Ich bekomme in C. das Doppelte meines bisherigen Gehalts — und das ist für ein armes Mädchen wie ich bin keine Kleinigkeit. Hab' ich nicht Recht?" Und dabei lachte sie fröhlich auf.

Aber dieses Lachen glitt ihm wie ein zweischneidiges Messer ins Herz. Sie wollte fort und er bleibt allein . . . allein, ohne sie . . . Wie ein Ertrinkender, der mit verzweifelter Kraftanstrengung nach dem rettenden Kahn greift, umfaßte er das Mädchen, hob sie empor und preßte sie an seine Brust.

„Fräulein Else, ich lasse Sie nicht weg — wenn ich Sie nicht mehr sprechen höre, kann ich nicht weiterleben mir hat kein Mensch noch etwas Gutes erwiesen, aber Sie sind mein Glück — ich habe auf der Welt nichts anderes als Sie — hören Sie, Fräulein Else, Sie dürfen nicht fort — Sie dürfen mich nicht verlassen — bleiben Sie bei mir, werden Sie mein Weib — Sie sollen keine Not leiden — alles, alles will ich thun, um Sie glücklich zu machen — wenn Sie nicht wollen — dort ist das Wasser — wir beide hinein! Darf ich Sie

nicht mehr hören — dann soll's niemand mehr — Else, Else bleib' mir, ich hab' Dich so lieb!"

Betäubt von seiner Kraft, erschreckt von seiner Wildheit, gerührt, beseligt von seinen Worten, lag sie in seinen Armen und duldete den heißen Kuß, den er auf ihre Lippen preßte.

* *
*

So hatte er sein Glück erobert, sein „lachendes Glück". Das Nest, das die beiden sich einrichteten, war sehr klein, jeglicher Luxus fehlte, und doch würde mancher Millionär seinen Palast dafür eingetauscht haben, denn in Else's Lachen wohnte ein Zauber, der mit rosigem Glanz die schlichten Möbel verklärte, die einfachen Speisen versüßte und einen beruhigenden Seelenfrieden aushauchte. Anton Rotter ließ diesen Zauber auf sich wirken wie ein Gnadengeschenk des Himmels; er behandelte seine Frau mit einer solchen Zärtlichkeit, daß sie oft an ehrfürchtige Scheu grenzte. Das unhübsche Bürgerkind erfüllte den Riesen mit einem solchen Respekt vor dem weiblichen Geschlecht, daß er, ohne es allerdings auch nur zu ahnen, in der Art und Weise, wie er sein Weib behandelte, an die Zeiten des Minnegesangs, an den überschwänglichen mittelalterlichen Frauen-Cult gemahnte. Er mußte sich des Tags über genug schinden und placken, kam er Abends nach Hause und konnte er

seine üble Laune nicht ablegen, dann ergriff er sanft die Hand seiner Frau, zog sie an sich heran, fuhr ihr durch's weiche Haar und sagte: „Geh', Else, lach' ein bischen, nur ein klein bischen!“ Und Else schmiegte sich an ihn und lachte, lachte ihm alles weg, was ihn bedrückte, er schloß die Augen vor Glück und dachte sich: „Kann man glücklicher sein als ich?“

Und er sollte noch glücklicher werden! Schrankenlos ist die Liebe eines Weibes und unerschöpflich der Born des Glückes, das sie spendet. Else beschenkte ihren Gatten mit einem Knaben. Stundenlang saß der Mann vor der Wiege seines Kindes und starrte das kleine Wesen an, er konnte es nicht fassen, dies unermeßliche Glück, er kam sich selbst fremd vor, er glaubte sich verwandelt in ein begnadetes Wesen, in einen Liebling Gottes, und dachte, daß er doch einmal in seinen früheren trüben und harten Lebenszustand zurückkehren müßte. Aber war es nicht sein Weib, das er jubelnd umschlungen hielt, war es nicht sein Kind, das ihm lallend die Händchen entgegenstreckte? Konnte er nicht sein köstliches Besitztum mit seinen Riesenfäusten verteidigen gegen jeden, der es ihm rauben wollte? Und der überglückliche Mann sah noch grimmiger und drohender aus als je, er wußte jetzt, was Glück, was Seligkeit heißt, und niemand auf der Welt, die sich ihm bisher feindlich

erwiesen, sollte es wagen, an seine Thür zu klopfen und zu sagen: „Mann — nun ist's genug, gieb heraus Deines Glückes, was Du hast, wie alles Leid auf der Erde, muß auch Dein Glück ein Ende nehmen."

Aber niemand lebte, der solchermaßen an seine Thüre klopfte, und drei Jahre lang ertönte in ungetrübter Süße und Heiterkeit Elses Lachen, das Kind gedieh und blühte heran, und Anton Rotter glaubte an das vorsorgliche Walten himmlischer Segensmächte. Da trat ein Feind in seine Stube, unsichtbar klein, aber die ganze Welt umspannend, ohne Waffen, aber mächtiger als alle irdische Heerscharen; kein Herrscher konnte ihn verbannen, kein Priester beschwören, kein Weiser enträtseln; ein Feind, der mehr Opfer forderte, als je alle Kriege der Weltgeschichte, als je alle Krankheiten zusammen verschlangen; ein Feind, der die Menschheit ewig bekriegt, ohne Waffenstillstand mit ihr zu schließen, der blind und grausam das Weib aus den Armen des Mannes, Kinder von den Eltern, Bräute von ihren Verlobten reißt, um sie in schleichender Heimtücke ihrer Kräfte zu berauben und langsam zu Tode zu martern.

Dieser Feind trat in Rotters Stube, um sich ein Opfer zu küren. Rotter sah ihn nicht, er hörte ihn nicht, arglos saß er bei Weib und Kind. Einer von den Dreien war dem Tode geweiht — der

starke Mann oder das schwache Weib oder das zarte Kind?

Da verstummte Elses Lachen, und das Glück Rotters war zu Ende. Ihre Kräfte schwanden hin, ein krampfhaftes Stöhnen aus ihrer Brust verriet, daß unablässig jener Feind an seinem unseligen Zerstörungswerk weiterarbeitete. Elses Lachen verstummte, wie ein Quell versiegt, der mit seinem frischen Trunk in heißer Mittagsglut den müden Wanderer gelabt. Mit todestraurigem Blicke sah er sein leidendes Weib an, und sie lächelte ihm zu, aber ach! es war ein stummes Lachen, ein Geistergruß aus einer andern Welt. . . . Dieses Lächeln war so süß! Etwas Ueberirdisches, Zartes lag auf ihrem Gesicht. Seitdem ihr Lachen verstummte, erhielt ihr Antlitz einen rührend schönen Ausdruck, es war, als ob der entschwundene Goldglanz ihres Lachens sich in die seraphische Schönheit umgewandelt hätte, die ihre Wangen, ihren Mund, ihre Stirn umhauchte. Rotter wußte, daß sein Weib verloren sei, daß sie vielleicht schon nach wenigen Monaten von ihm gehen werde. Wie aber nach ihrem Tode das Leben weitertragen? Konnte er ihr Scheiden auch nur eine Stunde überleben? Da sah er auf sein Kind, dem so bald die Mutter geraubt werden sollte, und in unermeßlichem Weh vergrub er stöhnend das Antlitz in seine Hände. Er verfluchte

sich und die Welt, nannte sich den unglücklichsten aller Menschen, er bedachte nicht, daß Millionen unter der Wucht desselben Schicksals zusammenbrachen.

* * *

Siehst du dort das Licht in der stillen Gelehrtenstube? Die Weltstadt schläft, ihr Brausen und Toben ist verhallt. Kein Mensch ahnt, welch' großartiger Kampf dort oben gekämpft wird. Den keiner gesehen, den gewaltigsten Feind der Menschheit, er, der ernste Gelehrte, hat ihn gesehen, und den Dämon, der durch die Reihen der Menschheit verwüstend dahinfuhr, er will ihn besiegen und unterjochen. Acht Jahre lang rang der Gelehrte mit dem furchtbarsten aller Gegner, der tausendmal kleiner als eine Fliege ist und doch Millionen Menschen getödtet hat, acht Jahre lang schmiedete der Gelehrte an einer Waffe, um seinen Gegner dahinzustrecken. Kein vergifteter Pfeil, kein Dolch, keine Kugel, kein Sprenggeschoß kann ihm Schaden zufügen, aber jenes winzige Fläschchen mit einer gelben Flüssigkeit — das bringt dem Menschentödter Tod und Verderben. Jenes Fläschchen ist eine Zaubergabe, wie sie wundersamer kein Märchen ersinnen konnte. Und dieses Elixier des Himmels ist kein holder Trug, kein sinnberückender Traum, nein, es ist Wahrheit, ernste, göttliche Wahrheit — die Kunde eilt blitzschnell in alle Länder

und ein Freudenschrei dröhnt durch die Welt von Aufgang bis zum Niedergang! Es ist eine jauchzende Siegesbotschaft, die die Herzen aller Völker durchbebt, und tausend und abertausend bleiche Lippen stammeln: „Er ist besiegt, wir werden leben!“

In langen, unübersehbaren Zügen wallten Menschenmassen nach der Stadt des großen Gelehrten, um der köstlichen Wohlthat teilhaftig zu werden. Auch Anton Rotter mit seiner Frau ist darunter. Mit fieberhafter Hast hatte er alle seine Mittel zusammengerafft, alles, alles will er hingeben, selbst sein Leben, daß seine Frau gesund werde, und daß er nur noch einmal wieder ihr Lachen höre. Nach verzweifelten Anstrengungen gelang es ihm, für sein Weib dort Aufnahme zu finden, wo unzählige Kranke nach der Wundermedizin schmachteten. Und nun hieß es Abschied nehmen, den Schatz seines Herzens fremder Obhut zu überlassen und wieder heimwandern zu seinem Kinde und zu seinem Berufe.

Wochen vergingen, nur eine Postkarte erhielt er von fremder Hand über seines Weibes Befinden. Er verzehrte sich in Sehnsucht nach ihr und unfaßbar erschien ihm die Möglichkeit, daß er sein süßes, trautes Glück wieder erlangen werde, bittere Zweifel befielen ihn, dem das Leben schon so viele harte Enttäuschungen bereitet hatte. Er wollte ja gerne

auf ihre Stimme, ihr Lachen verzichten, nur bei ihm sollte sie sein, und wär's auch nur noch für wenige Jahre, und wenn jener große Gelehrte die Lebenszeit seines Weibes nur etwas verlängerte, wie wollte er sein Geschick segnen! Und wieder erhielt er Nachricht, kurz und trocken wie früher, aber eine Zeile befand sich darunter, von seiner Frau geschrieben: „Hoffe wie ich und behalte mich lieb!" Zwei schwere Thränen fielen auf das Blatt ...

Bitter spürte er jetzt die beklemmende Enge des Alltagslebens, die Mühen und Sorgen um das tägliche Brot. Er kam sich so einsam und verlassen vor wie in seinen Jugendzeiten. Oder war es nur ein Traum, daß er glücklich gewesen und ein Weib sein eigen nannte? Ach, wäre der Knabe nicht an seiner Seite, sein Kind, mit dem sie ihn beschenkte, er wäre vergangen vor Zweifel, Qual und Sehnsucht. Und so kamen die Weihnachten heran, auf die er sich sonst unbändig freute. In dem ungeschlachten Manne wohnte ein zarter Sinn für das Familienleben, eine heiße Empfindung für die Weihe religiöser Feste. Es schien, als ob er nun in seiner eigenen Familie jene wundersamen, erhebenden Jugendeindrücke nachholen wollte, die ihm das Schicksal durch den Tod seiner Eltern früh zu genießen verwehrte. Ach, wie festlich-traut war der heilige Abend, den er im vorigen Jahre verlebte. Wie zierlich schmückte sie das Bäumchen,

wie nett und sinnig waren die Geschenke, die sie ihm mit geschickter Hand bereitete! Und das alles ist jetzt vorüber. . . .

Der heilige Abend! Die Dämmerung schwoll herein ins Zimmer, Anton Rotter saß am Tische, sein Kind spielte mit den Kleinigkeiten, die er ihm heimgebracht hatte. Nur eine Kerze brannte und machte das graue Zwielicht der Stube noch grauer und öder. Kein Christbäumchen harrte seines Glanzes, kein köstlicher Obst- und Kuchenduft durchzog sein Heim, alles still, verlassen und einsam. „Du, Vater," fragte der Kleine, „da darüben ist schon heiliger Abend, da drüben ists schon hell im Zimmer. Wann ist denn bei uns der heilige Abend?"

„Bald, mein Junge," sagte Rotter und sah mit schmerzverzerrtem Antlitz zum Nachbarhaus hinüber, wo soeben die heilige Lohe des Baumes aufflammte. Der kleine Bursche ward bald seiner Spielereien und Näschereien überdrüssig, der Vater war auch so still und ernst, und so that das Kind das Klügste, was es an diesem traurigen Abend anfangen konnte, es schlief ein. „Armer Junge," sagte der Vater, als er die regelmäßigen Atemzüge des Kleinen vernahm, „das ist also das Fest, das ich Dir bereiten konnte! Deinem Vater ist es in seiner Jugend nicht besser ergangen und ach! ich kanns nicht ändern, daß Du eine so traurige Erinnerung hinüber

nimmst in Dein Leben! O Else, Else, mein gutes Weib!"

Anton Rotter erhob sich und schritt sachte auf und nieder, er wollte den Knaben nicht wecken. Sein Herz war übervoll von Sehnsucht nach seiner Frau. Nur einmal noch, auch nur eine Sekunde lang ihr Lachen zu hören, wie ehedem, was würde er darum geben! Nur einmal noch zu sehen, wie sie ihm mit Mund und Auge glücklich, zärtlich zulächelt! „Mein Gott," stöhnte er, „ich hab' ja nichts weiter auf der Welt als sie, und warum soll mir mein einziges Gut zerstört, vernichtet werden!" Seit vierzehn Tagen hatte Rotter keine Nachricht mehr bekommen und er hatte den festen Entschluß gefaßt, sein Weib zu holen; wenn sie auch sterben mußte, so sollte sie in seinen Armen vom Leben scheiden. Er gab alle Hoffnung auf die Genesung seines Weibes auf — das lange Schweigen sagte ihm genug, daß Else zu den Verlorenen zählte.

Noch immer schritt er auf und ab und dachte an die seligen Stunden, die er mit ihr verlebte. Und merkwürdig, so deutlich er sich ihre Züge vorstellen konnte, ihr Lachen, das Labsal seiner Seele, er vermochte nicht, es in seiner Erinnerung erklingen zu lassen. „Also ganz soll ihre süße Stimme erlöschen, auch in meinem Herzen!" zuckte es in ihm bitter auf.

Da horch — was war das?

Rief es nicht draußen leise: „Anton", mit ihrer Stimme? Am ganzen Körper zitternd, blieb der Mann stehen. Nein, nicht draußen rief es, in ihm ertönte die Stimme . . .

Und wieder: „Anton, Anton", und da that sich die Thür auf und Else stürzte herein, und mit einem Jubelruf flog sie ihrem Mann an den Hals, umschlang ihn mit beiden Händen, herzte und küßte sein Gesicht und lachte und schluchzte: „Gesund, gesund!"

Mit Anton Rotter ging eine furchtbare Veränderung vor. Eine Riesenkraft schien seinen Leib zu durchströmen und zerreißen zu wollen. Wie ein Trunkener wankte er und wäre beinahe zu Boden gesunken. Er tastete nach dem Sessel und ließ sich auf ihn stöhnend nieder. Und er nahm sein Weib auf seinen Schoß, drückte sein Haupt an ihre Brust, — und fing laut zu schluchzen an. Wie ein Regen in der Frühlingsnacht, der die Erde vom Bann des Winters befreit und stürmend die Ankunft der hellen, befruchtenden Sonne verkündigt, entstürzten die Thränen seinen Augen. Es waren die ersten, die er weinte. Als er seine Eltern begrub, blieben die Augen des Knaben in starrem Trotz trocken. Keine Enttäuschung, kein Schmerz in seinem Leben konnte sein Auge befeuchten. Und da er sein Weib vom Tode gezeichnet sah, glaubte er vor Weh sterben zu müssen, aber er konnte nicht weinen. Jetzt aber, wo

er sein gesundes Weib umschlungen hielt, und wo auch sein Leben wieder begann, jetzt weinte er wie ein Kind. „Mein lachendes Glück,“ schluchzte er, „hab' ich Dich wieder, mein lachendes Glück!“

Der Frieden des heiligen Abends war bei der Familie Rotter eingezogen. Kein Christbaum ward entzündet, aber die hellen Freudenthränen, die dort vergossen worden, überstrahlten an Glanz alle irdischen Lichter, und die Liebe waltete ihres Amtes als gottentstammte Gnadenspenderin.

Meine Wirtin.

Die Humanität, welche unsre Zeit durch und durch erfüllt, nimmt manchmal einen ritterlichen, minne-höfisch-galanten Charakter an. Unglückliche, gefallene Mädchen, raffinirte Koketten umgibt man mit dem goldnen Heiligenschein des Märtyrertums oder stellt sie in den Mittelpunkt eines rührenden Dramas. Vor Kurzem erhob ein bekannter deutscher Dichter einen flammenden Protest gegen die Verspottungen und Verlästerungen, denen allenthalben die Schwiegermütter ausgesetzt sind; dieser Protest hat einen lauten Widerhall gefunden und ich kann mich den Erörterungen des verehrten Dichters mit um so leichterem Herzen anschließen, da ich nicht verheiratet bin. Auch gegen die Grimm'schen Märchen wetterte man kürzlich, weil in manchen die Stiefmutter eine böse Rolle spielt. Ich kann gegen diese Ehrenrettung ebenfalls nichts

einwenden, da ich auch hierin ein „durch keinerlei Sachkenntnis“ getrübtes Urteil besitze. Das Dienstboten-Thema, das unsre geliebten Hausfrauen, wenn sie gemütlich beim Café sitzen, gar so gerne anschlagen, verfängt in letzterer Zeit nicht mehr; man will nicht nur die Klagen und Vorwürfe der Herrinnen, sondern auch die Rechtfertigungen der Dienerinnen anhören, und sehr oft ist man geneigt, Partei für jene Stiefkinder des Schicksals zu ergreifen, die verurteilt sind, statt Gesellschaften mitzumachen und sich mit Grazie unverstanden zu fühlen, Stiefel zu putzen und ihren Geliebten nur in der Küche zu empfangen.

Wenn man also Schwieger- und Stiefmütter, wie Dienstboten in den Kreis leidenschaftlicher, öffentlicher Debatten rückt, so wird es mir niemand verargen, daß ich mich für ein weiteres, in die Ecke gedrücktes und über die Achsel angesehenes Aschenbrödel unsrer Zeit warm einsetze. Ich meine die Wirtin, das ist jenes bemitleidenswerte Wesen, welches weniger aus angeborener Neigung, als aus bitterer Notwendigkeit einen Teil ihrer Wohnung vermietet. Wie sehr diese armen Frauen zu bedauern sind, kann man am besten sehen, wenn man ihre Behausungen aufsucht. Diese sind trostlos ungemütlich, nur das Notwendigste steht darinnen; von all jenen duftigen, schimmernden, anheimelnden, kapriziösen Kleinigkeiten, die Eleganz des Geschmacks und verfeinerte Lebens-

gewohnheiten verraten, keine Spur. Wohin man blickt, nichts als Kahlheit, Düsterkeit, Unfreundlichkeit. Wenn das Heimweh eine Blume wäre, hier würde sie am besten gedeihen, aber nur sie, denn für alle Pflanzen auf Gottes schöner Natur scheint hier kein Boden zu sein. Die Junggesellen, die diese Zeilen lesen, werden mich verstehen und mir traurig zunicken. Und doch werden sie wütend auf mich sein, wenn ich vor aller Welt ein Loblied auf die Wirtin anstimme. Ich glaube, es gibt keine größeren Feinde auf der ganzen Welt, als Zimmerherr und Wirtin. Diese kann es ihm nicht verzeihen, daß sie einen Eindringling in ihrer Wohnung dulden muß, Jener erblickt in ihr die personifizierte Begründung des Schopenhauer'schen Weiberhasses. Und doch geschieht es selten, daß die Mieter sich gegenseitig ihr Leid klagen, sie sagen sich ja nichts neues und finden sich stumm verzweifelnd in das unabwendbare Übel; einer Freundin aber sein Herz auszuschütten, das wagt kein kundiger Junggeselle mehr, denn ihm wird stets der Rat gegeben, sich des letzten Mittels einer verzweifelten Notwehr, der Kündigung, ein für alle mal zu entäußern: nämlich zu heiraten. Ein nicht unbekannt gebliebener Frankfurter Bürger, Namens Goethe, gebrauchte eine Radikalkur, er heiratete seine eigene Wirtschafterin. Wie manche Dichtung, so gelang auch dieses dem kühnen Manne. Die Metamorphose einer

resoluten Wirtin zum zärtlich liebenden Weibe soll indessen nicht jedermann gut bekommen.

Wirtin und Mieter trennen sich gewöhnlich in hellem Unfrieden. Der Mieter steht der neuen Wirtin von vornherein mißtrauisch gegenüber, weil er in ihr die Fehler und Nachlässigkeiten der früheren vermutet, und die Wirtin ist überzeugt, daß der neue Zimmerherr die Unarten und Laster seines Vorgängers besitzen müßte. Sind die „Flitterwochen", das ist die Zeit, wo man sich noch nicht so genau kennt und eine gewisse Höflichkeit und Zuvorkommenheit zwischen beiden herrscht, vorüber, dann tritt eine große Gereiztheit, die Schwüle vor dem Gewitter, in beiden Lagern zu Tage. Man sagt, die Ehe-, die sogenannten Kriegsjahre zählen doppelt; ist dieses wahr, dann zählen die Jahre des Mietens und Vermietens dreifach. Daher mag es wohl kommen, daß die meisten Wirtinnen so alt sind.

Ich für mein Teil bin mit meinen Wirtinnen im Großen und Ganzen gut ausgekommen. Ich will nicht sagen, daß ich sie gezähmt habe, sonst denkt ein Böswilliger an gezähmte Drachen, aber ich habe sie an der Hand weiser pädagogischer Grundsätze mir zu tüchtigen aufmerksamen und verträglichen Hausgenossinnen herangezogen. Wenn ich eine neue Wohnung bezog, war es mein erstes, die Wirtin zu überzeugen, daß ich ihre Möbel mindestens so schonte, wie meine

eigenen Sachen. Fügte sie beim Aufräumen dem Bette oder dem Tische auch nur die geringste Verletzung etwa durch Anstoßen mit dem Besenstiel zu, dann zeigte ich mich sehr bestürzt und klagte laut über das stiefmütterlich behandelte „kostbare" Möbelstück. Ich bewies ferner eine erstaunliche Teilnahme und Neugierde in Bezug auf die Lebensverhältnisse unserer Nachbarn, und so berührte ich im Herzen der Wirtin eine wahlverwandte Saite. All' die kleinen Aufschläge und Preiserhöhungen, mit denen Wirtinnen die Rechnung für den Mietsherrn so praktisch verbrämen, sah ich Kurzsichtiger nicht, ich bezahlte kaltlächend ein Stück Seife mit fünf und dreißig, eine Flasche Petroleum mit vierzig und eine Kerze mit dreißig Pfennigen. Aber nach einiger Zeit teilte ich glückstrahlend der Wirtin mit, daß ich ganz zufällig in nächster Nähe einen Laden gefunden hätte, wo man für ein Stück Seife nur fünfundzwanzig Pfennige forderte. Im Interesse ihres Geldbeutels betrachte ich es als meine Pflicht, sie schleunigst auf diese fabelhafte Billigkeit aufmerksam zu machen. Tiefgerührt mußte sie mir danken und von da ab berechnete sie mir für die Seife den Normalpreis. Ebenso machte ich es in human langsamer Reihenfolge mit Petroleum, Kerzen u. s. w. So hatte ich jedesmal meiner Wirtin die seltsame Eigenschaft abgewöhnt, ihre Rechnungen mit doppelter Kreide statt

mit Tinte zu schreiben, und zwar in aller Güte, sie glaubte sich im Besitz meines eisenfesten Vertrauens und pries umso beredter meine Findigkeit in Bezug auf billige Quellen. Ich behaupte, der Pessimismus hätte unter der modernen Jugend unmöglich eine solche Verbreitung erlangen können, wenn die Knöpfe nicht so leicht abrissen und wenn es namentlich nicht an willigen weiblichen Händen mangelte, sie rasch wieder anzunähen. Daß ich jederzeit trotz manch schwerer Bedrängnis einem sonnenhellen Optimismus huldigte, glaube ich dem Umstande zu verdanken, daß ich meinen Wirtinnen den Blick für fehlende Knöpfe zu schärfen verstand. Ob nun selbe alt oder jung, hübsch oder häßlich, mager oder fett, groß oder klein waren, keine entging einem Komplimente, das ich gewöhnlich schon am dritten Tage meines Aufenthaltes in der neuen Wohnung „dem Gehege der Zähne“ entgleiten ließ: ich sagte, ein Freund hätte sich gestern angelegentlichst nach ihr erkundigt. Er betrachtete mich mit offenbarem Neid vom Wirbel bis zur Zehe, da er an mir das Fehlen keines einzigen Knopfes bemerkt hätte. „Was für eine Wirtin muß der arme Teufel haben!“ so schloß im Tone des tiefsten Bedauerns meine Geschichte, in deren wohlnuancierter Wiedergabe ich im Laufe der Zeit eine geradezu verblüffende Virtuosität erreicht habe. So spornte ich den Ehrgeiz, den Eifer meiner Wir-

tinnen an und brachte es dahin, daß sie auch meiner Wäsche eine zärtliche Aufmerksamkeit schenkten und im Sommer die Winterkleider mit Lavendel oder mit Mottenkraut versahen. Ich darf es aber nicht verschweigen, daß ich, während ich glaubte, die Wirtinnen zu erziehen, eigentlich von ihnen erzogen wurde: Jeder Junggeselle besitzt für die Ordnung der Alltäglichkeit einen mehr oder weniger kümmerlich entwickelten Sinn, dieser wurde in mir unter dem Schutz so mancher — wie Homer sagen würde — schürzenumbundener Hausfee zu üppiger Blüte gebracht. Ich habe, mit einem Worte, meinen Wirtinnen gezeigt, daß ich nicht nur ein Mieter, sondern auch nebenbei ein Mensch bin, ein fühlendes Wesen, das für alles Gute, was man ihm erweist, ohne sich's extra bezahlen zu lassen, ungemein empfänglich und dankbar ist.

Mit meiner letzten Wirtin habe ich Pech gehabt, und das ist schade, denn sie war einfach ein Ideal. Sie sorgte und schaltete für mich, wie sie nur konnte; nicht eine einzige böse Eigenschaft war an ihr zu entdecken und ich verlebte einen herrlichen Sommer. Ohne Königsberg je gesehen zu haben, war ich dort wie zu Hause, ich kannte jede Straße und die Schicksale vieler Menschen. Meine Wirtin war eben aus Königsberg und sie war bestrebt, mir zur Entschädigung für die diesmal ausgefallene Sommerreise

wenigstens geistig eine Luftveränderung angedeihen zu lassen und mich zu meiner Zerstreuung in ganz neue Verhältnisse zu versetzen. Der Stoff war sehr groß, aber sie bewältigte ihn binnen wenigen Wochen. Ich bedauerte tief, daß sie keine hocharistokratische Dame war, sie hätte mir sonst die Geschichte ihrer vordersten Ahnen erzählt; so aber reichte ihr Gedächtnis nur bis zum Großvater, dafür verlor sie sich um so mehr in die Zukunft ihrer fünf kleinen Neffen und Nichten. Das halbe Dutzend wird übrigens demnächst voll werden. Hätte ich nur ein bischen Glück, so müßte meine Wirtin eine weltberühmte Frau sein, ich wäre dann in der Lage, ihre authentische Biographie zu schreiben. Ich kenne alles aus ihrem Leben, nur über einen Punkt ließ sie mich im Unklaren, ich weiß nicht, ob sie jemals geheiratet hat. Das männliche Geschlecht hat für die fünfzigjährige Frau niemals existiert, so behauptet sie. Allerdings gibt es einen Mann, an dem sie mit abgöttischer Verehrung hängt, das ist Graf Schwarzenthal. Er wohnte bei ihr einige Monate, bezahlte nie seine Miete, lieh sich von ihr hundert Mark aus und verduftete. Aber ein Graf hat bei ihr gewohnt und er gilt ihr als das Ideal männlicher Vollkommenheit. Immer und immer führt sie seinen Namen im Munde und ich müßte sehr irren, wenn sie nicht einmal ihren gräflichen Mieter zum Universal-Erben einsetzte.

So kam der Winter heran. Das Thema Königsberg und Graf Schwarzenthal war vollständig erschöpft, nun wurde meine Wirtin wißbegierig. Ich hatte damals den Tag über sehr viel zu thun und war deshalb ziemlich einsilbig. Meine Wirtin suchte sich daher zur Diskussion eine andere Zeit aus, nämlich die frühen Morgenstunden. Hier möchte ich bemerken, daß ich ein ungemein nervöses Menschenkind bin, einen federleichten Schlaf besitze und daß von meiner ungestörten Morgenruhe die geistige Frische und die Schaffenslust des Tages abhängt. Meine Wirtin wußte dies und war streng darauf bedacht, daß kein Geräusch mich weckte. Sie ging in Filzpantoffeln und auf den Zehen herum, duldete nicht, daß Briefträger, Bäckerjungen und Milchmädchen schellten. Geschah nun einmal ein solches Versehen, dann machte meine Wirtin dem Verbrecher einen solchen höllischen Spektakel über die mir zugefügte Störung, daß mir der Schrecken in alle Glieder fuhr. Ich weiß nicht, hielt sie ein Gespräch mit ihr für keine Störung, oder glaubte sie, daß ich dabei ruhig fortschlafen könne, — so oft sie Morgens ein halb acht Uhr eintrat, um einzuheizen, begann sie die Unterhaltung! Ach! anfangs war es ja noch himmlisch! Sie las immer beim Café ein Berliner Lokal-Blättchen und wenn sie dann in meine Stube kam, erzählte sie mir, was sie soeben gelesen. Es

waren lauter Dinge, die ich oft acht Tage vorher in Zeitungen gefunden. Einmal erzählte sie mir aufgeregt von einem Mord, während der Thäter schon zwei Tage vorher geköpft worden war. Das waren aber Sachen, bei denen ich zur Not weiter schlummern konnte, denn ich brauchte ihr keine Antwort zu geben.

Da kam sie aber eines Morgens — es war noch so angenehm dunkel und das aufblitzende Feuer durchleuchtete traulich die Stube, wie schön wär' es gewesen, sich auf die andere Seite zu drehen und weiter zu schlafen; sie ließ den Schürhaken auf das metallene Kohlenbecken mit großem Getöse fallen und fragte mich: „Haben Sie Romö und Julia gelesen?"

Mein Gott, Romö! Das um ein halb acht Uhr Morgens . . .

„Ja! aber der Bengel heißt Romeo," hauchte ich schlaftrunken.

„Romeo? Ich bitte Sie, o und e werden ja wie ö gelesen, Sie scherzen, er heißt Romö! Na, und diese Julia — vierzehn Jahr war der Balg alt und schon verliebt! Ich sage Ihnen, wenn ich eine solche Tochter hätte, ich schlüge ihr die Knochen im Leibe entzwei! Daran sind eben nur die Eltern schuld, man muß die Kinder streng erziehen, sonst wachsen sie einem über den Kopf —" wie lange das ästhetisch-pädagogische Privatissimum dauerte, weiß ich

nicht; jedenfalls so lange, um mich vollends munter zu machen und mir so den ganzen Tag zu zerstören. Man wird mir einwenden, warum ich meine Wirtin nicht fortschickte oder hinauswarf? Diesen Einwand kann nur ein Unerfahrener erheben, denn alle Tücken der Welt können nicht so tückisch werden, wie die gereizte Empfindlichkeit einer Wirtin.

Wenige Tage später hantierte sie wieder beim Ofen, wieder erdröhnte der Schürhaken — ich wußte, nun brach das Verhängnis herein.

„Erklären Sie mir, ist die Erde wirklich rund? Ich kann's noch immer nicht glauben!"

O Ihr heiligen Märtyrer der Wissenschaft, Ihr ließet Euch freudig jedes Glied Eures Körpers foltern, freudig erlittet Ihr den Flammentod, um der Wahrheit die Ehre zu geben, Ihr schwebt jetzt verklärt in jenen Höhen, von denen aus man alles versteht und alles verzeiht, Ihr wenigstens werdet es begreiflich finden, wenn ich eine der stolzesten Errungenschaften menschlicher Forschung widerrief und qualvoll aufstöhnte: „Sie ist nicht rund, sie ist eckig!"

„Sehen Sie", fuhr meine Wirtin auf, „das habe ich längst gewußt, aber ich getraute mich nicht, es zu sagen. So ein Unsinn, eine Kugel! Ein Seiltänzer kann auf einer Kugel gehen, aber kein Mensch, und wie verbogen müssen dann die kerzengraden

Eisenbahnschienen gemacht werden, das geht ja überhaupt nicht. Und denken Sie sich: Ich habe schon als Schulmädchen unserm Lehrer nicht glauben wollen, daß die Erde sich auf dem Äquator herumdreht und oben und unten eine abgeschabte Kugel ist, da nannte er mich eine dumme Gans! Ich bin jetzt fünfzig Jahre alt, wie durfte er damals zu mir dumme Gans sagen, wie?"

Das nächste Mal wünschte sie von mir eine Belehrung, „wie es eigentlich mit den Wahlen ist?" Und als ich darauf eine sehr lakonische Antwort gab, hielt sie mir eine Vorlesung über Litteratur. Mit großer Gereiztheit versicherte sie, daß es unnütz sei, Bücher zu schreiben, so lange die vorhandenen noch nicht von allen Menschen gelesen worden seien. Könnte sie befehlen, sie würde jede Petroleum- und Nahrungssteuer aufheben und die Bücherkäufer mit Steuern belasten. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen ich der Dame lauschte.

Weiß der Himmel, was aus mir geworden wäre, wenn diese Morgen-Konferenzen noch ein Weilchen fortgedauert hätten. Mit wirrem Kopfe stand ich stets auf und meine Freunde fragten mich bereits, was mir fehlte, da ich so bleich aussähe. Den Sachverhalt konnte ich ihnen schwer mitteilen, man hätte mich zu sehr ausgelacht. Ich erwog schon, ob ich nicht lieber ausziehen und einem meiner zahlreichen

Feinde das Zimmer wärmstens empfehlen sollte, da kam mir ein Zufall zu Hilfe. Eines Morgens wachte ich auf, es war bereits geheizt, die Uhr ging auf zehn. Was war das? Sollte meine Wirtin heute keine Frage an mich zu stellen gehabt haben? Das Rätsel klärte sich bald auf. Ich schlief ausnahmsweise so fest, daß ich ihr Klopfen überhörte und nicht „Herein" rief. In ihrer angeborenen Rücksicht ließ sie mich schlafen. Von nun an hütete ich mich natürlich, ihr Klopfen zu hören, leise öffnete sie die Thüre, verrichtete ihre Geschäfte, ich stellte mich schlafend, imitierte ein achtunggebietendes Schnarchen, und still, wie sie gekommen, verließ sie das Zimmer. Hätte ich gleich am Anfang das Wörtlein „Herein" unterdrückt und das „Guten Morgen" der verehrten Frau Wirtin nie erwidert, mir wäre die Qual der letzten Tage erspart geblieben. Man soll also selbst Wirtinnen gegenüber nicht immer höflich sein, besonders der meinigen gegenüber nicht, die stets eine solche Artigkeit forderte, daß sie sich nicht wundern würde, wenn ich mit dem Hut auf dem Kopfe zu Bette ginge, um ihn am Morgen, wenn sie hereinkommt, mit spanischer Grandezza vor ihr zu ziehen.

Meine Erfahrungen sind noch nicht zu Ende. Wie eigentümlich und denkwürdig meine Wirtin fühlt und handelt, beweist Folgendes. Ich kündigte ihr an, daß sie von nun an immer bis längstens einhalb

elf Uhr Vormittags mein Zimmer freundlichst in Ordnung bringen möge, da um diese Zeit täglich ein Stenograph bei mir erscheinen werde.

„Ein Stenograph? Darüber bin ich gar nicht erfreut!“

„Ei, weshalb denn nicht?“

„Was hat ein Stenograph bei Ihnen zu suchen? Wenn der mit seinen großen Stiefeln hereinkommt, beschmutzt er den Boden und den Teppich und alles. Ihre Wohnung ist überhaupt kein Bureau, Sie haben keinen Diplomatentisch und ich kann Ihnen auch einen solchen nicht hereinstellen! So ein Stenograph thut den ganzen Tag nichts, hört Ihnen zu und spielt mit dem Bleistift!“

Vergeblich suchte ich ihr klar zu machen, daß ein Stenograph nicht immer große Stiefel habe und daß er nur bei schlechtem Wetter die Stube verunreinigen könne, daß aber die Stenographen sich gewöhnlich die Schuhe draußen am Reibstroh abputzen. Vergeblich versicherte ich ihr, daß meine Wohnung nie ein Bureau werde, daß ich auf den Diplomatentisch freudig verzichte und daß die Stenographen durchaus keine Faullenzer seien. Sie aber blieb bei ihrer Ansicht, durchbohrte mich mit ihren zweischneidigen Blicken und verließ heftig das Zimmer.

Mit Bekümmernis sah ich dem ersten Besuch des mir persönlich unbekannten Stenographen, den ich auf

die Empfehlung eines Freundes zu mir beschieden, entgegen. Er kam, und das Schicksal wollte es, daß er wirklich große Stiefel hatte, daß es stark regnete und er sich die Schuhe zu reinigen vergaß. Es war ein baumlanger, in der Mitte der Dreißiger stehender Mensch mit rauher, lauter Stimme, aber gutmütigen Gesichtszügen. Er stenographierte sehr flink, aber beim Übertragen des Stenogramms in Kurrentschrift zeigte er eine Langsamkeit und Ungeschicklichkeit, daß ich ihm schlankwegs erklärte, ich könnte ihn nicht brauchen. Da bat er mich flehentlichst, es mit ihm noch weiter zu versuchen, er stäke in Not und er werde alles aufbieten, mich zufrieden zu stellen. Ich ließ ihn wieder kommen und er hielt, was er versprochen. Meine Wirtin behandelte ihn mit unsäglicher Verachtung. Ich hätte es nie gedacht, wie reich an Nuancen sich die Verachtung eines Weibes äußern kann. Ich bewunderte meinen Stenographen, daß er sich das alles mit einem Langmut gefallen ließ, um den ihn das wurstigste Phlegma eines Engländers beneiden dürfte. Die Stiefelsünden des Herrn mußte allerdings ich entgelten. So oft er fortgegangen, kam die Wirtin mit einem riesigen Waschlappen herein und fegte wütend auf dem Boden herum. „Sehen Sie," und dabei hielt sie mir den Lappen unter die Nase „pfundweise hängt Straßenschmutz dran! Schmeißen Sie den Kerl doch einmal die Treppe herunter! Dem

werde ich sicherlich meine Meinung sagen.“ Beinahe in zärtlicher Weise suchte ich sie zu beruhigen und sie wieder auf jenen Grad himmlischer Sanftheit zu stimmen, die ihr Wesen durchleuchtete, wenn sie von ihrem Grafen sprach.

Wieder saß der Stenograph bei mir, wir waren in bester Arbeit, da klingelte es und in wenigen Sekunden trat meine Wirtin herein, um mir einen Brief zu übergeben.

Der Stenograph wandte sich zur Wirtin: „Bitte wollen Sie mir ein Glas Wasser bringen!“

Die Angesprochene that, als hätte sie nichts gehört.

„Zum Donnerwetter,“ brüllte der Durstige, „wozu haben Sie denn Ihre Ohren? Ich wünsche ein Glas Wasser, haben Sie mich jetzt verstanden? Was ist das für Wirtschaft — na, rasch? Wird's?!!“

Längst war meine Wirtin verschwunden und noch immer stand ich zu Tode erschrocken da und blickte mit tiefem Mitleid auf den Unglücklichen. Ich war überzeugt, entweder lieh sich die Beleidigte einen geladenen Revolver aus oder sie stürzte mit einem hochgeschwungenen Küchenmesser herein. . . .

„Wie konnten Sie denn . . . .?“ stammelte ich.

„Aber ich bitte Sie“, erwiderte er freundlich, „man wird doch mit der alten Schachtel nicht lange Geschichten machen.“

Lange, bange Minuten verstrichen. Nun that sich

die Thüre auf und meine Wirtin kam. Sie hielt eine zierliche, mit einem buntfarbigen, fransigen Tuche bedeckte Tablette, darauf stand ein Glas Wasser, die Außenseite des Glases war mit blinkenden Thautröpfchen überhaucht. Zierlich knixte sie vor dem Stenographen und sagte: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ. Das Wasserleitungswasser ist sehr warm und deshalb holte ich Ihnen frisches vom Brunnen!“

Der so höflich Bediente stürzte das Getränk herunter, stellte das Glas auf das Präsentierbrett, würdigte die Frau weder eines Blickes, noch eines Dankwortes, setzte sich und schrieb weiter. Diesmal kam, als er weg war, die Wirtin nicht herein, um den Boden rein zu fegen. Sie war den Tag über unsichtbar. Es ging überhaupt mit ihr eine seltsame Veränderung vor, sie wurde einsilbig, eine weiche, melancholische Stimmung verließ sie nimmer — sie war wie ausgetauscht.

Geschäftliche Angelegenheiten erheischten es, daß ich auf mehrere Wochen Berlin verließ. Als ich wieder zurückkam, teilte mir meine Wirtin mit, daß ich mich um eine andere Wohnung umsehen möge. Erstaunt fragte ich nach dem Grund der Kündigung.

„Ich bin verlobt“, sagte sie leise, aber mit strahlendem Auge.

„Verlobt? Mit wem?“

Sie nannte mir den Namen — meines Stenographen.

„Was? Mit dem Stenographen, den Sie so verachten und der Sie einmal so hart anfuhr?“

„Ach, das ist nicht so schlimm. Ein Stenograph ist ein angesehener Mann, der in die feinsten Häuser kommt. Ihm geht's ja nicht sehr gut, aber ich habe eine Wirtschaft und 6000 Thaler. Wir können davon leben, arbeiten muß er ja etwas, dafür hat er ein Weib, das in den besten Jahren steht. Und er ist auch nicht mehr ganz jung!“

Der nicht „mehr ganz Junge“ war so ungefähr 15 Jahre jünger „als seine in den besten Jahren stehende“ Braut! Ich fragte weiter: „Dann haben Sie ihm auch seine Grobheit von damals verziehen?“

„Natürlich. Man muß überhaupt heutzutage froh sein, wenn eine alleinstehende Frau einen Mann findet, der sie beschützt. Ganz verziehen habe ich ihm doch nicht. Ich werde ihm aber schon in der Ehe zeigen, wie man eine Dame von Bildung und Erziehung behandeln muß!“

Ich gratulierte herzlichst und machte mich sofort auf, eine neue passende Wohnung zu suchen.

Die Furcht vor dem Frühling.

Fräulein Ida war ein gutes, hübsches, braves Kind, aber wie ihre Mutter seufzend versicherte, voll Launen und Mucken. Und nicht mit Unrecht. Im Laufe dieses Winters war mit der zierlichen jungen Dame eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, für welche die Eltern vergeblich einen Grund suchten. Im übrigen waren sie herzlich froh, daß sich ihr einziges Töchterlein so gut amüsierte. Es war ohnehin volle fünf Jahre still und traurig in der kleinen Familie gewesen. Fünf Jahre lang kämpfte die Mutter mit einem schweren Leiden, und während dieser düsteren Zeit voll banger Sorge um das Leben der Patientin wuchs Fräulein Ida von einem Wildfang und Backfisch zu einer lieblichen, achtzehn Sommer zählenden Jungfrau heran. In den fünf Jahren hatte Fräulein Ida ein ungemein

empfängliches Gemüt für Naturschönheiten gezeigt, sie schwärmte für den Sommer, sie pflegte in liebevollster Zärtlichkeit ihre Blumen, und dieses Thun und Treiben der Tochter erleichterte oft der Mutter manche schmerzvolle Stunde auf ihrem Krankenlager. Das sollte aber nun alles ganz anders kommen. Im letzten Winter beschlossen die Eltern, Ida in die Welt einzuführen, d. h. in die buntflimmernde Pracht des Ballsaales. Ida, die knapp vor der Erkrankung der Mutter auf einem Kinderkurs flüchtigen Tanzunterricht genommen, stellte den Absichten der Eltern kalte Gleichgiltigkeit entgegen. Was gingen sie denn die jungen Herren an, zumal sie überzeugt war, daß sie nur höchst ungeschickt ihre graziösen Füßchen nach dem Dreivierteltakt in Bewegung setzen konnte. Der erste Ball, das „Elite-Bürgerkränzchen“, verlief auch schlecht und recht, das hübsche Mädchen hatte allerdings zahlreiche Tänzer gehabt, aber sie gewann der ganzen Geschichte keinen rechten Geschmack ab. Und wenn nicht Herr Klein gewesen wäre, den sie dort kennen lernte und der ihr in manierlicher Weise Eis und Limonade kredenzte, hätte sie sich sogar gelangweilt. Das zweite Mal, das heißt auf dem Ball der „vereinigten Kaufleute“, geriet die Sache viel besser. Herr Klein, ein wohlhabender junger Kaufmann, der, wie er ihr erzählte, in wenn auch entfernter Weise mit ihrem Vater in Geschäftsverbindung

stand, war auch da, wieder stellte er sich zur rechten Zeit mit Eis und Limonade ein, — er traf es immer so schön, wenn sie gerade Durst hatte, — diesmal fächelte er ihr sehr aufmerksam und artig mit ihrem Fächer Luft zu. Ida tanzte flott und munter die Nacht hindurch, und als sie mit ihren Eltern nach Hause fuhr, fragte sie eifrig, wann man das nächste Tanzfest besuchen werde. Die Eltern schmunzelten und freuten sich über den Eifer des Töchterleins.

Vierzehn Tage darauf fand der „Harmoniepracht-ball" statt. Es erschienen sogar einige Aristokraten, sämmtliche höheren Beamten der kleinen Stadt, und Herr Klein war wieder Meister in der rechtzeitigen Herbeischaffung von Eis, Limonade, er fächelte tüchtig und brachte ihr während der Kaffeepause den Shawl aus der Garderobe.

Auf der großen Soirée mit darauf folgendem Tanz „zu Gunsten der notleidenden Bergarbeiter, Diurnisten und Lampenanzünder" — Überzahlungen wurden dankend quittiert — unterhielt sich Fräulein Ida einfach göttlich. Sie wurde dem pensionierten Rat Herrn von Fleder, der in seiner Jugend — wie interessant! — einen Band Gedichte geschrieben, vorgestellt, der nannte sie einen allerliebsten Falter mit Gazellenaugen und Korallenlippen, Fräulein Ida fühlte sich durch dieses Kompliment sehr geschmeichelt

und in der Erregung des Momentes betraute sie Herrn Klein, der wieder Limonade u. s. w. besorgte, mit einem Auftrag an die Mama. Herr Klein war vollständig der Adjutant Fräulein Ida's geworden. Er versprach ihr auch, das Buch Herrn von Fleders zu besorgen. Am andern Tage erhielt sie ein gebundenes Exemplar von Mirza Schaffys Gedichten mit einem Briefchen von Herrn Klein, worin er sagte, der Buchhändler hätte im Schweiße seines Angesichtes den ganzen Vormittag in sämtlichen Katalogen seit 1848 nach den Gedichten des Herrn Fleder gesucht, aber vergeblich. Da er nun genau wisse, daß Mirza Schaffy ein Pseudonym sei, so wäre — meinte Herr Klein — die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Herr von Fleder sich darunter verberge. Er lege daher das Buch mit einem ergebensten Handkusse bei. —

Am nächsten Tanzabend, der geselligen Zusammenkunft eines humoristischen Vereins, der „Wütheriche mit dem Flammenherzen", promenierten Herr Klein und Fräulein Ida sehr lange und sprachen über Lyrik. Sie meinte, Mirza Schaffy hätte ihr ganz gut gefallen, aber ihr Liebling sei Geibel. Ob Herr Klein nicht auch Gedichte mache? Herr Klein antwortete, er hätte sicher in seiner Jugend das Zeug gehabt, ein großer Dichter zu werden. Aber ihm seien nur zwei Dinge lässig gefallen: Reimworte zu

finden und die Sprache metrisch zu formen. Er habe sich daher ganz auf den Kaufmannsstand geworfen und auf jeglichen Dichterruhm verzichtet. Bewundernd sah ihn Fräulein Ida an.

So verging die Zeit. Ida tanzte und tanzte, war fröhlich, sie lachte und sang den ganzen Tag, daß ihren Eltern das Herz dabei aufging. Je finsterer der Wintertag, desto besser war Ida bei Laune; wenn man bei Lampenlicht zu Mittag aß, wenn es draußen schneite und stürmte, strahlten ihre Augen. Blickte aber einmal die Sonne aus dem bleichen Himmelsgewölbe herab, verstummte ihr Mund. Und als die Tage anfingen, länger zu werden, machte sie ein finsteres Gesicht. Auch die dichte Reihe der Tanzvergnügungen wies bereits empfindliche Lücken auf und es vergingen manchmal zwei Wochen, ohne daß Ida tanzte. Da ward sie stummer und stummer und die Mutter fand sie einmal in ihrem Zimmerchen bitterlich weinend. Es war vergeblich, herauszubekommen, was Ida fehlte. Eines Tages schleuderte sie verächtlich die Gedichte ihres Lieblingsdichters Geibel bei Seite.

„Was hast Du, Kind?“ fragte erschreckt die Mutter.

„Ach, dieser alberne Dichter!“ Und mit ab-

sichtlich hackiger Scansion leierte sie die Strophe herab:

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!“

„Das soll ein Dichter für junge Mädchen sein? Was weiß der von uns? Was hat denn dieser Mensch gegen den Winter? Wozu braucht er denn ein Gedicht zu machen, daß es einmal Frühling werden muß! Mein Gott, Mama, muß es denn wirklich Frühling werden? Ach, bin ich unglücklich!“ Und dabei fing sie zu schluchzen an.

Am Abend desselben Tages starrten ihre Augen in die Weite, als ob sie ein entferntes Ziel suchten. „Aber Ida“, rief der Vater, „Du schläfst ja wie ein Hase mit offenen Augen!“

Ida fuhr zusammen.

„O nein, Papa, ich habe nicht geschlafen, ich habe an die Eskimos gedacht.“

„An die Eskimos?“ fragte erstaunt der Vater, „was gehen denn Dich diese Kerle an?“

„Dort muß es schön sein! Dort ist ewiger Winter, dort tragen die Leute das ganze Jahr Pelze und Winterkleider.“

Das war dem Herrn Papa doch etwas zu stark. „Hör' mal, liebes Kind, zu den Eskimos kann ich

Dich nicht schicken, so viel Reisegeld will ich für Dich, verdrehtes Ding, nicht anwenden. Aber Deine Winterkleider kannst Du auch hier, wenns Dir so gefällt, den Hochsommer über tragen, ich borge Dir noch meinetwegen den schweren Reisepelz dazu und meine Filzstiefel und meinen Fußsack —!“

Als die Mutter in ein lautes Lachen ausbrach, füllten sich Idas Augen mit Thränen und sie verließ das Zimmer.

„Was hat denn nur eigentlich Deine Tochter?“ begehrte der Vater auf.

„Laß sie“, erwiderte sanft die Mutter, „sie ist ein junges Mädchen.“

Und der gefürchtete Frühling erschien; das erste, was er that, war, daß er sämtliche Bälle aufhob und somit den Kaufmann Herrn Klein „zur Disposition“ stellte. Seine prompten Eis- und Limonadelieferungen an Fräulein Ida hatten ihr Ende erreicht. Je wärmer die Sonne wurde, je mehr alles zu blühen und grünen anfing, desto mehr fror Idas Seele ein. Ihr Benehmen wurde noch rätselhafter. Sie war sanft, wenn man bei ihr Heftigkeit erwartete, sie weinte, wenn sie etwas lustiges hörte, und lachte, wenn etwas trauriges erzählt wurde, und so wußte man nicht, war sie mehr schadenfroh als sentimental. Als eine Dame, die ihre Mama besuchte, bei irgend einer Gelegenheit das Sprichwort zitierte: „Was klein ist,

ist herzig", wurde Fräulein Ida feuerrot und sie sagte mit auffallend gereizter Stimme, daß sie alles hasse und verabscheue, was nicht mindestens sechs Fuß lang wäre, und daß das Wort „klein" für sie gar nicht existiere. „Na, dann wachsen Sie noch ein bischen", antwortete ziemlich pikiert die alte Dame.

War Ida sonst von allen Feiertagen das Osterfest am allerliebsten, lieber noch als der heilige Abend, so sah sie diesmal mit tiefer Betrübnis dem Fest der Auferstehung entgegen. Sie stak noch mitten im Winter, wenigstens geistig, als sie in ihr duftigschimmerndes Frühlingskleidchen schlüpfen mußte, auf ausdrückliches Geheiß der Mutter, denn wäre es nach Fräulein Ida gegangen, sie hätte ihre Frühjahrsgarderobe im Schrank vermodern lassen. Die Mutter machte sich bereits große Sorge um ihr seltsam verwandeltes Kind. Der Vater riet auf verdorbenen Magen oder akute Erkältung und schalt insgeheim den tüchtigen Hausarzt einen erbärmlichen Kurpfuscher, weil er steif und fest behauptete, Fräulein Ida sei gesund wie ein Fisch im Wasser.

Was war es nun eigentlich mit Fräulein Ida, was war es eigentlich, das die Laune des süßen Kindes in so bedenklicher Weise verdarb, daß sie die Nacht des Winters dem Glanz des Frühlings vorzog? Das Wetter kümmerte sich um die Stimmung

der jungen Dame gar nicht, denn als der Ostersonntag, feierlich und traut, ins Land kam, war am Himmel nicht das geringste Wölkchen zu erblicken, linde Lüfte säuselten, es war mit einem Worte ein wahres Juniwetter. Die Familie saß zu Tisch, es waren auch einige Gäste da, und alles schmauste und trank und war bis ins Herz hinein vergnügt, natürlich mit Ausnahme Fräulein Ida's. Es wurde beschlossen, den Kaffee im kleinen Garten einzunehmen. Als die Gesellschaft sich erhob, um ins Freie zu treten, sagte der Vater: „Beinahe hätte ichs vergessen: Wir müssen auf Herrn Klein warten, ich habe ihn gestern, als er bei mir in einer geschäftlichen Angelegenheit auf dem Bureau war, für heute zum Kaffee eingeladen.“ Im selben Momente klingelte es und Herr Klein erschien. Ich brauche es dem gescheidten und weltkundigen Leser nicht bis ins einzelne zu erzählen, wie es kam, daß Fräulein Ida und Herr Klein nach einiger Zeit unfern des Pavillons im Garten auf und ab schritten. Obwohl man ein Lehrbuch der Philosophie aus dem Gespräch der beiden jungen Leute gerade nicht zusammenstellen könnte, so unterhielten sie sich doch recht gut. Herr Klein sprach und Fräulein Ida schwieg und wenn Herr Klein schwieg, sprach Fräulein Ida auch von nichts anderem.

Da fragte plötzlich, wie von einer höheren Ein-

gebung erleuchtet, Fräulein Ida: „Verachten Sie den Frühling?“

„Verachten?“ sagte er erstaunt. „Weshalb? Er hat mir doch nichts gethan?“

„Ich verachte ihn!“ sprach sie stolz.

„Na ja,“ meinte er, „manches Mal ist er mir auch nicht angenehm, man bekommt so leicht den Schnupfen. Aber man bekommt den Schnupfen auch im Winter, sogar im Sommer, und da ist er am lästigsten.“

„Sie sind gerade so wie Mama und Papa — Ihr alle versteht mich nicht!“

„Was giebt es denn da nicht zu verstehen?“ fragte er mit naiver Grobheit.

„Nicht verstehen?! Ich verachte den Frühling und hasse die Sonne — nun wissen Sie's!“

Herr Klein wußte nun erst recht nicht, wie das alles zu verstehen sei und in seiner Ratlosigkeit begann er leise zu pfeifen.

„Sie sind doch nicht pfiffig!“ grollte sie.

Diese Äußerung kränkte Herrn Klein ungemein. „Wie soll Sie ein Mensch verstehen? Alle Leute freuen sich auf den Frühling und die warme Sonne — Sie aber nicht! Alle Leute sind glücklich an dem herrlichen Ostersonntag, Sie aber sagen einem die

größten Grobheiten, glauben Sie denn, daß das keine Beleidigung ist, wenn man sagt, ein Kaufmann ist nicht pfiffig? Wie können Sie mich nur so unglücklich machen!“

„Unglücklich sind Sie?“ rief sie freudig, „das ist sehr gut, ich bin's auch.“

Er sah sie mit großen Augen an, es leuchtete in ihnen warm und herzlich auf. „Sagen Sie mir, Fräulein Ida, was fehlt Ihnen?“

„Zu Ihnen habe ich Vertrauen, Herr Klein, ich glaube, Sie sind der einzige Mensch von ganz Europa, dem ich vertrauen kann ... wissen Sie, ich habe in den letzten Monaten sehr viel nachgedacht ... ich bin mindestens um 20 Jahre älter geworden! Ich habe früher den Frühling so geliebt, aber diese Liebe ist gestorben ... ich liebe überhaupt nichts mehr, rein gar nichts mehr! Nicht einmal mein neues Kleid macht mir Freude! ... Das Einzige, was ich noch liebe, o wie innig lieb ich ihn — das ist der Winter. Da kann man tanzen! Das Tanzen ist das Einzige auf der Welt, was zu leben lohnt, ja ich bin sehr lebensmüde ... Im Winter kommt man mit Leuten zusammen, im Frühling ist man allein. Glauben Sie, daß es ein Vergnügen ist, allein zu sein? Sehen Sie, deshalb fürchte ich mich vor dem Frühling!“

Die tiefsinnigen Betrachtungen Fräulein Ida's mponierten Herrn Klein gewaltig. Schüchtern sagte

er: „Sie sind aber nicht allein, Sie sind doch bei den Eltern!“

„Die Eltern? Deswegen bin ich doch allein! Die Eltern sagen immer: Ida, erkälte Dich nicht, hol' Dir den Mantel, hol' Dir den Shawl! Die Eltern sagen: Ida, willst Du ein Glas Limonade, willst Du Eis? Ich habe niemand jetzt, der mich bedient, der mir folgt, der mich gar nicht fragt, ob ich etwas will, sondern der mir es gleich bringt. Bin ich nicht sehr unglücklich?“

Herrn Klein wurde es siedend heiß bei diesen Worten. „Ach, war das eine schöne Zeit, wo ich für Sie sorgen konnte!“

„Und das alles,“ seufzte sie, „ist jetzt zu Ende. So abscheuliche Ostern habe ich noch nicht erlebt, je wärmer es wird, desto kälter wird's mir!“

Was alles in diesem denkwürdigen Moment im Innern Herrn Kleins vorging, wird ein ewiges Rätsel bleiben. Aber im Nu ward ihm klar, daß Fräulein Ida ihn liebt und daß auch er sie ins Herz geschlossen hat, jetzt mußte er zeigen, daß er ein Mann ist, und er rief, die Arme ausbreitend: „Was geht uns Winter und Frühling an! Können wir nicht im Frühling das thun, was wir im Winter thaten? Ich bin ein selbständiger, gutsituierter Mann, Fräulein Ida — geben Sie mir einen Kuß!“

Sie prallte schreckensbleich zurück: „Einen Kuß. Sie entsetzlicher Mensch! Was habe ich denn gethan, daß Sie mich so beleidigen?“ Und sie fing bitterlich zu schluchzen an.

„Ach,“ sprach er mit wehmütiger Stimme, „ich habe die Sache nicht so schlimm gemeint ... ich wollte Ihnen ja nur einen Kuß geben,“ und im Bewußtsein einer solchen vollgiltigen Entschuldigung nahm er das sich sträubende Köpfchen des Mädchens zwischen seine breiten, großen Hände und bedeckte den duftig knospenden Mund mit so herzhaft gediegenen Küssen, deren nur die ehrliche Liebe eines wackeren, unverdorbenen Menschen fähig ist.

* * *

Er schlief die ganze Nacht nicht. Er arbeitete unablässig im Geiste an der großen Rede, die er morgen vor ihrem Vater halten werde. Die Rede war rührend, maßvoll, leidenschaftlich, enthielt eine kurze, aber gründliche Darlegung seiner Vermögensverhältnisse, die der Vater ohnehin schon kannte, er wollte eine ergreifende Rede halten, würdig seiner Liebe.

Mit bleichem Antlitz und in Salontoilette begrüßte er den alten Herrn. „Na, guten Morgen, lieber Freund, so elegant? Sie wollen wohl heute noch eine wichtige Visite machen?“

„Nein, nicht mehr," stotterte Herr Klein.

„Nicht mehr? Sie kommen also schon von ihr?"

„Ach nein," stöhnte Herr Klein und er dachte, „wenn er nur still würde, damit ich ordentlich zu sprechen anfangen kann."

„Hören Sie, junger Herr, was ist Ihnen denn heute passiert, Sie sehen ja ganz angegriffen aus?"

„Ich befinde mich . . . ich bin in einer . . . ich bin in Verlegenheit!"

„Aber, Herr Klein, das hätten Sie gleich sagen können, das kann jedem anständigen Menschen passieren, mit wieviel kann ich Ihnen dienen?"

Der junge Mann wurde feuerrot. „Geld brauche ich keines. Ich komme in einer anderen Angelegenheit. Es giebt im Leben Momente, wo man wegen seiner Zukunft und der Pflichten des Bürgers —"

„Lieber Herr Klein," unterbrach ihn der andere, „wozu das Philosophieren. Sie sind ja Kaufmann. Hier zünden Sie sich eine Cigarre an und sagen Sie mir offen und ehrlich, ob das Geschäft, das wir vorgestern abgeschlossen, Sie reut. Man soll allerdings an Feiertagen keine geschäftlichen Angelegenheiten verhandeln, aber da Sie nun einmal da sind —"

In tiefster Verzweiflung stöhnte Herr Klein: „Das Geschäft reut mich nicht. Ich will mein ganzes Leben lang mit Ihnen Geschäfte machen. Sie ahnen

ja gar nicht, weshalb ich komme, lassen Sie mir einen Moment Zeit," er senkte trübselig den Kopf, „ich habe den Anfang vergessen . . ."

„So, den Anfang? Dann will ich Ihnen gleich das Ende sagen: Sie lieben meine Tochter!"

„Ja natürlich," rief Herr Klein, wie von schwerer Qual erlöst.

An diesem Tage, am Ostermontag, feierte Ida's alte Liebe zum Frühling ihre Auferstehung, sie ward von ihrem Hasse gegen die Sonne gänzlich geheilt. Die harten Eltern litten es allerdings nicht, daß die Hochzeit vor Jahresfrist gefeiert werde, aber das störte das Glück des Tages nicht sonderlich. Das junge Brautpaar saß im Garten, Hand in Hand. In langen Zwischenräumen, so alle fünf Minuten, beugte sich Herr Klein nieder und gab Fräulein Ida einen Kuß. „Weißt Du," sagte sie, „so ein Tanzabend ist doch eigentlich gar nichts. Diese vielen Menschen, die schwüle Luft, das Geschwirre und Gesumme, — da ist es doch viel netter an einem so schönen Tage, wenn die Sonne scheint, alles rings herum still ist, da kann man sich wenigstens in aller Ruhe etwas sagen."

„Gewiß," entgegnete er, „ich hab' auch jetzt eine wunderbare Idee."

„So? Laß hören."

Die Idee bestand darin, daß er ihr den Mund

mit einem Kuß schloß. „Ach,“ sagte sie dann lachend, „ganz dieselbe Idee hab' ich auch gehabt.“ Und so unterhielt sich das Paar, selig und zufrieden, ohne Tanz, ohne Eis, ohne Limonade, ohne Cotillon-Orden und schließlich ohne zu sprechen.

Wenn Zwei dasselbe denken...

Herr Sanitätsrat Adler und Herr Fabrikant Brenner waren zwei alte Häuser, die sich innig liebten; der erstere besaß eine Tochter, der letztere einen Sohn, von denen man nicht dasselbe sagen konnte, das heißt, sie waren weder alte Häuser, noch liebten sie sich. Wenn die beiden Herrn Väter Domino spielten, unterhielten sie sich wunderbarerweise ganz vortrefflich; Fräulein Anna und Herr Max zankten sich unterdessen. Wollte Anna mit ihm zusammen Klavier spielen, meinte Max, das könnte er nicht, denn er habe einen verbundenen Finger. Fragte Anna erstaunt, auf seine Hände blickend, welcher Finger denn eigentlich der Patient sei, dann antwortete Max: „Gar keiner.“ Fräulein Anna fand die Ausrede wie die Antwort höchst albern, und da hatte sie vollkommen Recht. Indessen besaß sie auch ihre

Fehler. Die Sonne schien lustig herein, und Max forderte ganz artig Fräulein Anna auf, mit ihm einen Spaziergang nach dem nahen Wäldchen zu machen, sie verzog ihre Mundwinkel und sagte: „Bei so schlechtem Wetter gehe ich nicht aus."

„Aber, mein Gott," rief er, „es ist ja der herrlichste Sommertag!"

„Eben deshalb," entgegnete sie ruhig.

„Aber wie soll ich denn das verstehen?" rief er unwillig.

Sie sah ihn mit der Würde einer Königin an. „Wenn Sie das nicht verstehen, dann verstehen Sie überhaupt nichts! Haben Sie mich verstanden, mein Herr?"

Daß derartige Szenen zwischen den Kindern zweier Jugendfreunde sich ereignen können, ist höchst sonderbar. Aber die Sache sollte noch viel schlimmer werden. Eines Tages klagte Max dem Herrn Sanitätsrat über große Kopfschmerzen. Anna war dabei und lachte höhnisch.

„Was habe ich denn Ihnen wieder gethan?" murrte Max.

„Nichts, mein Herr, aber das Aufschneiden kann ich nicht leiden."

„Aufschneiden? Mein Gott, wie so denn?"

„Wie so denn? Ich weiß nicht, was Ihnen an Ihrem Kopfe eigentlich weh thun soll! Vielleicht die Leere?"

Und das wagte sie einem Herrn Studiosus zu sagen, der dicht vor dem Examen stand. Sie behandelte ihn eigentlich fürchterlich. Im Uebrigen war er auch nicht sehr galant gegen sie. Als sie einmal Langeweile verspürte, bat sie ihn um ein interessantes Buch, „aber," dabei hob sie drohend den Finger, „nur etwas, das für mich paßt."

„Natürlich," erwiderte er.

Am anderen Tage kam er mit zwei Büchern unter dem Arme. „Ich habe gleich zwei gebracht, Fräulein Anna, doppelt hält besser."

„Na, das ist schön von Ihnen. Zeigen Sie mal."

Sie schlug die Bücher auf. Ihre Titel lauteten: „Lehrbuch einer rationellen Kochkunst" und „Der Pfad des Rechtes. Eine lehrreiche Geschichte für Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren". Sie blickte ihn zornsprühend an.

„Na ja," sagte er harmlos, „Sie haben ausdrücklich gesagt, was Passendes für Sie. Ich kann Ihnen doch keinen Roman bringen."

Eine achtzehnjährige Dame läßt sich so etwas nicht ungestraft gefallen, und Max mußte auch dafür büßen.

Was die beiden Väter dazu sagten? Sie spielten Domino und schmiedeten Pläne. Indessen wären sie der Fehde ihrer Kinder gegenüber nicht gleichgiltig geblieben, wenn dieselbe nicht mit großen

Unterbrechungen geführt worden wäre. Max kam ja nur auf Ferien nach Hause. Und nun sollte er zum letzten Male fort. Nach beendetem Examen mußte er in die Heimat zurück und in die Fabrik seines Vaters eintreten. Am Abend vor der Abreise saßen wieder die beiden Väter — beide waren schon seit langen Jahren Witwer — beisammen und spielten Domino. Max rauchte eine Zigarrette und Anna war mit Handarbeit beschäftigt. Es war einer jener seltenen Momente, wo sie sich nicht zankten, und jene seltenen Momente traten nur dann ein, wenn beide — schwiegen. Die Väter spielten und warfen ab und zu glückselige Blicke auf das junge Paar. Plötzlich lachten sie beide und Max und Anna sahen zu ihrem Erstaunen, wie die zwei alten Herren ihre kleinen Finger würdevoll ineinander legten und sich feierlichst anblickten.

„Was soll das bedeuten?" rief Anna.

„Mein Kind," sagte der Sanitätsrat, „kennst Du nicht den alten, schönen Brauch? Wenn Zwei dasselbe denken, oder wenn Zwei zufällig denselben Gedanken zu gleicher Zeit aussprechen, legen sie ihre zwei kleinen Finger ineinander, sehen sich stumm in die Augen und Jeder denkt an das, was er sich am innigsten wünscht."

„Das ist ja allerliebst," meinte Max.

„Allerliebst? So? Finden Sie?“ spöttelte Anna. „Ich bin anderer Ansicht. Im Übrigen werden unsere kleinen Finger nie einander treffen, wie ja unsere Gedanken stets getrennte Wege gehen.“

Max that erstaunt. „Ja glauben Sie, ich dächte anders? Ich für mein Teil bin überzeugt, daß wir nie ein und dasselbe denken werden.“

„Natürlich,“ sagte Anna ruhig, „da Sie nie in Ihrem Leben einen vernünftigen Gedanken haben werden.“

Die Väter hörten das alles nicht, sie spielten Domino.

* * *

Zu Weihnachten traf Max wieder in seiner Heimat ein. Das Examen hatte er glänzend bestanden. Sein Vater fiel ihm freudig um den Hals, der Sanitätsrat schüttelte ihm stolz die Hand, nur Anna blieb kalt. Das verdroß ihren Vater. Er nahm sie bei Seite und sagte etwas streng: „Du, Anna, den Max könntest Du von nun an etwas freundlicher behandeln. Diese ewigen Kindereien haben ja gar keinen Zweck. Nicht ein einziges gutes Wort hattest Du für den wackeren Jungen.“

Anna antwortete ganz unschuldig: „Soll ich ihm aus lauter Hochachtung die Hand küssen? War es denn nicht seine Pflicht, das Examen zu bestehen?

Mich läßt der ganze Jubel über ihn sehr kühl, lieber Papa."

Der Herr Sanitätsrat war nun nicht sehr erbaut über solche Reden. Mit düsterer Miene verkündete er ihr, „sie werde einstmals selbst in ihr Unglück rennen." Fräulein Anna zuckte die Achseln. Das Verhältnis zwischen den jungen Leuten wurde aber doch etwas wärmer, wenigstens sagten sie sich keine Grobheiten mehr. Wer weiß, was noch geschehen wäre, vielleicht hätten sie sich beide sogar zu Komplimenten verstiegen, wenn nicht ein ganz fürchterliches Ereignis Max und Anna zu geschworenen Todfeinden gemacht hätte. Es war kurz nach dem heiligen Abend. Da geschah's, daß Max und Anna zur selben Zeit einen gleichgiltigen Gedanken hatten und ihn zur selben Zeit gleichgiltig aussprachen.

„Wenn Zwei dasselbe denken," sprach Max melancholisch und hob den kleinen Finger. Fräulein Anna lächelte, hob ihr Fingerlein empor und legte es auf seinen, beide sahen sich an und schwiegen. — „So," meinte Anna, an welch' innigen Herzenswunsch haben Sie jetzt gedacht?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Mir nicht sagen? Ich bitte, Sie können mir alles sagen."

„Gut denn. Sie wollen es. An das habe ich gedacht." Und ehe sie sich seiner erwehren konnte,

beugte er sich über sie, ergriff ihren Kopf mit beiden Händen, daß er förmlich wie in einem Schraubstock saß, und küßte sie ein — zwei — dreimal auf den festgeschlossenen Mund. Dann ließ er das erbleichende Mädchen los. Sie erhob sich langsam, im gewaltigen Zorn funkelte ihr Auge, grünlich schillernd, wie das einer Schlange.

„Und jetzt will ich Ihnen zeigen," zischte sie, „was meines Herzens Wunsch gewesen," und ehe sie das Wort ausgesprochen, klatschte auf Maxens Wange eine derbe Maulschelle! Fünf schmale rote Streifen zogen sich vom Mund beinahe bis zum Ohr hinauf. Max sah Anna lange und traurig an, dann ging er.

Nun wars aus. Natürlich traf er auch fernerhin mit Anna hier und da zusammen, aber er war von tadelloser Kälte und Reserve im Verkehr mit ihr, als ob er sie stets zum ersten Mal in seinem Leben gesehen und gesprochen hätte. Die Väter bemerkten das allerdings, selbst wenn sie Domino spielten, aber sie legten scheinbar darauf kein großes Gewicht. Der Fabrikant meinte, das käme von den Sorgen her, die Max jetzt hätte. Es sei keine leichte Sache, sich in die Fabrikgeschäfte einzuarbeiten. Und Anna? Sie war froh, daß sie vor Max Ruhe hatte. Manchmal traf sie ihn mit einem spöttischen Seitenblicke, der zu sagen schien: „Damals hab ich Dir's aber fein gegeben!" Max deutete sich diesen Seitenblick ganz

richtig, aber er ging ruhig über das Mienenspiel Anna's hinweg. Er behandelte sie einfach wie ein Übel, dem man nicht aus dem Wege gehen kann, voll Achtung, aber stets . . . drei Schritte Distance. Zudem hatte er auch keine Zeit mehr, Anna viel Aufmerksamkeit zu schenken: Er hatte sehr viel in der Fabrik zu thun und den größten Teil seiner Muße verbrachte er damit, Fräulein Lori Schönhals, Anna's Feindin, den Hof zu machen, was ihm außerordentlich gelang. Lori war glücklich, den Jugendfreund Anna's vor den Triumphwagen ihrer rothaarigen Schönheit zu spannen. Das war für Anna zu viel. Den ganzen Fasching wurde sie von Max auf's Gröblichste vernachlässigt — eine Beschwerde bei ihrem Vater trug ihr nur die herbe Antwort, daß Max vollkommen Recht habe, ein — und nun nahte der Frühling und Max hatte bereits mit Lori drei Spaziergänge unternommen, ohne daß er sie auch nur einmal zu einem solchen aufgefordert hätte. Einmal traf sie ihn auf der Straße, natürlich in Gesellschaft Fräulein Lori's, er grüßte höflich und Fräulein Lori lächelte spöttisch und die Sonnenstrahlen tanzten nur so auf ihren roten Haaren herum. Anna weinte zu Hause Thränen vor Wut. Aber was konnte sie dagegen thun? Ihm höchstens noch eine Ohrfeige geben. Aber dazu fehlte ihr leider die Gelegenheit.

Nun war das Osterfest da. Am Ostersonntag speisten Max und sein Vater beim Sanitätsrat. Nach Tische — die beiden Väter rauchten, tranken Wein und spielten eine Partie Domino zur besseren Verdauung — gingen Max und Anna in den Salon. Anna wollte Klavier spielen und Max sollte zuhören. Aber Anna spielte nicht und Max hörte auch nicht zu, wenn sie sprach. Er war sehr zerstreut, sogar ein klein wenig aufgeregt.

„Nun ist das Fest der Auferstehung auch da," sagte Anna leise.

„Gewiß, gewiß," beeilte sich Max zu antworten.

„Schade, daß unsere Freundschaft zu Ende ist," seufzte sie.

„Woraus schließen Sie das?"

„Sie zanken ja gar nicht mehr mit mir."

„Nein, Fräulein Anna, mit Ihnen zanke ich nie mehr."

„Warum? Oder soll ich besser Lori Schönhals um Antwort fragen?"

„Wenn Sie wollen, warum nicht? Aber die weiß es ja gar nicht."

„Die weiß es nicht? Sagen Sie ihr denn nicht alles?"

„Alles? Ich werde mich hüten. Nicht einmal meinem Papa sagte ich, daß ich von Ihnen eine Ohrfeige erhalten habe."

„Ach so, die Ohrfeige. Also deshalb ist's aus."

„Nein, nicht gerade deshalb; da Sie aber damals gerade an das Entgegengesetzte dachten, als ich, so werden Sie einsehen, daß . . ."

„Wissen Sie das so genau, daß ich an eine Ohrfeige dachte?"

„Natürlich, Sie haben mir doch eine gegeben?"

„Mein Gott," schluchzte sie, „ich kann Ihnen doch keinen Kuß geben?"

„Den hab' ich auch nicht verlangt," erwiderte er barsch und stand auf.

„Lieber Max," flehte sie, „verzeihen Sie mir! Ich hab's ja nicht ganz gerne gethan. Heute ist Ostersonntag, im vorigen Jahr haben Sie mir ein so schönes Ei geschenkt und diesmal nichts . . . ach! bitte, ich bitte, zanken Sie mit mir wieder!" Und still und demütig schluchzte sie vor sich hin.

„Ein Osterei will ich Ihnen gerne wieder schenken — aber mit unserer Freundschaft ist's aus. Die wird nimmer auferstehen und nimmer werde ich mit Ihnen zanken."

Mit zuckenden Lippen hörte sie ihn an. „Max, das thut mir sehr, sehr leid, nicht wegen Loris, nein, nein, nur meinetwegen . . . Geben Sie mir die Ohrfeige wieder, vielleicht versöhnt Sie das."

„Ein Mädchen schlägt man nicht," antwortete er würdevoll.

„Ich zerbreche mir den Kopf," schluchzte sie bitter, „wie ich alles wieder gut machen soll. Wissen Sie gar keinen Ausweg."

„Denken Sie nur noch ein bischen nach, es wird Ihnen gar nichts schaden," sagte er trocken. Und dann nach einer Weile: „Na, haben Sie nachgedacht?"

„Ja, ja," antwortete sie zaghaft, „aber an das denken Sie gewiß nicht!"

„Wer weiß, vielleicht doch!"

„Wenn Zwei dasselbe denken . . .," hauchte sie träumerisch.

„Wenn Zwei dasselbe denken . . .," flüsterte er.

„Ja, wenn ich nicht fürchtete, wieder eine Ohrfeige zu bekommen, würde ich's sagen, woran ich denke."

Ihr Auge leuchtete glücklich auf und . . . in demselben Moment lagen sie sich in den Armen. „Nicht wahr, Du zankst wieder mit mir?"

„Ja, ja, mein geliebtes Kind."

„Geh, so zank' doch ein bischen!"

Und im Übermut des Glückes fing er an, fürchterlich zu schreien und zu zanken, und dabei hielt er sie in den Armen, und nach jedem Worte küßte er sie und sie lachte hell auf, daß die beiden Väter drinnen erschrocken und mit hochgeschwungenen Dominosteinen in den Salon eilten.

„Wenn Zwei dasselbe denken," dröhnte die Stimme Maxens, dann, dann gibts einen Kuß, und wieder einen Kuß."

Die beiden Väter gingen still wieder zurück, woher sie gekommen waren. Sie fühlten sich im Salon sehr überflüssig. Aber Domino spielten sie nicht mehr. Die beiden alten Knaben umarmten sich. „Wir Zwei haben auch immer dasselbe gedacht," rief glücklich der Sanitätsrat, „und heute hat sich's erfüllt," schmunzelte der Fabrikant. Eine andächtige Stimmung kam über sie beide. „Diese Ostern bedeuten auch eine Auferstehung für uns, eine Auferstehung in unseren Kindern," sagte der alte Rat und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Vom Salon herüber drangen die Stimmen Anna's und Maxen's näher und näher und sich selig umschlungen haltend trat das Brautpaar ins Zimmer.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.